Ludwig Tieck

Franz Sternbalds Wanderungen

Reclam

LUDWIG TIECK

Franz Sternbalds Wanderungen

STUDIENAUSGABE

MIT 16 BILDTAFELN

HERAUSGEGEBEN VON
ALFRED ANGER

PHILIPP RECLAM JUN. STUTTGART

Universal-Bibliothek Nr. 8715-19
© Philipp Reclam jun. Stuttgart 1966. Gesetzt in Borgis Garamond
Antiqua. Printed in Germany 1974. Herstellung: Reclam Stuttga
ISBN 3-15-008715-5

RICHARD ALEWYN

zu seinem 65. Geburtstag

Franz Sternbalds Wanderungen.

Eine altdeutsche Geschichte

herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Erster Theil.

Berlin

bei Johann Friedrich Unger.

1798.

Erster Teil

VORREDE

Seit lange habe ich folgendes Buch als das liebste Kind meiner Muße und Phantasie gehegt und übergebe es nun Dir, geliebter Leser, mit dem Wunsche, daß es Dir gefallen möge. Wenn Du die Kunst liebst, so erdulde das nachsichtig, was Du darüber gesagt findest. Am meisten habe ich bei diesem Werke meiner Laune an Euch, ihr Jünger der Kunst, gedacht, die Ihr Euch mit unermüdetem Streben zu den großen Meisterwerken hinandrängen wollet, die Ihr Euer wechselndes Gemüt und die wunderbaren Stimmungen, die Euch beherrschen, nicht begreift, die Ihr gern die Widersprüche lösen möchtet, die Euch in manchen Stunden ängstigen. Euch widme ich diese Blätter mit besonderer Liebe und mit herzlichen Wünschen, daß Euch hie und da vielleicht eine Wolke schwindet, die Eure Aussicht verdeckte.

Man rechne mir kleine chronologische Fehler nicht zu strenge nach, man behandle dies kleine Buch nicht wie die Geschichte eines Staats. Meine Schwächen empfinde ich selber und wie ich das Ideal nicht erreichen kann, das in meinem Innern steht. Es ist mit mir und meiner Erfindung so, wie der große Dichter dem Künstler in den Mund legt:

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen,
Ich fühl's, ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

14 ff. Vgl. hierzu S. 86 f.

18 ff. Vgl. hierzu die Rezension in der *Deutschen Bibliothek:* Anhang S. 516 f.

23. der große Dichter: Goethe in seinem Gedicht *Künstlers Abendlied*, das zuerst (1775) unter dem Titel *Lied eines physiognomischen Zeichners* erschienen war.

ERSTES BUCH

Erstes Kapitel

„So sind wir denn nun endlich aus den Toren der Stadt", sagte Sebastian, indem er stillestand und sich freier umsah.

„Endlich?" antwortete seufzend Franz Sternbald, sein Freund. „Endlich? Ach nur zu früh, allzufrüh."

Die beiden Menschen sahen sich bei diesen Worten lange an, und Sebastian legte seinem Freunde zärtlich die Hand an die Stirne und fühlte, daß sie heiß sei. „Dich schmerzt der Kopf", sagte er besorgt, und Franz antwortete: „Nein, das ist es nicht, aber daß wir uns nun bald trennen müssen."

„Noch nicht!" rief Sebastian mit einem wehmütigen Erzürnen aus, „so weit sind wir noch lange nicht, ich will dich wenigstens eine Meile begleiten."

Sie gaben sich die Hände und gingen stillschweigend auf einem schmalen Wege nebeneinander.

Jetzt schlug es in Nürnberg vier Uhr, und sie zählten aufmerksam die Schläge, obgleich beide recht gut wußten, daß es keine andere Stunde sein konnte; indem warf das Morgenrot seine Flammen immer höher, und es gingen schon undeutliche Schatten neben ihnen, und die Gegend trat rund umher aus der ungewissen Dämmerung heraus.

„Wie alles noch so still und feierlich ist", sagte Franz, „und bald werden sich diese guten Stunden in Saus und Braus, in Getümmel und tausend Abwechselungen verlieren. Unser Meister schläft wohl noch und arbeitet an seinen Träumen, seine Gemälde stehen aber auf der Staffelei und warten schon auf

22 ff. Vgl. hierzu Goethes Urteil: Anhang S. 505.

ihn. Es tut mir doch leid, daß ich ihm den Petru nicht habe können ausmalen helfen."

„Gefällt er dir?" fragte Sebastian.

„Über die Maßen", rief Franz aus, „es sollte mi fast bedünken, als könnte der gute Apostel, der e so ehrlich meinte, der mit seinem Degen so rasch be der Hand war und nachher doch aus Lebensfurch das Verleugnen nicht lassen konnte und sich vo einem Hahn mußte eine Buß- und Gedächtnispre digt halten lassen, als wenn ein solcher beherzte und furchtsamer, starrer und gutmütiger Aposte nicht anders habe aussehn können, als ihn Meiste Dürer so vor uns hingestellt hat. Wenn er dich z dem Bilde läßt, lieber Sebastian, so wende ja alle deinen Fleiß darauf und denke nicht, daß es für ei schlechtes Gemälde gut genug sei. Willst du mir da versprechen?"

Er nahm, ohne eine Antwort zu erwarten, seines Freundes Hand und drückte sie stark, Sebastian sagte: „Deinen Johannes will ich recht aufheben und ihn behalten, wenn man mir auch viel Geld dafür böte."

Mit diesen Reden waren sie an einen Fußsteig gekommen, der einen nähern Weg durchs Korn führte. Rote Lichter zitterten an den Spitzen der Halme, und der Morgenwind rührte sich darin und machte Wellen. Die beiden jungen Maler unterhielten sich noch von ihren Werken und von ihren Planen für die Zukunft, Franz verließ jetzt Nürnberg, seine vaterländische Stadt, um in der Fremde seine Kennt-

1. Petrus: Eines der letzten Hauptwerke Dürers ist die große Doppeltafel mit den Vier Aposteln: Johannes und Petrus, Paulus und Markus. Vgl. Tafel 1.

13. Dürer: Zur Dürer-Verehrung im *Sternbald* vgl. Wackenroders *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruder.* (1797).

nis zu erweitern und nach einer mühseligen Wanderschaft dann als ein vollendeter Meister zurückzukehren. Sebastian blieb noch bei dem wohlverdienten Albrecht Dürer, dessen Name im ganzen Lande ausgebreitet war. Die Sonne ging nun in aller Majestät hervor, und Sebastian und Franz sahen abwechselnd nach den Türmen von Nürnberg zurück, deren Kuppeln und Fenster blendend im Schein der Sonne glänzten.

Die jungen Freunde fühlten stillschweigend den Druck des Abschieds, der ihrer wartete, sie sahen jedem kommenden Augenblicke mit Furcht entgegen, sie wußten, daß sie sich trennen mußten, und konnten es doch immer noch nicht glauben.

„Das Korn steht schön", sagte Franz, um nur das ängstigende Schweigen zu unterbrechen, „wir werden eine schöne Ernte haben."

„Diesmal", antwortete Sebastian, „werden wir nicht miteinander das Erntefest besuchen, wie seither geschah; ich werde gar nicht hingehn, denn du fehlst mir, und all das lustige Pfeifen und Schalmeigetöne würde nur ein bittrer Vorwurf für mich sein, daß ich ohne dich käme."

Dem jungen Franz standen bei diesen Worten die Tränen in den Augen, denn alle Szenen, die sie einer mit dem andern gesehn, alles, was sie in brüderlicher Gesellschaft erlebt hatten, ging schnell durch sein Gedächtnis; als nun Sebastian noch hinzusetzte: „Wirst du mich auch in der Ferne noch immer liebbehalten?", konnte er sich nicht mehr fassen, sondern fiel dem Fragenden mit lautem Schluchzen um den Hals und ergoß sich in tausend Tränen, er zitterte, es war, als wenn ihm das Herz zerspringen wollte. Sebastian hielt ihn fest in seinen Armen geklammert und mußte nun mit ihm weinen, ob er gleich älter und von einer härteren Konstitution war. „Komme wieder zu dir!"

sagte er endlich zu seinem Freunde, „wir müssen ur
fassen, wir sehn uns ja wohl wieder."

Franz antwortete nicht, sondern trocknete sein
Tränen ab, ohne sein Gesicht zu zeigen. Es liegt i
Schmerze etwas, dessen sich der Mensch schämt,
mag seine Tränen selbst vor seinem Busenfreund
auch wenn sie diesem gehören, gern verbergen.

Sie erinnerten sich nun daran, wie sie schon o
von dieser Reise gesprochen hätten, wie sie ihne
also nichts weniger als unerwartet käme, wie sehr s
Franz gewünscht und sie immer als sein höchst
Glück angesehn hätte. Sebastian konnte nicht be
greifen, warum sie jetzt so traurig wären, da i
Grunde nichts vorgefallen sei, als daß nun endlic
der langgewünschte Augenblick wirklich herbeig
kommen wäre. Aber so ist das Glück des Menscher
er kann sich dessen nur freuen, wenn es aus de
Ferne auf ihn zuwandelt, kömmt es ihm nahe un
ergreift seine Hand, so schaudert er oft zusammen
als wenn er die Hand des Todes faßte.

„Soll ich dir die Wahrheit gestehn?" fuhr Franz
fort, „du glaubst nicht, wie seltsam mir gestern abend
zu Sinne war. Ich hatte meinen Gedanken so oft
die Pracht Roms, den Glanz Italiens vorgemalt, ich
konnte mich bei der Arbeit ganz darin verlieren,
daß ich mir vorstellte, wie ich auf unbekannten Fuß-
steigen, durch schattige Wälder wanderte, und dann
fremde Städte und niegesehene Menschen meinem
Blicke begegneten; ach, die bunte, ewigwechselnde
Welt mit ihren noch unbekannten Begebenheiten, die
Künstler, die ich sehn würde, das hohe gelobte Land
der Römer, wo einst die Helden würklich und wahr-
haftig gewandelt sind, deren Bilder mir schon Trä-
nen entlockt hatten, sieh, alles dies zusammen hatte
oft meine Gedanken so gefangengenommen, daß ich
zuweilen nicht wußte, wo ich war, wenn ich wieder

aufsah. Und das alles soll würklich werden! rief ich dann manchmal aus, es soll eine Zeit geben können, sie naht sich, in der du nicht mehr vor der alten, so wohlbekannten Staffelei sitzest, eine Zeit, wo du in all die Herrlichkeit hineinleben darfst und immer mehr sehn, mehr erfahren, nie aufwachen, wie es dir jetzt wohl geschieht, wenn du so zuzeiten von Italien träumst; – ach, wo, wo bekömmst du Sinne, Gefühl genug her, um alles treu und wahr, lebendig und urkräftig aufzufassen? – Und dann war es, als wenn sich Herz und Geist innerlich ausdehnten und wie mit Armen jene zukünftige Zeit erhaschen, an sich reißen wollten – und nun –"

„Und nun, Franz?"

„Kann ich es dir sagen?" antwortete jener, „kann ich es selber ergründen? Als wir gestern abend um den runden Tisch unsers Dürers saßen und er mir noch Lehren zur Reise gab, als die Hausfrau indes den Braten schnitt und sich nach dem Kuchen erkundigte, den sie zu meiner Abreise gebacken hatte, als du nicht essen konntest und mich immer von der Seite betrachtetest, o Sebastian, es wollte mir immer mein armes, ehrliches Herz zerreißen. Die Hausfrau kam mir so gut vor, sooft sie auch mit mir gescholten hatte, sooft sie auch unsern braven Meister Dürer betrübt hatte; hatte sie mir doch selbst meine Wäsche eingepackt, war sie doch gerührt, daß ich abreisen wollte. Nun war unsere Mahlzeit geendigt, und wir alle waren nicht fröhlich gewesen, sosehr wir es uns auch vorher vorgenommen hatten. Jetzt nahm ich Abschied von Meister Albrecht, ich wollte so hart sein und konnte vor Tränen nicht reden; ach, mir fiel es zu sehr ein, wieviel ich ihm zu danken hatte, was er ein vortrefflicher Mann ist, wie herrlich er malt und ich so nichts gegen ihn bin und er doch in den letzten Wochen immer tat, als wenn ich

seinesgleichen wäre; ich hatte das alles noch nie so zusammen empfunden, und nun warf es mich auch dafür nieder. Ich ging fort, und du gingst stillschweigend in deine Schlafkammer: nun war ich auf meiner Stube allein. Keinen Abend werd ich mehr hier hereintreten, sagte ich zu mir selber, indem ich das Licht auf den Boden stellte: für dich, Franz, ist nun dieses Bette zum letzten Male in Ordnung gelegt, du wirfst dich noch einmal hinein und siehst diese Kissen, denen du so oft deine Sorgen klagtest auf denen du noch öfter so süß schlummertest, nie siehst du sie wieder. – Sebastian, geht es allen Menschen so, oder bin ich nur ein solches Kind? Es war mir fast, als stünde mir das größte Unglück bevor das dem Menschen begegnen könnte, ich nahm sogar die alte Lichtschere mit Zärtlichkeit, mit einem wehmütigen Gefühl in die Hand und putzte damit den langen Docht des Lichtes. Ich war überzeugt, daß ich vom guten Dürer nicht zärtlich genug Abschied genommen hatte, ich machte mir heftige Vorwürfe darüber, daß ich ihm nicht alles gesagt hatte, wie ich von ihm dachte, welch ein vortrefflicher Mann er in meinen Augen sei, daß er nun von mir so entfernt würde, ohne daß er wüßte, welche kindliche Liebe, welche brennende Verehrung, welche Bewunderung ich mit mir nähme. Als ich so über die alten Giebel hinübersah und über den engen, dunkeln Hof, als ich dich nebenan gehen hörte und die schwarzen Wolken so unordentlich durch den Himmel zogen, ach! Sebastian! wie wenn ihr mich aus dem Hause würfet, als wenn ich nicht mehr euer Freund und Gesellschafter sein dürfte, als wenn ich allein als ein Unwürdiger verstoßen sei, verschmäht und verachtet – so regte es sich in meinem Busen. Alle meine Plane, meine Hoffnungen, alles war vorübergezogen, und ich konnte es mir gar nicht denken, daß es

mich je gefreut hatte. Ich hatte keine Ruhe, ich ging noch einmal vor Dürers Gemach und hörte ihn drinnen schlafen, o ich hätte ihn gern noch einmal umarmt, alles genügte mir nicht, ich hätte mögen dableiben, an kein Verreisen hätte müssen gedacht werden, und ich wäre vergnügt gewesen. – – Und noch jetzt! sieh, wie die fröhlichen Lichter des Morgens um uns spielen, und ich trage noch alle Empfindungen der dunkeln Nacht in mir. Warum müssen wir immer früheres Glück vergessen, um von neuem glücklich sein zu können? – Ach! laß uns hier einen Augenblick stillestehen, horch, wie schön die Gebüsche flüstern; wenn du mir gut bist, so singe mir hier noch einmal das altdeutsche Lied vom Reisen."

Sebastian stand sogleich still und sang, ohne vorher zu husten, folgende Verse.

„Willt du dich zur Reis' bequemen
Über Feld,
Berg und Tal
Durch die Welt,
Fremde Städte allzumal,
Mußt Gesundheit mit dir nehmen.

Neue Freunde aufzufinden,
Läßt die alten du dahinten,
Früh am Morgen bist du wach,
Mancher sieht dem Wandrer nach,
Weint dahinten,
Kann die Freud' nicht wiederfinden.

17 ff. Alle Gedichte im *Sternbald* stammen von Tieck; knapp die Hälfte davon hat er später in seine letzte große Lyriksammlung (*Gedichte von Ludwig Tieck. Neue Ausgabe.* Berlin, bei G. Reimer, 1841) aufgenommen. Vgl. dort S. 91: *Lied vom Reisen.*

Eltern, Schwester, Bruder, Freund,
Auch vielleicht das Liebchen weint,
Laß sie weinen, traurig und froh
Wechselt das Leben bald so, bald so,
Nimmer ohne Ach! und Oh
Heimat bleibt dir treu und bieder,
Kehrst du nur als Treuer wieder,
Reisen und Scheiden
Bringt des Wiedersehens Freuden."

Franz hatte sich ins hohe Gras gesetzt und san die letzten Verse inbrünstig mit, er stand auf, un sie kamen an die Stelle, wo Sebastian hatte umkeh ren wollen.

„Grüße noch einmal!" rief Franz aus, „alle, di mich kennen, und lebe du recht wohl."

„Und du gehst nun?" fragte Sebastian. „Muß ic denn nun ohne dich umkehren?"

Sie hielten sich beide fest umschlossen. „Ach, nu eins noch!" rief Sebastian aus, „es quält mich gar zu sehr, und ich kann dich so nicht lassen."

Franz wünschte den Abschied im Herzen vorüber, es war, als wenn sein Herz von diesen gegenwärtigen Minuten erdrückt würde, er sehnte sich nach der Einsamkeit, nach dem Walde, um dann von seinem Freunde entfernt seinen Schmerz ausweinen zu können. Aber Sebastian verlängerte die Augenblicke des Abschieds, weil er sich durch kein neues Leben, durch keine neue Gegend konnte trösten lassen, er kannte alles genau, wozu er zurückkehrte. „Willst du mir versprechen?" rief er aus.

„Alles! alles!"

„Ach, Franz!" fuhr jener klagend fort, „ich lasse dich nun los, und du bist nicht mehr mein, ich weiß nicht, was dir begegnet, ich kann dir nicht ins Gesicht sehen, und so setze ich deine Liebe, ja dich selbst

auf ein ungewisses Spiel. Wirst du auch noch in der weiten Ferne an deinen einfältigen Freund Sebastian denken? Ach, wenn du nun unter klugen und vornehmen Leuten bist, wenn es nun schon lange her ist, daß wir hier Abschied genommen haben, willst du mich auch dann nie verachten?"

„O mein liebster Sebastian!" rief Franz schluchzend.

„Wirst du immer noch Nürnberg so lieben", fuhr jener fort, „und deinen Meister so lieben, den wackern Albrecht? Wirst du dich nie klüger fühlen? O versprich mir, daß du derselbe Mensch bleiben willst, daß du dich nicht vom Glanz des Fremden willst verführen lassen, daß alles dir noch ebenso teuer ist, daß ich dich noch ebenso angehe."

„O Sebastian", sagte Franz, „mag die ganze Welt klug und überklug werden, ich will immer ein Kind bleiben."

Sebastian sagte: „Oh, wenn du einst mit fremden, abgebettelten Sitten wiederkämst, alles besser wüßtest und dir das Herz nicht mehr so warm schlüge, wenn du dann mit kaltem Blute nach Dürers Grabstein hinsehn könntest und du höchstens über die Arbeit und Inschrift sprächest – oh, so möcht' ich dich gar nicht wiedersehn, dich gar nicht für meinen Bruder erkennen."

„Sebastian! bin ich denn so?" rief Franz heftig aus; „ich kenne ja dich, ich liebe ja dich und mein Vaterland und die Stube, worin unser Meister wohnt, und die Natur und Gott. Immer werd ich daran hangen, immer, immer! Sieh, hier, an diesem alten Eichenbaum verspreche ich es dir, hier hast du meine Hand darauf."

Sie umarmten sich und gingen stumm auseinan-

22. Dürers Grabstein: In Nürnberg, am Grabe Dürers, sollte der Roman enden; vgl. Anhang S. 501.

der, nach einer Weile stand Franz still, dann lief er dem Sebastian nach und umarmte ihn wieder. „Ach Bruder", sagte er, „und wenn Dürer den Ecce hom fertig hat, so schreibe mir doch recht umständlich wie der geworden ist, und glaube ja an die Göt lichkeit der Bibel, ich weiß, daß du manchmal üb davon dachtest."

„Ich will es tun", sagte Sebastian, und sie trennte sich wieder, aber nun kehrte keiner um, oft wandte sie das Gesicht, ein Wald trat zwischen beide.

Zweites Kapitel

Als Sebastian nach der Stadt zurückkehrte und Fran sich nun allein sah, ließ er seinen Tränen ihren Lau „Lebe wohl, tausendmal wohl", sagte er immer sti vor sich hin, „wenn ich dich nur erst wiedersähe!"

Die Arbeiter auf den Feldern waren nun in Bewe gung, alles war tätig und rührte sich; Bauern fuhre vor ihm vorüber, in den Dörfern war Getümmel, in den Scheuren wurde gearbeitet. Wieviel Menschen sind mir heut schon begegnet, dachte Franz bei sich und unter allen diesen weiß vielleicht kein einziger von dem großen Albrecht Dürer, der mit seinen Wer ken meinen ganzen Kopf einnimmt, den zu erreichen mein einziges Trachten ist; sie wissen vielleicht alle kaum, daß es eine Malerei gibt, und doch fühlen sie sich nicht unglücklich. Ich weiß es nicht und kann nicht einsehn, wie man so leben könnte, so einsam und verlassen, und doch treibt jeder emsig sein Ge schäft, und es ist gut, daß es so ist und so sein muß.

Die Sonne war indes hoch gestiegen und brannte heiß herunter, die Schatten der Bäume waren kurz

3. Ecce homo: Darstellung des dornengekrönten Christus.

die Arbeiter gingen zum Mittagsessen nach ihren Häusern. Franz dachte daran, wie sich nun Sebastian dem Albrecht Dürer gegenüber zu Tische setzte, wie man von ihm spreche. Er beschloß auch im nächsten Gehölze stillzuliegen und seinen mitgenommenen Vorrat hervorzuholen. Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den grünen Blättern entgegenwehte, als er in das Wäldchen hineintrat! Alles war still, und nur das Rauschen der Bäume schallte manchmal durch die liebliche Einsamkeit und ein ferner Bach, der durchs Gehölz floß. Franz setzte sich auf den weichen Rasen und zog seine Schreibtafel heraus, um den Tag seiner Auswanderung anzumerken, dann holte er frischen Atem, und ihm war leicht und wohl, er war jetzt über die Abwesenheit seines Freundes getröstet, er fand alles gut, so wie es war. Er breitete seine Tafel aus und aß mit Wohlbehagen von seinem mitgenommenen Vorrate, er fühlte jetzt nur die schöne ruhige Gegenwart, die ihn umgab.

Indem kam ein Wandersmann die Straße gegangen und grüßte Franzen sehr freundlich, es war ein junger rotbackiger Bursche, er schien müde, und Franz bat ihn daher, sich neben ihn niederzusetzen und mit ihm vorliebzunehmen. Der junge Reisende nahm sogleich diesen Vorschlag an, und beide verzehrten gutes Muts ihre Mittagsmahlzeit und tranken den Wein, den Franz aus Nürnberg mitgenommen hatte. Der Fremde erzählte hierauf unserm Freunde, daß er ein Schmiedegeselle sei und eben auf der Wanderschaft begriffen, er gehe nun, die hochberühmte Stadt Nürnberg in Augenschein zu nehmen und da etwas Rechtes für sein Handwerk bei den kunstreichen Meistern zu lernen.

„Und was treibt Ihr für ein Gewerbe?“ fragte er, indem er seine Erzählung geendigt hatte.

„Ich bin ein Maler", sagte Franz, „und bin heut
morgen aus Nürnberg ausgewandert."

„Ein Maler?" rief jener aus, „so einer von dene
die für die Kirchen und Klöster die Bilder verfert
gen."

„Recht", antwortete Franz, „mein Meister ha
deren schon genug ausgearbeitet."

„Oh", sagte der Schmied, „was ich mir schon o
gewünscht habe, einen solchen Mann bei seiner A
beit zu sehn, denn ich kann es mir gar nicht vorste
len. Ich habe immer geglaubt, daß die Gemälde
den Kirchen schon sehr alt wären und daß jetzt g
keine Leute lebten, die dergleichen machen könnten

„Grade umgekehrt", sagte Franz, „die Kunst i
jetzt höher gestiegen, als sie nur jemals war, ich da
Euch sagen, daß man jetzt so malt, wie es die fr
hern Meister nie vermocht haben, die Manier ist jet
edler, die Zeichnung richtiger und die Ausarbeitur
bei weitem fleißiger, so daß die jetzigen Bilder de
wirklichen Menschen ungleich ähnlicher sehn als d
vormaligen."

„Und könnt Ihr Euch denn davon ernähren?"
fragte der Schmied.

„Ich hoffe es", antwortete Franz, „daß mich die
Kunst durch die Welt bringen wird."

„Aber im Grunde nützt doch das zu nichts", fuhr
jener fort.

„Wie man es nimmt", sagte Franz und war inner-

26 ff. Sternbald wird häufig gezwungen, Kunst und Künstler
gegen das Prinzip der Nützlichkeit zu verteidigen; vgl. S. 20,
37 f. (Zeuner), 52 f. (Mutter), 173 ff. (bei Vansen), vgl. auch
S. 262 f. (Anselm), 334 f. (Brief Sebastians) und 356 f. Ernste
Zweifel an dem sozialen Wert der Kunst wie des Künstlers
äußert schon Wackenroder in seinen Briefen, in den *Herzens-
ergießungen* und in den *Phantasieen über die Kunst, für Freunde
der Kunst* (1799); vgl. auch Goethes *Wilhelm Meisters Lehr-
jahre* oder Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*.

lich über diese Rede böse. „Das menschliche Auge und Herz findet ein Wohlgefallen daran, die Bibel wird durch Gemälde verherrlichet, die Religion unterstützt, was will man von dieser edlen Kunst mehr verlangen?“

„Ich meine“, sagte der Gesell, ohne sehr darauf zu achten, „es könnte doch zur Not entbehrt werden, es würde doch kein Unglück daraus entstehn, kein Krieg, keine Teurung, kein Mißwachs, Handel und Wandel bliebe in gehöriger Ordnung; das alles ist nicht so mit dem Schmiedehandwerk der Fall, als worauf ich reise, und darum dünkt mich, müßtet Ihr mit einiger Besorgnis so in die Welt hineingehn, denn Ihr seid immer doch ungewiß, ob Ihr Arbeit finden werdet.“

Franz wußte darauf nichts zu antworten und schwieg still, er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob seine Beschäftigung den Menschen nützlich wäre, sondern sich nur seinem Triebe überlassen. Er wurde betrübt, daß nur irgend jemand an dem hohen Werte der Kunst zweifeln könne, und doch wußte er jetzt nicht jenen zu widerlegen. „Ist doch der heilige Apostel Lukas selbst ein Maler gewesen!“ fuhr er endlich auf.

„Wirklich?“ sagte der Schmied und verwunderte sich, „das hätt' ich nicht gedacht, daß das Handwerk schon so alt wäre.“

„Möchtet Ihr denn nicht“, fuhr Franz mit einem hochroten Gesichte fort, „wenn Ihr einen Freund oder Vater hättet, den Ihr so recht von Herzen liebtet, und Ihr müßtet nun auf viele Jahre auf die Wanderschaft gehn und könntet sie in der langen, langen Zeit nicht sehen, möchtet Ihr denn da nicht ein Bild wenigstens haben, das Euch vor den Augen stände und jede Miene, jedes Wort zurückriefe, das sie sonst gesprochen haben? Ist es denn nicht schön

und herrlich, wenigstens so im gefärbten Schatten das zu besitzen, was wir für teuer achten?"

Der Schmied wurde nachdenkend, und Franz öffnete schnell seinen Mantelsack und wickelte einige kleine Bilder aus, die er selbst vor seiner Abreise gemalt hatte. „Seht hieher", fuhr er fort, „seht, vor einigen Stunden habe ich mich von meinem liebsten Freunde getrennt, und hier trage ich seine Gestalt mit mir herum, der da ist mein teurer Lehrer, Albrecht Dürer genannt, grade so sieht er aus, wenn er recht freundlich ist, hier habe ich ihn noch einmal, wie er in seiner Jugend ausgesehen hat."

Der Schmied betrachtete die Gemälde sehr aufmerksam und bewunderte die Arbeit, daß die Köpfe so natürlich vor den Augen ständen, daß man beinahe glauben könnte, lebendige Menschen vor sich zu sehn. „Ist es denn nun nicht schön", sprach der junge Maler weiter, „daß sich männiglich bemüht, die Kunst immer höher zu treiben und immer wahrer das natürliche Menschenangesicht darzustellen? War es denn nicht für die übrigen Apostel und für alle damaligen Christen herrlich und eine liebliche Erquickung, wenn Lukas ihnen den Erlöser, der tot war, wenn er ihnen Maria und Magdalena und die übrigen hinmalen konnte, daß sie sie glaubten mit Augen zu sehen und mit den Händen zu erfassen? Und ist es dann auch nicht in unserm Zeitalter überaus schön, für alle Freunde des großen Mannes, des kühnen Streiters, den wackern Doktor Luther trefflich zu konterfeien und dadurch die Liebe der Menschen und ihre Bewunderung zu erhöhn? Und wenn wir alle längst tot sind, müssen es uns nicht Enkel und späte Urenkel Dank wissen, wenn sie nun die jetzigen Helden und großen Männer von uns gemalt antreffen? O wahrlich, sie werden dann Albrecht segnen und mich auch vielleicht loben, daß wir uns

ihnen zum Besten diese Mühe gaben und keiner wird denn die Frage aufwerfen: wozu kann diese Kunst nützen?"

„Wenn Ihr es so betrachtet", sagte der Schmied, „so habt Ihr ganz recht, und wahrlich, das ist dann ganz etwas anders, als Eisen zu hammern. Schon oft habe ich es mir auch gewünscht, so irgend etwas zu tun, das bliebe und wobei die künftigen Menschen meiner gedenken könnten, so eine recht überaus künstliche Schmiedearbeit, aber ich weiß immer noch nicht, was es wohl sein könnte, und ich kann mich auch oft nicht darin finden, warum ich das grade will, da keiner meiner Handwerksgenossen darauf gekommen ist. Bei Euch ist das auf die Art freilich etwas Leichtes und Ihr habt dabei nicht einmal so saure Arbeit wie unsereins. Aber darin denkt Ihr grade wie ich, seht, Tag und Nacht wollt' ich arbeiten und mich keinen Schweiß verdrießen lassen, wenn ich etwas zustande brächte, das länger dauerte wie ich, das der Mühe wert wäre, daß man sich meiner dabei erinnerte, und darum möcht' ich gern etwas ganz Neues und Unerhörtes erfinden oder entdecken, und ich halte die für sehr glückliche Menschen, denen so etwas gelungen ist."

Bei diesen Worten hörte Franzens Zorn nun völlig auf, er ward dem Schmiedegesellen darüber sehr gewogen und erzählte ihm noch mancherlei von sich und Nürnberg, er erfuhr, daß der junge Schmied aus Flandern komme und sich Messys nannte. „Wollt Ihr mir einen großen Gefallen tun?" fragte der Fremde.

„Gern", sagte Franz.

„Nun so schreibt mir einige Worte auf und gebt mir sie an Euren Meister und Euren jungen Freund mit, ich will sie dann besuchen und sie müssen mich

29. Messys: Vgl. die Fußnote zu S. 185.

bei ihrer Arbeit zusehn lassen, weil ich es mir gar nicht vorstellen kann, wie sich die Farben so künstlich übereinander legen; dann will ich auch nachsehn, ob Eure Bilder da ähnlich sind."

„Das ist nicht nötig", sagte Franz, „Ihr dürft nur so zu ihnen gehen, von mir erzählen und einen Gruß bringen, so sind sie gewiß so gut und lassen Euch einen ganzen Tag nach Herzenslust zusehn. Sagt ihnen dann, daß wir viel von ihnen gesprochen haben, daß mir noch die Tränen in den Augen stehen."

Sie schieden hierauf voneinander, und ein jeder ging seine Straße. Indem es gegen Abend kam, fielen dem jungen Sternbald viele Gegenstände zu Gemälden ein, die er in seinen Gedanken ordnete und mit Liebe bei diesen Vorstellungen verweilte; je röter der Abend wurde, je schwermütiger wurden seine Träumereien, er fühlte sich wieder einsam in der weiten Welt, ohne Kraft, ohne Hülfe in sich selber. Die dunkelgewordenen Bäume, die Schatten, die sich auf den Feldern ausstreckten, die rauchenden Dächer eines kleinen Dorfs und die Sterne, die nach und nach am Himmel hervortraten, alles rührte ihn innig, alles bewegte ihn zu einem wehmütigen Mitleiden mit sich selber.

Er kehrte in die kleine Schenke des Dorfs ein, begehrte ein Abendessen und eine Ruhestelle. Als er allein war und schon die Lampe ausgelöscht hatte, stellte er sich ans Fenster und sah nach der Gegend hin, wo Nürnberg lag. „Dich sollt' ich vergessen?" rief er aus, „dich sollt' ich weniger lieben? O mein liebster Sebastian, was wäre dann aus meinem Herzen geworden? Wie glücklich fühl ich mich darin, daß ich ein Deutscher, daß ich dein und Albrechts

14 f. Zu Sternbalds Gedankenmalerei vgl. S. 27, 34 f., 37, 41, 44, 48, 62 ff., 91, 99, 205, 280 ff. u. ö.

Freund bin; ach! wenn ihr mich nur nicht verstoßt, weil ich eurer unwürdig bin."

Er legte sich nieder, verrichtete sein Abendgebet und schlief dann beruhigter ein.

Drittes Kapitel

Am Morgen weckte ihn das muntre Girren der Tauben vor seinem Fenster, die manchmal in seine Stube hineinsahen und mit den Flügeln schlugen, dann wieder wegflogen und bald wiederkamen, um mit dem Halse nickend vor ihm auf und ab zu gehn. Durch einige Lindenbäume warf die Sonne schräge Strahlen in sein Gemach, und Franz stand auf und kleidete sich hurtig an; er sah mit festen Augen durch den reinen blauen Himmel, und alle seine Plane wurden lebendiger in ihm, sein Herz schlug höher, alle Gefühle seiner Brust erklangen geläuterter. Er hätte jetzt mit der Farbenpalette vor einer großen Tafel stehn mögen, und er hätte dreist die kühnen Figuren hingezeichnet, die sich in seiner Brust bewegten. Der frische Morgen gibt dem Künstler Stärkung, und in den Strahlen des Frührots regnet Begeisterung auf ihn herab: Der Abend löst und schmelzt seine Gefühle, er weckt Ahndungen und unerklärliche Wünsche in ihm auf, er fühlt dann näher, daß jenseits dieses Lebens ein andres kunstreicheres liege, und sein inwendiger Genius schlägt oft vor Sehnsucht mit den Flügeln, um sich freizumachen und hineinzuschwärmen in das Land, das hinter den goldnen Abendwolken liegt.

Franz sang ein Morgenlied und fühlte keine Müdigkeit vom gestrigen Wege mehr, er setzte mit frischen Kräften seine Reise fort. Das rege Geflügel

sang aus allen Gebüschen, das betaute Gras duftete, und alle Blätter funkelten wie Kristall. Er ging mit schnellen Schritten über eine schöne Wiese, und da Geschmetter der Lerchen zog über ihn hinweg, ihn war fast noch nie so wohl gewesen.

„Das Reisen", sagte er zu sich selber, „ist etwa Treffliches, diese Freiheit der Natur, diese Regsamkeit aller Kreaturen, der reine weite Himmel un der Menschengeist, der alles dies zusammenfasse und in *einen* Gedanken zusammenstellen kann – ob glücklich ist der, der bald die enge Heimat verläßt um wie der Vogel seinen Fittich zu prüfen und sich auf unbekannten, noch schönern Zweigen zu schaukeln. Welche Welten entwickeln sich im Gemüt wenn die freie Natur umher mit kühner Sprache in uns hineinredet, wenn jeder ihrer Töne unser Her trifft und alle Empfindungen zugleich anrührt. Ich möchte von mir glauben, daß ich ein guter Male würde, denn warum sollte ich es nicht werden können, da mein ganzer Sinn sich so der Kunst zuwendet, da ich keinen andern Wunsch habe, da ich gern alles übrige in dieser Welt aufgeben mag? Ich will nicht so zaghaft sein wie Sebastian, ich will mir selber vertrauen."

Am Mittage ruhte er in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte; hier traf er einen Bauer, der mit einem Wagen noch denselben Tag vier Meilen nach seinem Wohnort zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm einig und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann und erzählte unterwegs unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon siebenzig Jahr alt und hatte im Laufe seines Lebens mancherlei erfahren, er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er

nie hingekommen war. Franz ward durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder, wunderweit entlegener Ort sei, so daß er die als Auserwählte betrachtete, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor die Behausung des Bauers an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen, und er beantwortete alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet, und alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich gar nicht müde war.

Das Abendrot glänzte noch im Grase vor der Tür, und die Kinder spielten darin, wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und lieblich rot waren die Angesichter der Knaben und Mädchen, knurrend setzte sich die Hauskatze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich, in der kleinen, beengten Stube so selig und frei, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Herde der Küche die Heimchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück, und alle nahmen fröhlich und gutes Muts die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden

Ernte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Haustiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll, man fühlte es, wie der Geist einer schönen Eintracht sie alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte, die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die Geschichte der heiligen Genoveva vor, dann des heiligen Laurentius und alle waren in tiefer Andacht verloren. Franz war überaus gerührt. Noch in der selben Nacht fing er einen Brief an seinen Freund Sebastian an, am Morgen nahm er herzlich von seinen Wirten Abschied und kam am folgenden Tage in eine kleine Stadt, wo er den Brief an seinen Freund beschloß. Wir teilen unsern Lesern diesen Brief mit.

„Liebster Bruder!

Ich bin erst seit so kurzer Zeit von Dir, und doch dünkt es mir schon so lange zu sein. Ich habe Dir

16. Genoveva: Die ursprünglich lateinische Legende (um 1400) von der heiligen Genoveva lieferte im 17. Jh. den Stoff zu zahlreichen geistlichen (Märtyrer-)Dramen; seit dem frühen 18. Jh. auch als Volksbuch verbreitet, an das sich Tiecks Drama *Leben und Tod der Heiligen Genoveva* (1800) eng anlehnt; vgl. die Genovevadramen von Maler Müller, Hebbel und Otto Ludwig, auch S. 353.

17. Laurentius: Diakon unter Sixtus II., erlitt 258 in Rom den Märtyrertod.

eigentlich nichts zu schreiben und kann es doch nicht unterlassen, denn Dein eignes Herz kann Dir alles sagen, was Du in meinem Briefe finden solltest, wie ich immer an Dich denke, wie unaufhörlich das Bild meines teuren Meisters und Lehrers vor mir steht. Ein Schmiedegeselle wird Euch besucht haben, den ich am ersten Tage traf, ich denke, Ihr habt ihn freundlich aufgenommen um meinetwillen. Ich schreibe diesen Brief in der Nacht, beim Schein des Vollmonds, indem meine Seele überaus beruhigt ist; ich bin hier auf einem Dorfe bei einem Bauer, mit dem ich vier Meilen hieher gefahren bin. Alle im Hause schlafen, und ich fühle mich noch so munter, darum will ich noch einige Zeit wach bleiben. Lieber Sebastian, es ist um das Treiben und Leben der Menschen eine eigne Sache. Wie die meisten so gänzlich ihres Zwecks verfehlen, wie sie nur immer suchen und nie finden und wie sie selbst das Gefundene nicht achten mögen, wenn sie ja so glücklich sind. Ich kann mich immer nicht darin finden, warum es nicht besser ist, warum sie nicht zu ihrem eigenen Glücke mit sich einiger werden. Wie lebt mein Bauer hier für sich und ist zufrieden und ist wahrhaft glücklich. Er ist nicht bloß glücklich, weil er sich an diesen Zustand gewöhnt hat, weil er nichts Besseres kennt, weil er sich findet, sondern alles ist ihm recht, weil er innerlich von Herzen vergnügt ist und weil ihm Unzufriedenheit mit sich etwas Fremdes ist. Nur Nürnberg wünscht er vor seinem Tode noch zu sehen und lebt doch so nahe dabei; wie mich das gerührt hat!

Wir sprechen immer von einer goldnen Zeit und denken sie uns so weit weg und malen sie uns mit so sonderbaren und buntgrellen Farben aus. O teurer Sebastian, oft dicht vor unsern Füßen liegt dieses wundervolle Land, nach dem wir jenseits des Ozeans und jenseits der Sündflut mit sehnsüchtigen Augen

suchen. Es ist nur das, daß wir nicht redlich mit un-
selber umgehen. Warum ängstigen wir uns in unser-
Verhältnissen so ab, um nur das bißchen Brot z
haben, das wir selber darüber nicht einmal in Rul
verzehren können? Warum treten wir denn nicl
manchmal aus uns heraus und schütteln alles das a
was uns quält und drückt, und holen darüber fr
schen Atem und fühlen die himmlische Freiheit, d
uns eigentlich angeboren ist? Dann müssen wir d
Kriege und Schlachten, der Zänkereien und Ve
leumdungen auf einige Zeit vergessen, alles hint
uns lassen und die Augen davor zudrücken, daß es
dieser Welt so kunterbunt hergeht und sich alles to
und verworren durcheinanderschiebt, damit irge
einmal der himmlische Friede eine Gelegenheit fänd
sich auf uns herabzusenken und mit seinen süße
lieblichen Flügeln zu umarmen. Aber wir wollen u
gern immer mehr in dem Wirrwarr der gewöhnlich
Welthändel verstricken, wir ziehn selber einen Fl
über den Spiegel, der aus den Wolken herunterhän
und in welchem Gottheit und Natur uns ihre himn
lischen Angesichter zeigen, damit wir nur die Eitel
keiten der Welt desto wichtiger finden dürfen. Se
kann der Menschengeist sich nicht aus dem Staub
aufrichten und getrost zu den Sternen hinblicken
und seine Verwandtschaft zu ihnen empfinden. E
kann die Kunst nicht lieben, da er das nicht liebt
was ihn von der Verworrenheit erlöst, denn mit die
sem seligen Frieden ist die Kunst verwandt. D
glaubst nicht, wie gern ich jetzt etwas malen möchte
was so ganz den Zustand meiner Seele ausdrückt
und ihn auch bei andern wecken könnte. Ruhige
fromme Herden, alte Hirten im Glanz der Abend
sonne und Engel, die in der Ferne durch Kornfelde
gehn, um ihnen die Geburt des Herrn, des Erlöser
des Friedefürsten, zu verkündigen. Kein wildes Er

starren, keine erschreckten, durcheinandergeworfenen Figuren, sondern mit freudiger Sehnsucht müßten sie nach den Himmlischen hinschauen, die Kinder müßten mit ihren zarten Händlein nach den goldnen Strahlen hindeuten, die von den Botschaftern ausströmten. Jeder Anschauer müßte sich in das Bild hineinwünschen und seine Prozesse und Plane, seine Weisheit und seine politischen Konnexionen auf ein Viertelstündchen vergessen, und ihm würde dann vielleicht so sein, wie mir jetzt ist, indem ich dieses schreibe und denke. Laß Dich manchmal, lieber Sebastian, von der guten, freundlichen Natur anwehen, wenn es Dir in deiner Brust zu enge wird, schau auf die Menschen jezuweilen hin, die im Strudel des Lebens am wenigsten bemerkt werden, und heiße die süße Frömmigkeit willkommen, die unter alten Eichen beim Schein der Abendsonne, wenn Heimchen zwitschern und Feldtauben girren, auf Dich niederkömmt. Nenne mich nicht zu weich und vielleicht phantastisch, wenn ich Dir dieses rate, ich weiß, daß Du in manchen Sachen anders denkst, und vernünftiger und eben darum auch härter bist.

Ein Nachbar besuchte uns noch nach dem Abendessen und erzählte in seiner einfältigen Art einige Legenden von Märtyrern. Der Künstler sollte nach meinem Urteil bei Bauern oder Kindern manchmal in die Schule gehn, um sich von seiner kalten Gelehrsamkeit oder zu großen Künstlichkeit zu erholen, damit sein Herz sich wieder einmal der Einfalt auftäte, die doch nur einzig und allein die wahre Kunst ist. Ich wenigstens habe aus diesen Erzählungen vieles gelernt; die Gegenstände, die der Maler daraus darstellen müßte, sind mir in einem ganz neuen Lichte erschienen. Ich weiß Kunstgemälde, wo der

25 ff. Vgl. Wackenroders *Herzensergießungen.*

rührendste Gegenstand von unnützen schönen Figu-
ren, von Gemäldegelehrsamkeit und trefflich ausge-
dachten Stellungen so eingebaut war, daß das Aug
lernte, das Herz aber nichts dabei empfand, als wo
auf es doch vorzüglich müßte abgesehen sein. So abe
wollen einige Meister größer werden als die Größe
sie wollen ihren Gegenstand nicht darstellen, son
dern verschönern, und darüber verlieren sie sich i
Nebendingen. Ich denke jetzt an alles das, was un
der vielgeliebte Albrecht so oft vorgesagt hat, un
fühle, wie er immer recht und wahr spricht. – Grüß
ihn; ich muß hier aufhören, weil ich müde bin. Mor
gen komme ich nach einer Stadt, da will ich de
Brief schließen und abschicken. –

Ich bin angekommen und habe Dir, Sebastian, nu
noch wenige Worte zu sagen und auch diese dürfte
vielleicht überflüssig sein. Wenn nur das ewige Au
und Abtreiben meiner Gedanken nicht wäre! Wen
die Ruhe doch, die mich manchmal wie im Vorbe
fliegen küßt, bei mir einheimisch würde, dann könn
ich von Glück sagen, und es würde vielleicht mit de
Zeit ein Künstler aus mir, den die Welt zu den an-
gesehenen zählte, dessen Namen sie mit Achtung und
Liebe spräche. Aber ich sehe es ein, noch mehr fühl
ich es, das wird mir ewig nicht gegönnt sein. Ich kann
nicht dafür, ich kann mich nicht im Zaume halten,
und alle meine Entwürfe, Hoffnungen, mein Zu-
trauen zu mir geht vor neuen Empfindungen unter,
und es wird leer und wüst in meiner Seele, wie in
einer rauhen Landschaft, wo die Brücken von einem
wilden Waldstrome zusammengerissen sind. Ich hatte
auf dem Wege so vielen Mut, ich konnte mich ordent-
lich gegen die großen, herrlichen Gestalten nicht
schützen und mich ihrer nicht erwehren, die in mei-
ner Phantasie aufstiegen, sie überschütteten mich mit
ihrem Glanze, überdrängten mich mit ihrer Kraft

und eroberten und beherrschten so sehr meinen Geist, daß ich mich freute und mir ein recht langes Leben wünschte, um der Welt, den Kunstfreunden und Dir, geliebter Sebastian, so recht ausführlich hinzumalen, was mich innerlich mit unwiderstehlicher Gewalt beherrschte. Aber kaum habe ich nun die Stadt, diese Mauern und die Emsigkeit der Menschen gesehen, so ist alles in meinem Gemüte wieder wie zugeschüttet, ich kann die Plätze meiner Freude nicht wiederfinden, keine Erscheinung steigt auf. Ich weiß nicht mehr, was ich bin; mein Sinn ist gänzlich verwirrt. Mein Zutrauen zu mir scheint mir Raserei, meine inwendigen Bilder sind mir abgeschmackt, sie kommen mir so vor, als wenn sie sich nie wirklich fügen würden, als wenn kein Auge daran Wohlgefallen finden könnte. Mein Brief verdrießt mich; mein Stolz ist beschämt. – Was ist es, Sebastian, warum kann ich nicht mit mir einig werden? Ich meine es doch so gut und ehrlich. – Lebe wohl und bleibe immer mein Freund und grüße Meister Albrecht."

Viertes Kapitel

Franz hatte in dieser Stadt einen Brief von Dürer an einen Mann abzugeben, der der Vorsteher einer ansehnlichen Fabrik war. Er ging zu ihm und traf ihn gerade in Geschäften, so daß Herr Zeuner den Brief nur sehr flüchtig las und mit dem jungen Sternbald nur wenig sprechen konnte, er bat ihn aber, zum Mittagsessen wiederzukommen.

Franz ging betrübt durch die Gassen der Stadt und fühlte sich ganz fremd. Zeuner hatte für ihn et-

25 ff. Chamisso hat die hier folgende Zeuner-Episode für die Einleitung des *Peter Schlemihl* (1814) benutzt.

was Zurückstoßendes und Kaltes, und er hatte ein
sehr freundliche Aufnahme erwartet, da er einen
Brief von seinem ihm so teuren Lehrer brachte. A
es Zeit zum Mittagsessen war, ging er nach Zeune
Hause zurück, das eins der größten in der Stadt wa
mit Bangigkeit schritt er die großen Treppen hinau
und durch den prächtig verzierten Vorsaal; im ga
zen Hause merkte man, daß man sich bei einem re
chen Manne befinde. Er ward in einen Saal geführ
wo eine stattliche Versammlung von Herren und D
men, alle mit schönen Kleidern angetan, nur auf d
Augenblick des Essens zu warten schienen. Nur w
nige bemerkten ihn, und die zufälligerweise ein G
spräch mit ihm anfingen, brachen bald wieder ab, a
sie hörten, daß er ein Maler sei. Jetzt trat der He
des Hauses herein, und alle drängten sich mit hö
lichen und freundlichen Glückwünschen um ihn he
um; jeder ward freundlich von ihm bewillkomn
auch Franz im Vorbeigehn. Dieser hatte sich in ei
Ecke des Fensters zurückgezogen und sah mit Bangi
keit und schlagendem Herzen auf die Gasse hinun
ter, denn es war zum ersten Male, daß er sich in eine
solchen großen Gesellschaft befand. Wie anders kam
ihm hier die Welt vor, da er von anständigen, wohl
gekleideten und unterrichteten Leuten über tausend
nichtswürdige Gegenstände, nur nicht über die Ma
lerei reden hörte, ob er gleich geglaubt hatte, daß si
jedem Menschen am Herzen liegen müsse und daß
man auf ihn, als einen vertrauten Freund Albrecht
Dürers, besonders aufmerksam sein würde.

Man setzte sich zu Tische, er saß fast unten. Durch
den Wein belebt, ward das Gespräch der Gesellschaft
bald munterer, die Frauen erzählten von ihren
Putze, die Männer von ihren mannigfaltigen Ge
schäften, der Hausherr ließ sich weitläuftig darüber
aus, wie sehr er nun nach und nach seine Fabrik ver

bessert habe und wie der Gewinn also um so einträglicher sei. Was den guten Franz besonders ängstigte, war, daß von allen abwesenden reichen Leuten mit einer vorzüglichen Ehrfurcht gesprochen wurde; er fühlte, wie hier das Geld das einzige sei, was man achte und schätze: er konnte fast kein Wort mitsprechen. Auch die jungen Frauenzimmer waren ihm zuwider, da sie nicht so züchtig und still waren, wie er sie sich vorgestellt hatte, alle setzten ihn in Verlegenheit, er fühlte seine Armut, seinen Mangel an Umgang zum erstenmal in seinem Leben auf eine bittere Art. In der Angst trank er vielen Wein und ward dadurch und von den sich durchkreuzenden Gesprächen ungemein erhitzt. Er hörte endlich kaum mehr darauf hin, was gesprochen ward, die groteskesten Figuren beschäftigten seine Phantasie, und als die Tafel aufgehoben ward, stand er mechanisch mit auf, fast ohne es zu wissen.

Die Gesellschaft verfügte sich nun in einen angenehmen Garten, und Franz setzte sich etwas abseits auf eine Rasenbank nieder, es war ihm, als wenn die Gesträuche und Bäume umher ihn über die Menschen trösteten, die ihm so zuwider waren. Seine Brust ward freier, er wiederholte in Gedanken einige Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte und die ihm seit lange nicht eingefallen waren. Der Hausherr kam auf ihn zu, er stand auf, und sie gingen sprechend in einem schattigen Gange auf und ab.

„Ihr seid jetzt auf der Reise?" fragte ihn Zeuner.

„Ja", antwortete Franz, „vorjetzt will ich nach Flandern und dann nach Italien."

„Wie seid Ihr grade auf die Malerkunst geraten?"

„Das kann ich Euch selber nicht sagen, ich war plötzlich dabei, ohne zu wissen, wie es kam; einen Trieb, etwas zu bilden, fühlte ich immer in mir."

„Ich meine es gut mit Euch", sagte Zeuner, „Ihr

seid jung und darum laßt Euch von mir raten. Ir
meiner Jugend gab ich mich auch wohl zuweilen mi
Zeichnen ab, als ich aber älter wurde, sah ich ei
daß mich das zu nichts führen könne. Ich legte mi
daher eifrig auf ernsthafte Geschäfte und widme
ihnen alle meine Zeit, und seht, dadurch bin ich nu
auch das geworden, was ich bin. Eine große Fabr
und viele Arbeiter stehn unter mir, zu deren Au
sicht sowie zum Führen meiner Rechnungen ich in
mer treue Leute brauche. Wenn Ihr wollt, so kön
Ihr mit einem sehr guten Gehalte bei mir eintrete
weil mir grade mein erster Aufseher gestorben is
Ihr habt ein sichres Brot und ein gutes Auskomme
Ihr könnt Euch hier verheiraten und sogleich antre
fen, was Ihr in einer ungewissen zukünftigen Fer
sucht. – Wollt Ihr also Eure Reise einstellen und h
mir bleiben?"

Franz antwortete nicht.

„Ihr mögt vielleicht viel Geschick zur Kunst h
ben", fuhr jener fort, „aber was habt Ihr mit al
dem gewonnen? Wenn Ihr ein großer Meister wer
det, so führt Ihr doch immer ein kümmerliches und
höchst armseliges Leben. Ihr habt ja das Beispiel a
Eurem Lehrer. Wer erkennt ihn, wer belohnt ihn
Mit allem seinem Fleiße muß er sich doch von einem
Tage zum andern hinübergrämen, er hat keine froh
Stunde, er kann sich nie recht ergötzen, niemand
achtet ihn, da er ohne Vermögen ist, statt daß e
reich, angesehen und von Einfluß sein könnte, wenn
er sich den bürgerlichen Geschäften gewidmet hätte."

„Ich kann Euren Vorschlag durchaus nicht anneh
men", rief Franz aus.

„Und warum nicht? Ist denn nicht alles wahr, wa
ich Euch gesagt habe?"

„Und wenn es auch wahr ist", antwortete Franz
„so kann ich es doch so unmöglich glauben. Wenn Ih

das Zeichnen und Bilden sogleich habt unterlassen können, als Ihr es wolltet, so ist das gut für Euch, aber so habt Ihr auch unmöglich einen recht kräftigen Trieb dazu verspürt. Ich wüßte nicht, wie ich es anfinge, daß ich es unterließe, ich würde Eure Rechnungen und alles verderben, denn immer würden meine Gedanken darauf gerichtet bleiben, wie ich diese Stellung und jene Miene gut ausdrücken wollte, alle Eure Arbeiter würden mir nur ebenso viele Modelle sein, Ihr wärt ein schlechter Künstler geworden, so wie ich zu allen ernsthaften Geschäften verdorben bin, denn ich achte sie zu wenig, ich habe keine Ehrfurcht vor dem Reichtum, ich könnte mich nimmer zu diesem kunstlosen Leben bequemen. Und was Ihr mir von meinem Albrecht Dürer sagt, gereicht den Menschen, nicht aber ihm zum Vorwurf. Er ist arm, aber doch in seiner Armut glückseliger als Ihr. Oder haltet Ihr es denn für so gar nichts, daß er sich hinstellen darf und sagen: Nun will ich einen Christuskopf malen! und das Haupt des Erlösers mit seinen göttlichen Mienen in kurzem wirklich vor Euch stehet und Euch ansieht und Euch zur Andacht und Ehrfurcht zwingt, selbst wenn Ihr gar nicht dazu aufgelegt seid? Seht, so ein Mann ist der verachtete Dürer."

Franz hatte nicht bemerkt, daß während seiner Rede sich das Gesicht seines Wirts zum Unwillen verzogen hatte; er nahm kurz Abschied und ging mit weinenden Augen nach seinem Wirtshause. Hier hatte er auf seinem Fenster das Bildnis Albrecht Dürers aufgestellt, und als er in die Stube trat, fiel er laut weinend und klagend davor nieder und schloß es in seine Arme, drückte es an die Brust und bedeckte es mit Küssen. „Ja, mein guter, lieber, ehrlicher Meister!" rief er aus, „nun lerne ich erst die Welt und ihre Gesinnungen kennen! Das ist das, was ich dir nicht glauben wollte, sooft du es mir auch

sagtest. Ach wohl, wohl sind die Menschen undankbar gegen dich und deine Herrlichkeit und gegen die Freuden, die du ihnen zu genießen gibst. Freilich haben Sorgen und stete Arbeit diese Furchen in dein Stirne gezogen, ach! ich kenne diese Falten ja nur zu gut. Welcher unglückselige Geist hat mir diese Liebe und Verehrung zu dir eingeblasen, daß ich wie ein lächerliches Wunder unter den übrigen Menschen hier umstehen muß, daß ich auf ihr Reden nichts zu antworten weiß, daß sie meine Fragen nicht verstehen? Aber ich will dir und meinem Triebe getreu bleiben, was tut's, wenn ich arm und verachtet bin, was hindert's, wenn ich auch am Ende aus Mangel umkommen sollte! Du und Sebastian, ihr beide werdet mich wenigstens deshalb lieben!"

Er hatte noch einen Brief von Dürers Freund Pirkheimer an einen angesehenen Mann in der Stadt abzugeben. Er war unentschlossen, ob er ihn selber hintragen sollte. Endlich nahm er sich vor, ihn eilig abzugeben und noch an diesem Abend die Stadt, die ihm so sehr zuwider war, zu verlassen.

Man wies ihn auf seine Fragen nach einem abgelegenen kleinen Hause, in welchem die größte Ruhe und Stille herrschte. Ein Diener führte ihn in ein geschmackvolles Zimmer, in welchem ein ehrwürdiger alter Mann saß; es war derselbe, an den der Brief gerichtet war. „Ich freue mich", sagte der Greis, „wieder einmal Nachrichten von meinem lieben Freunde Pirkheimer zu erhalten; aber verzeiht, junger Mann, meine Augen sind zu schwach, daß Ihr so gut sein müßt, ihn mir vorzulesen."

Franz schlug den Brief auseinander und las unter

17. Willibald Pirkheimer (1470–1530), Humanist und Nürnberger Diplomat, naher Freund Dürers; zum Gespräch zwischen Sternbald und dem Freunde Pirkheimers vgl. Goethe: Anhang S. 505.

Herzklopfen, wie Pirkheimer ihn als einen edlen und sehr hoffnungsvollen jungen Maler rühmte und ihn den besten Schüler Albert Dürers nannte. Bei diesen Worten konnte er kaum seine Tränen zurückdrängen.

„So seid Ihr ein Schüler des großen Mannes, meines teuren Albrechts?" rief der Alte wie entzückt aus, „oh, so seid mir von Herzen willkommen!" Er umarmte mit diesen Worten den jungen Mann, der nun seine schmerzliche Freude nicht mehr mäßigen konnte, laut schluchzte und ihm alles erzählte.

Der Greis tröstete ihn, und beide setzten sich. „O wie oft", sagte der alte Mann, „habe ich mich an den überaus köstlichen Werken dieses wahrhaft einzigen Mannes ergötzt, als meine Augen noch in ihrer Kraft waren! Wie oft hat nur er mich über alles Unglück dieser Erde getröstet! O wenn ich ihn doch einmal wiedersehen könnte!"

Franz vergaß nun, daß er noch vor Sonnenuntergang hatte die Stadt verlassen wollen; er blieb gern, als ihn der Alte zum Abendessen bat. Bis spät in die Nacht mußte er ihm von Albrechts Werken, von ihm erzählen, dann von Pirkheimer und von seinen eigenen Entwürfen. Franz ergötzte sich an diesem Gespräch und konnte nicht müde werden, dies und jenes zu fragen und zu erzählen, er freute sich, daß der Greis die Kunst so schätzte, wie er von seinem Lehrer mit eben der Wärme sprach.

Sehr spät gingen sie auseinander, und Franz fühlte sich so getröstet und so glücklich, daß er noch lange in seinem Zimmer auf und ab ging, den Mond betrachtete und an großen Gemälden in Gedanken arbeitete.

31. Mond: A: „Mann", wohl Druckfehler, nicht Dürer gemeint, dessen Bild Franz an seinem Fenster stehen hatte; B: „Mond".

Fünftes Kapitel

Wir treffen unsern jungen Freund wieder an vo
einem Dorfe an der Tauber. Er hatte einen Umwe
gemacht, um hier seine Eltern zu besuchen, denn e
war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälligerwei
nach Nürnberg gekommen und auf sein inständig
Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht,
hatte in Nürnberg einige weitläuftige Verwandte
die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen E
tern, die Bauern waren, lange keine Nachrichten b
kommen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldch
stand, das vor dem Dorfe lag. Hier war sein Spie
platz gewesen, hier war er oft in der stillen Einsa
keit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wer
die Schatten immer dichter zusammenwuchsen ur
das Rot der sinkenden Sonne tief unten durch d
Baumstämme äugelte und mit zuckenden Strahle
um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb en
zündet, und er betrat den Wald mit einer Empfin
dung, wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er
hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, vor
dem er sich immer kaum hatte trennen können; die
sen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war
eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zwei
gen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den
Baum und den Rasen am Fuße desselben noch ebenso
weich und frisch als ehemals. Wie vieler Gefühle aus
seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! Wie
er gewünscht hatte, oben in dem krausen Wipfel zu

1 ff. Goethes Urteil zu diesem Kapitel: Anhang S. 505.

13 ff. Vorübergehende Rückkehr ins Elternhaus, an den Ort
früher Kindheitserinnerungen: vgl. etwa Goethes *Werther*,
Wackenroders *Joseph Berglinger* oder Tiecks *William Lovell*
und seinen *Peter Lebrecht*.

19. B: „sein Trieb zur Kunst entzündet".

sitzen und von da ins weite Land hineinzuschauen, mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehn hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause rückkehrten, sondern im ewig frohen Leben von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einatmeten und Gesang zurückgaben, die das Abend- und Morgenrot sahen, die keine Schule hatten und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormals gedacht hatte, alle kindische Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innersten erschrak, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe und wieder dasselbe denke und empfinde, er noch derselbe Mensch sei. Alle zwischenliegenden Jahre und alles, was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab, und er stand wieder als Knabe da, die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, so nah, daß er alles übrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschte herüber und ging durch die großen Äste des Baums, und alle Gefühle, die fernsten und dunkelsten Erinnerungen wurden mit herübergeweht, und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück, und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

„Wer bin ich?“ sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. „Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Eltern so lange, fast, wenn ich wahr sein soll, vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten

und teuersten Gefühle verhärten könnte? Und doch kann es nur das sein, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte."

Er stand in Gedanken, und die Malerstube und Albrecht und seine Kopien kamen ihm wieder in die Gedanken, er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber und hörte schnell wieder durch, was sie nun je miteinander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich, und die Natur selbst, der Himmel, der rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Atem und Leben zu seinen Gemälden herzugeben. Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und alles, was er gedacht und empfunden, war ihm nur deswegen wert, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er ging mit schnellen Schritten weiter, und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten, er taumelte aus einer Erinnerung in die andere und verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er innehielt, und verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich teuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. „Es ist hier, gewißlich hier!" sagte er zu sich selber und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einem Male brachen ihm die Tränen aus den Augen, er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wußte er alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen, auf diesem

Platze hatte er Blumen gesucht, ein Wagen kam dahergefahren und hielt still, eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide gingen auf dem grünen Platze auf und ab und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen, er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indes ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So verging eine Zeit, und Franz hatte alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tage zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand wie der Mond das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihn dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne, was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen und sich von ihm gekannt, er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden sein würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte, als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte, setzte er sich ins grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns und konnte sich vor Wehmut, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen un-

gewissen Hoffnungen nicht fassen. „Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem törichten Herzen?“ rief er aus. „Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Tränen und verklungne Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Überirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mmagnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahndungen durcheinander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüt zugerichtet ist, denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist und die uns zum Leben notwendig bleibt, ich matte mich ab in mir selber, und keiner hat dessen Gewinn, mein Mut verzehrt sich, ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen, denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahnde und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.“

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weitergins und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er ging an einem Garten vorbei, und über dem Zaun her über hing ein Zweig voll roter schöner Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen und

22. A: „seh im“, Druckfehler.

sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn in der Kindheit oft erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten, aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen, lieblichen Geschmacke angelockt, das Leben liebzugewinnen, wie es die Schulmeister in den Schulen machen, die mit Süßigkeiten dem Kinde Lust zum Lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens, er ist der Lockungen gewohnt und dagegen abgestumpft.

Franz ging über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehn schnell, aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Turms kam ihm nicht so hoch vor, alles war ihm beengter, das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Tür anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Tür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erkannte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen, er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durcheinander und fragten sich, und wußten doch nicht recht, was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufriedengeben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit, er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhange, wie er ihm immer gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: „Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anders zu suchen als

die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Grenze, Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß auch alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen."

„Liebster Sohn", sagte der Vater, „ich sehe, mein Lehren ist an dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmal diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind, ab darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in deinem Gewerbe, dam es dich ernährt, aber laß nicht deine Nahrung, dein Bekleidung den letzten Gedanken deines Lebe sein; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhm denn alles ist doch nur eitel, alles bleibt hinter un wenn der Tod uns fordert. Male, wenn es sein kan die heiligen Geschichten recht oft, um auch in wel lichen Gemütern die Andacht zu erwecken."

Franz aß wenig zu Mittage, der Alte schien si gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun sch daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie macht sich seinetwegen viel zu tun und vernachlässigte de Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich, e hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eine guten Sohns gezeigt, auf seine letzten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätt begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworre und sein Herz so matt, daß er über sich selber er schrak. Er dachte an tausend Gegenstände, die ih zerstreuten, vorzüglich ein Gemälde von Kranken von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern und darüber machte er sich dann die bittersten Vor würfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, gin die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten

31 f. Vgl. hierzu Wackenroders *Ein Brief Joseph Berglinger* in den *Phantasieen.*

der etwas entfernt war, Gemüse zu holen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Haustür tragen, um sich von den roten Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und im Westen regnete der Abend in goldnen Strömen nieder. Schafe weideten gegenüber, und Birken säuselten, der Vater schien stärker zu sein. „Nun sterb ich gerne", rief er aus, „da ich dich doch noch vor meinem Tode gesehen habe."

Franz konnte nicht viel antworten, die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig ins Gesicht, der sich wegwendete und seufzte: „Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter Letzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst alles vorüber wäre!" Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. „Ach! wenn man so mit hinuntersinken könnte!" rief der Alte aus, „mit hinunter mit der lieben Gottessonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseit muß es noch schöner sein; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich dir noch jetzt zu entdecken habe."

Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: „Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind." – Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab und sprach von gleichgültigen Dingen. „Morgen", sagte er heimlich zu Franz, „morgen!"

Die Herden kamen vom Felde mit den Schnittern, alles war fröhlich, aber Franz war sehr in Gedanken versunken, er betrachtete die beiden Alten in einem ganz neuen Verhältnisse zu sich selber, er konnte

kein Gespräch anfangen, die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster, der Alte ward hineingetragen und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Atemzug des Vaters, sie eilten hinzu, und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. „Ach! so ist er denn gestorben, ohne von mir Abschied zu nehmen?" sagte sie seufzend. „ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist. Wem soll ich mein Leid klagen, wer wird mir sagen, wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? – Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu tun, sondern ich muß mich nun so eben darin finden. Unser aller Ende sei ebenso sanft!"

Die Tränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannigfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

Sechstes Kapitel

Die Leiche des Alten lag in der Kammer auf Stroh ausgebreitet, und Franz stand sinnend vor der Tür. Die Nachbarn traten herzu und trösteten ihn; Brigitte weinte von neuem, sooft darüber gesprochen

27 ff. Goethes Urteil zu diesem Kapitel: Anhang S. 505.

wurde, sein Herz war zu, seine Augen waren wie vertrocknet, tausend neue Bilder zogen durch seine Sinne, er konnte sich selber nicht verstehn, er hätte gern mit jemand sprechen mögen, er wünschte Sebastian herbei, um ihm alles klagen zu können.

Am dritten Tage war das Begräbnis, und Brigitte weinte und klagte laut am Grabe, als sie nun den mit Erde zudeckten, den sie seit zwanzig Jahren so genau gekannt hatte, den sie fast einzig liebte. Sie wünschte auch bald zu sterben, um wieder in seiner Gesellschaft zu sein, um mit ihm die Gespräche fortzusetzen, die sie hier hatte abbrechen müssen. Franz schweifte indes im Felde umher und betrachtete die Bäume, die sich in einem benachbarten Teiche spiegelten. Er hatte noch nie eine Landschaft mit diesem Vergnügen beschaut, es war ihm noch nie vergönnt gewesen, die mannigfaltigen Farben mit ihren Schattierungen, das Süße der Ruhe, die Wirkung des Baumschlages in der Natur zu entdecken, wie er es jetzt im klaren Wasser gewahr ward. Über alles ergötzte ihn aber die wunderbare Perspektive, die sich bildete, und der Himmel dazwischen mit seinen Wolkenbildern, das zarte Blau, das zwischen den krausen Figuren und dem zitternden Laube schwamm. Franz zog seine Schreibtafel hervor und wollte die Landschaft anfangen zu zeichnen; aber schon die wirkliche Natur erschien ihm trocken gegen die Abbildung im Wasser, noch weniger aber wollten ihm die Striche auf dem Papiere genügen, die durchaus nicht nachbildeten, was er vor sich sah. Er war bisher noch nie darauf gekommen, eine Landschaft zu zeichnen, er hatte sie immer nur als eine notwendige Zugabe zu manchen historischen Bildern angesehn, aber noch nie empfunden, daß die leblose Natur etwas für sich Ganzes und Vollendetes ausmachen könne und so der Darstellung würdig sei. Unbefrie-

digt ging er nach der Hütte seines Pflegevaters zu
rück.

Seine Mutter kam ihm entgegen, die sich in de
ungewohnten Einsamkeit nicht zu lassen wußte. S
setzten sich beide auf eine Bank, die vor dem Hau
stand, und unterredeten sich von mancherlei Dinge
Franz ward durch jeden Gegenstand, den er sa
durch jedes Wort, das er hörte, niedergeschlagen, d
weidenden Herden, die ziehenden Töne des Wind
durch die Bäume, das frische Gras und die sanfte
Hügel weckten keine Poesie in seiner Seele auf. I
hatte Vater und Mutter verloren, seine Freunde ve
lassen, er kam sich so verwaist und verachtet vo
besonders hier auf dem Lande, wo er mit niema
über die Kunst sprechen konnte, daß ihn fast all
Mut zum Leben verließ. Seine Mutter nahm sei
Hand und sagte: „Lieber Sohn, du willst jetzt in d
weite Welt hineingehen, wenn ich dir raten soll,
tu es nicht, denn es bringt dir doch keinen Gewin
Die Fremde tut keinem Menschen gut, wo er zu Hau
gehört, da blüht auch seine Wohlfahrt; fremde Me
schen werden es nie ehrlich mit dir meinen, das Va
terland ist gut, und warum willst du so weit weg
und Deutschland verlassen, und was soll ich indesse
anfangen? Dein Malen ist auch ein unsicheres Brot
wie du mir schon selber gesagt hast, du wirst dar
über alt und grau; deine Jugend vergeht, und muß
noch obenein wie ein Flüchtling aus deinem Land
wandern. Bleib hier bei mir, mein Sohn, sieh, di
Felder sind alle im besten Zustande, die Gärten sin
gut eingerichtet, wenn du dich des Hauswesens un
des Ackerbaues annehmen willst, so ist uns beide
geholfen, und du führst doch ein sichres und ruhige
Leben, du weißt doch dann, wo du deinen Unter
halt hernimmst. Du kannst hier heiraten, es finde
sich wohl eine Gelegenheit; du lernst dich bald ei

und die Arbeit des Vaters wird dann von dir fortgesetzt. Was sagst zu dem allen, mein Sohn?"

Franz schwieg eine Weile still, nicht weil er den Vorschlag bei sich überlegte, sondern weil an diesem Tage alle Vorstellungen so schwer in seine Seele fielen, daß sie lange hafteten. Ihm lag Herr Zeuner von neuem in den Gedanken, er sah die ganze Gesellschaft noch einmal und fühlte alle Beängstigungen wieder, die er dort erlitten hatte. „Es kann nicht sein, liebe Mutter", sagte er endlich. „Seht, ich habe so lange auf die Gelegenheit zum Reisen gewartet, jetzt ist sie gekommen, und ich kann sie nicht wieder aus den Händen gehen lassen. Ich habe mir ängstlich und sorgsam all mein Geld, dessen ich habhaft werden konnte, dazu gesammelt, was würde Dürer sagen, wenn ich jetzt alles aufgäbe?"

Die Mutter wurde über diese Antwort sehr betrübt, sie sagte sehr weichherzig: „Was aber suchst du in der Welt, lieber Sohn? Was kann dich so heftig antreiben, ein ungewisses Glück zu erproben? Ist denn der Feldbau nicht auch etwas Schönes, und immer in Gottes freier Welt zu hantieren und stark und gesund zu sein? Mir zuliebe könntest du auch etwas tun, und wenn du noch so glücklich bist, kömmst du doch nicht weiter, als daß du dich satt essen kannst und eine Frau ernährst und Kinder groß ziehest, die dich lieben und ehren. Alles dies zeitliche Wesen kannst du nun hier schon haben, hier hast du es gewiß, und deine Zukunft ist noch ungewiß. Ach, lieber Franz, und es ist denn doch auch eine herzliche Freude, das Brot zu essen, das man selber gezogen hat, seinen eignen Wein zu trinken, mit den Pferden und Kühen im Hause bekannt zu sein, in der Woche zu arbeiten und des Sonntags zu rasten. Aber dein Sinn steht dir nach der Ferne, du liebst deine Eltern nicht, du gehst in dein Un-

glück und verlierst gewiß deine Zeit, vielleicht noch deine Gesundheit."

„Es ist nicht das, liebe Mutter!" rief Franz aus, „und Ihr werdet mich auch gar nicht verstehn, wenn ich es Euch sage. Es ist mir gar nicht darum zu tun, Leinwand zu nehmen und die Farben mit mehr oder minder Geschicklichkeit aufzutragen, um damit meinen täglichen Unterhalt zu erwerben, denn seht, in manchen Stunden kömmt es mir sogar sündhaft vor, wenn ich es so beginnen wollte. Ich denke an meinen Erwerb niemals, wenn ich an die Kunst denke, ja ich kann mich selber hassen, wenn ich zuweilen darauf verfalle. Ihr seid so gut, Ihr seid so zärtlich gegen mich, aber noch weit mehr, als Ihr mich liebt, liebe ich meine Hantierung. Nun ist es mir vergönnt, alle die Meister wirklich zu sehn, die ich bisher nur in der Ferne verehrt habe; von vielen habe ich nur die Namen gehört. Wenn ich dies erleben kann und beständig neue Bilder sehn und lernen und die Meister hören; wenn ich durch ungekannte Gegenden mit frischem Herzen streifen kann, so mag ich keines ruhigen Lebens genießen. Tausend Stimmen rufen mir herzstärkend aus der Ferne zu, die ziehenden Vögel, die über meinem Haupte wegfliegen, scheinen mir Boten aus der Ferne, alle Wolken erinnern mich an meine Reise, jeder Gedanke, jeder Pulsschlag treibt mich vorwärts, wie könnt' ich da wohl in meinen jungen Jahren ruhig hier sitzen und das Wachstum des Getreides abwarten, die Einzäunung des Gartens besorgen und Rüben pflanzen! Nein, laßt mir meinen Sinn, ich bitte Euch darum, und redet mir nicht weiter zu, denn Ihr quält mich nur damit."

„Nun, so magst du es haben", sagte Brigitte in halbem Unwillen, „aber ich weiß, daß es dich noch einmal gereuet, daß du dich wieder hieher wün-

schest, und denn ist's zu spät, daß du dann das hoch und teuer schätzest, was du jetzt schmähest und verachtest."

„Ich habe Euch etwas zu fragen, liebe Mutter", fuhr Franz fort. „Der Vater ist gestorben, ohne mir Rechenschaft davon zu geben; er sagte mir, ich sei sein Sohn nicht, und brach dann ab. Was wißt Ihr von meiner Herkunft?"

„Nichts weiter, lieber Franz", sagte die Mutter, „und dein Vater hat mir darüber nie etwas anvertraut. Als ich ihn kennenlernte und heiratete, warst du schon bei ihm und damals zwei Jahr alt; er sagte mir, daß du sein einziges Kind von seiner verstorbenen Frau seist. Ich verwundre mich, warum der Mann nun zu dir anders gesprochen hat."

Franz blieb also über seine Herkunft immer noch in Ungewißheit; diese Gedanken beschäftigten ihn sehr, und er wurde in manchen Stunden darüber verdrüßlich und traurig. Das Erntefest war indes herangekommen, und alle Leute im Dorfe waren sehr fröhlich; jedermann war nur darauf bedacht, sich zu vergnügen; die Kinder hüpften umher und konnten den Tag nicht erwarten. Franz hatte sich vorgenommen, diesen Tag in der Einsamkeit zuzubringen, sich nur mit seinen Gedanken zu beschäftigen und sich nicht um die Fröhlichkeit der übrigen Menschen zu bekümmern. Er war in der Woche, die er hier bei seinem Pflegevater zubrachte, überhaupt ganz in sich versunken, nichts konnte ihm rechte Freude machen, denn ihm war hier ganz anders, und alles ereignete sich so ganz anders, als er es vorher vermutet hatte. Am Tage vor dem Erntefest erhielt er einen Brief von seinem Sebastian, denn es war vorher ausgemacht, daß er ihm schreiben sollte, während er hier auf dem Dorfe sei. Wie wenn nach langen Winternächten und trüben Tagen der erste Früh-

lingstag über die starre Erde geht, so erheiterte sich Franzens Gemüt, als er diesen Brief in der Hand hielt; es war, als wenn ihn plötzlich sein Freund Sebastian selber anrühre und ihm in die Arme fliege; er hatte seinen Mut wieder, er fühlte sich nicht mehr so verlassen, er erbrach das Siegel.

Wie erstaunte und freute er sich zu gleicher Zeit, als er drinnen noch ein andres Schreiben von seinem Albrecht Dürer fand, welches er nie erwartet hatte. Er war ungewiß, welchen Brief er zuerst lesen sollte, doch schlug er Sebastians Brief auseinander, welcher folgendermaßen lautete:

„Liebster Franz.

Wir gedenken Deiner in allen unsern Gesprächen, und so kurze Zeit Du auch entfernt bist, so dünkt es mich doch schon recht lange. Ich kann mich immer noch in dem Hause ohne Dich nicht schicken und fügen, alles ist mir zu leer und doch zu enge, ich kann nicht sagen, ob sich das wieder ändern wird. Als ich von Dir an jenem schönen und traurigen Morgen durch die Kornfelder zurückging, als ich alle die Stellen wieder betrat, wo ich mit Dir gegangen war, und der Stadt mich nun immer mehr näherte; o Franz! ich kann es Dir nicht sagen, was da mein Herz empfand. Es war mir alles im Leben taub und ohne Reiz, und ich hätte vorher niemals geglaubt, daß ich Dich so liebhaben könnte. Wie wollte ich jetzt mit den Stunden geizen, die ich sonst unbesehn und ungenossen verschwendete, wenn ich nur mit Dir wieder zusammen sein könnte! Alles was ich in die Hände nehme, erinnert mich an Dich und meine Palette, mein Pinsel, alles macht mich wehmütig, ohne daß ich begreifen kann, wie es zu geht. Als ich in die Stadt wieder hineinkam, als ich

die gewohnten Treppen unsers Hauses hinaufstieg und da wieder alles liegen und stehn sah, wie ich es am frühen Morgen verlassen hatte, konnt' ich mich der Tränen nicht enthalten, ob ich gleich sonst nie so weich gewesen bin. Halte mich nicht für härter oder vernünftiger, lieber Franz, wie Du es nennen magst, denn ich bin es nicht, wenn es sich bei mir auch anders äußert als bei Dir. Ich war den ganzen Tag verdrüßlich, ich maulte mit jedermann; was ich tat, war mir nicht recht, ich wünschte Staffelei und das Porträt, das ich vor mir hatte, weit von mir weg, denn mir gelang kein Zug, und ich spürte auch nicht die mindeste Lust zum Malen. Meister Dürer war selbst an diesem Tage betrübter als gewöhnlich, alles war im Hause still, und wir fühlten es, daß mit Deiner Abreise eine andre Epoche unsers Lebens anfing.

Dein Schmied hat uns besucht; es ist ein lieber Bursche, wir haben viel über ihn gelacht, uns aber auch recht an ihm gefreut. Unermüdet hat er uns einen ganzen Tag lang zugesehn und wunderte sich immer darüber, daß das Malen so langsam von der Stelle ginge. Er setzte sich nachher selber nieder und zeichnete ein paar Verzierungen nach, die ihm ziemlich gut gerieten, es gereut ihn jetzt, daß er das Schmiedehandwerk erlernt und sich nicht lieber so wie wir auf die Malerei gelegt hat. Meister Dürer meint, daß viel aus ihm werden könnte, wenn er noch anfinge; und er selber ist halb und halb dazu entschlossen. Er hat Nürnberg schon wieder verlassen; von Dir hat er viel gesprochen und Dich recht gelobt.

Daß Du Dich von Deinen Empfindungen so regieren und zernichten lässest, tut mir sehr weh, Deine Überspannungen rauben Dir Kräfte und Entschluß,

9. maulte: ein Maul ziehen, verdrießlich sein, schmollen.

und wenn ich es Dir sagen darf, suchst Du sie etwas. Doch mußt Du darüber nicht zornig werden, jeder Mensch ist einmal anders eingerichtet als der andere. Aber strebe darnach, etwas härter zu sein, und Du wirst ein viel ruhigeres Leben führen, wenigstens ein Leben, in welchem Du weit mehr arbeiten kannst als in dem Strom dieser wechselnden Empfindungen, die Dich notwendig stören und von allem abhalten müssen.

Lebe recht wohl, und schreibe mir ja fleißig, damit wir uns einander nicht fremde werden, wie es sonst gar zu leicht geschieht. Teile mir alles mit, was Du denkst und fühlst, und sei überzeugt, daß in mir beständig ein mitempfindendes Herz schlägt, das jeden Ton des Deinigen beantwortet.

Ach! wie lange wird es währen, bis wir uns wiedersehn! Wie traurig wird mir jedesmal die Stunde vorkommen, in welcher ich mit Lebhaftigkeit an Dich denke und die schreckliche leere Nichtigkeit der Trennung so recht im Innersten fühle. Es ist um unser menschliches Leben eine dürftige Sache, so wenig Glanz und so viele Schatten, so viele Erdfarben, die durchaus keinen Firnis vertragen wollen. Adieu. Gott sei mit Dir. –"

Der Brief des wackern Albrecht Dürer lautete also:

„Mein lieber Schüler und Freund!

Es hat Gott gefallen, daß wir nun nicht mehr nebeneinander leben sollen, ob mich gleich kein Zwischenraum gänzlich von Dir wird trennen können. So wie die Abwechselungen des Lebens gehen, so ist es nun unter uns dahin gekommen, daß wir nur an

19. A: „Richtigkeit", Druckfehler; B: „Nichtigkeit".
31. A: „wir nun", Druckfehler; B: „wir nur".

einander denken, aneinander schreiben können. Ich habe Dir alle meine Liebe, alle meine herzlichsten Wünsche mit auf den Weg gegeben, und der allmächtige Gott leite jeden Deiner Schritte. Bleib ihm und der Redlichkeit treu, und Du wirst mit Freuden dieses Leben überstehn können, in dem uns mancherlei Leiden suchen irrezumachen. Es freut mich, daß Du der Kunst so fleißig gedenkst und zwar Vertrauen, aber kein übermütiges zu Dir selber hast. Das Zagen, das Dich oft überfällt, kömmt einem in der Jugend oft und ist viel eher ein gutes als ein schlimmes Zeichen. Es ist immer etwas Wunderbares darinnen, daß wir Maler nicht so recht unter die übrigen Menschen hineingehören, daß unser Treiben und unsre Geschäftigkeit die Welthändel und ihre Ereignisse so um gar nichts aus der Stelle rückt, wie es doch bei den übrigen Handwerkern der Fall ist; das befällt uns sehr oft in der Einsamkeit oder unter kunstlosen Menschen, und dann möchte uns schier aller Mut verlassen. Ein einziges gutes Wort, das wir plötzlich hören, ist aber auch wieder imstande, alle schaffende und wirkende Kraft in uns zurückzuliefern und Gottes Segen obendrein, so daß wir dann mit Großherzigkeit wieder an unsre Arbeit gehen mögen. Ach Lieber! die ganze menschliche Geschäftigkeit läuft im Grunde so auf gar nichts hinaus, daß wir nicht einmal sagen können: dieser Mensch ist unnütz, jener aber nützlich. Es ist die Erde zum Glück so eingerichtet, daß wir alle darauf Platz finden mögen; groß und klein, vornehm und geringe. Mir ist es in meinen jüngern Jahren oft ebenso wie Dir ergangen, aber die guten Stunden kommen doch immer wieder zurück. Wärst Du ohne Anlage und Talent, so würdest Du diese Leere in Deinem Herzen niemals empfinden.

Mein Weib läßt Dich grüßen. Bleib nur immer der

Wahrheit treu, das ist die Hauptsache. Deine fromme Empfindung, so schön sie ist, kann Dich zu weit leiten, wenn Du Dich nicht von der Vernunft regieren läßt. Nicht eigentlich zu weit; denn man kann gewiß und wahrlich nicht zu fromm und andächtig sein, sondern ich meine nur, Du dürftest endlich etwas Falsches in Dein Herz aufnehmen, das Dich sonst hinterginge, und so unvermerkt ein Mangel an wahrer Frömmigkeit entstehn. Doch sage ich dieses gar nicht, um Dich zu tadeln, sondern es geschieht nur, weil ich an manchen sonst guten Menschen desgleichen bemerkt habe, wenn sie an Gott und die Unsterblichkeit mit zu großer Rührung und nicht mit froher Erhebung der Seele gedacht haben, mit weichherziger Zerknirschung und nicht mit erhabner Mutigkeit, so sind sie am Ende in einen Zustand der Weichlichkeit verfallen, in dem sie die tröstende wahre Andacht verlassen hat und sie sich und ihrem Kleinsinn überlassen blieben. Doch wie ich sage, es gilt nicht Dich, denn Du bist zu gut, zu herzlich, als daß Du je darin verfallen könntest, und weil Du große Gedanken hegst und mit warmer, brünstiger Seele die Bibel liesest und die heiligen Geschichten, so wirst Du auch gewißlich ein guter Maler werden und ich werde noch einst stolz auf Dich sein.

Suche recht viel zu sehen, und betrachte alle Kunstsachen genau und wohl, dadurch wirst Du Dich endlich gewöhnen, mit Sicherheit selbst zu arbeiten und zu erfinden, wenn Du an allen das Vortreffliche erkennst, und auch dasjenige, was einen Tadel zugeben dürfte. Dein Freund Sebastian ist ein ganz melancholischer Mensch geworden, seit Du von uns gereiset bist; ich denke, es soll sich wohl wieder geben, wenn erst einige Wochen verstrichen sind. Gehab Dich wohl, und denke unsrer fleißig. –"

Durch Franzens Geist ergoß sich Heiterkeit und Stärke, er fühlte wieder seinen Mut und seine Kraft. Albrechts Stimme berührte ihn wie die Hand einer stärkenden Gottheit, und er fühlte in allen Adern seinen Gehalt und sein künftiges arbeitreiches Leben. Wie wenn man oft alte, längst vergessene Bücher wieder aufschlägt und in ihnen Belehrungen oder unerwarteten Trost im Leiden antrifft, so kamen vergangene Zeiten mit ihren Gedanken in Franzens Seele zurück, alte Entwürfe, die ihm von neuem gefielen. „Ja", sagte er, indem er die Briefe zusammenfaltete und sorgfältig in seine Schreibtafel legte, „es soll schon mit mir werden, weiß ich doch, daß mein Meister was von mir hält; warum will ich denn verzagen?"

Es war am folgenden Tage, an welchem das Erntefest gefeiert werden sollte. Franz hatte nun keinen Widerwillen mehr gegen das frohe, aufgeregte Menschengetümmel, er suchte die Freude auf, und war darum auch bei dem Feste zugegen. Er erinnerte sich einiger guten Kupferstiche von Albrecht Dürer, auf denen tanzende Bauern dargestellt waren und die ihm sonst überaus gefallen hatten; er suchte nun beim Klange der Flöten diese possierliche Gestalten wieder und fand sie auch wirklich; er hatte hier Gelegenheit zu bemerken, welche Natur Albrecht auch in diese Zeichnungen zu legen gewußt hatte.

Der Tag des Festes war ein schöner, warmer Tag, an dem alle Stürme und unangenehme Winde von freundlichen Engeln zurückgehalten wurden. Die Töne der Flöten und Hörner gingen wie eine liebliche Schar ruhig und ungestört durch die sanfte Luft hin. Die Freude auf der Wiese war allgemein, hier sah man tanzende Paare, dort scherzte und neckte

22. Vgl. Tafel 2.

sich ein junger Bauer mit seiner Liebsten, dor
schwatzten die Alten und erinnerten sich ihrer Ju
gend. Die Gebüsche standen still und waren fris
grün und überaus anmutig, in der Ferne lagen krau
Hügel mit Obstbäumen bekränzt. „Wie", sag
Franz zu sich, „sucht ihr Schüler und Meister imm
nach Gemälden und wißt niemals recht, wo ihr s
suchen müßt? Warum fällt es keinem ein, sich m
seiner Staffelei unter einen solchen unbefangen
Haufen niederzusetzen und uns auf einmal die
Natur ganz, wie sie ist, darzustellen. Keine abger
sene Fragmente aus der alten Historie und Götte
geschichte, die so oft weder Schmerz noch Freude
uns erregen, keine kalte Figuren aus der Legen
die uns oft gar nicht ansprechen, weil der Maler d
heiligen Männer nicht selber vor sich sah und er oh
Begeisterung arbeitete. Diese Gestalten wörtlich
und ohne Abänderung niedergeschrieben, damit w
lernen, welche Schöne, welche Erquickung in der ei
fachen Natürlichkeit verborgen liegt. Warum schwe
ihr immer in der weiten Ferne und in einer staub
bedeckten, unkenntlichen Vorzeit herum, uns zu er
götzen? Ist die Erde, wie sie jetzt ist, keiner Darste
lung mehr wert; und könnt ihr die Vorwelt male
wenn ihr gleich noch so sehr wollt? Und wenn ih
größeren Geister nun auch hohe Ehrfurcht in unse
Herz hineinbannt; wenn eure Stücke uns mit ern
ster, feierlicher Stimme anreden; warum sollen nic
auch einmal die holden Strahlen einer weltliche
Freude aus einem Gemälde herausbrechen? Warur
soll ich in einer freien, herzlichen Stunde nicht auc
einmal Bäuerlein und ihre Spiele und Ergötzunge
lieben? Dort werden wir beim Anblick der Bild
älter und klüger, hier kindischer und fröhlicher."

So stritt Franz mit sich selber und unterhielt se
nen Geist mit seiner Kunst, wenn er gleich nicht a

beitete. Es konnte ihm überhaupt nicht leicht etwas begegnen, wobei er nicht an Malereien gedacht hätte, denn das war so seine Art, seine Beschäftigung in allem, was er in der Natur oder unter Menschen sah und hörte, wiederzufinden. Alles gab ihm Antworten zurück, nirgends traf er eine Lücke, in der Einsamkeit sah ihm die Kunst zu, und in der Gesellschaft saß sie neben ihm, und er führte mit ihr stille Gespräche; darüber kam es denn aber auch, daß er so manches in der Welt gar nicht bemerkte, was weit einfältigern Gemütern ganz geläufig war, weshalb es auch geschah, daß ihn die beschränkten Leute leicht für unverständig oder albern hielten. Dafür bemerkte er aber manches, das jedem andern entging, und die Wahrheit und Feinheit seines Witzes setzte dann die Menschen oft in Erstaunen. So war Franz Sternbald um diese Zeit, ich weiß nicht, ob ich sagen soll ein erwachsenes Kind oder ein kindischer Erwachsener. O wohl dir, daß dir das Auge noch verhüllt ist über die Torheit und Armseligkeit der Menschen, daß du dir und deiner Liebe dich selbst mit aller Unbefangenheit ergeben kannst! Seliges Leben, wenn der Mensch nur noch in sich lebt und die übrigen umher nicht in sein Innres einzudringen vermögen und ihn so beherrschen. Es kommt bei den meisten eine Zeit, wo der Winter beständig in ihren Sommer hineinscheint, wo sie sich vergessen, um es den andern Menschen recht zu machen, wo sie ihrem Geiste keine Opfer mehr bringen, sondern ihr eigenes Herz als ein Opfer auf den Altar der weltlichen Eitelkeit niederlegen. Darum bist du mir eben so lieb, mein Franz Sternbald, weil du darin so ganz anders bist; meine eigene Jugend kömmt in meine Seele zurück, indem ich deine Geschichte schreibe,

34. deine: A: „keine", Druckfehler.

und alles, was ich litt, sowie alles, was mich be-
seligte.

Als es Abend geworden war und der rote Schim-
mer bebend an den Gebüschen hing, war seine Emp-
findung sanfter und schöner geworden. Er wieder-
holte den Brief Dürers in seinen Gedanken un-
zeichnete sich dabei die schönen Abendwolken in se-
nem Gedächtnisse ab. Er hatte sich im Garten in ei-
Laube zu einem frischen Bauermädchen gesetzt, d-
schon seit lange viel und lebhaft mit ihm gesproche-
hatte. Jetzt lag das Abendrot auf ihren Wangen, s-
sah sie an, sie ihn, und er hätte sie gern geküßt; s-
schön kam sie ihm vor. Sie fragte ihn, wenn er -
reisen gedächte; und es war das erstemal, daß er u-
gern von seiner Reise sprach. „Ist Italien weit vo-
hier?“ fragte die unwissende Gertrud.

„O ja“, sagte Franz, „manche Stadt, manch-
Dorf, mancher Berg liegt zwischen uns und Italie-
Es wird noch lange währen, ehe ich dort bin.“

„Und Ihr müßt dahin?“ fragte Gertrud.

„Ich will und muß“, antwortete er; „ich denk-
dort viel zu lernen für meine Malerkunst. Manche
alte Gebäude, manchen vortrefflichen Mann habe ic-
zu besuchen, manches zu tun und zu erfahren, eh-
ich mich für einen Meister halten darf.“

„Aber Ihr kommt doch wieder?“

„Ich denke“, sagte Franz, „aber es kann lang-
währen, und dann ist hier vielleicht alles anders, ic-
bin hier dann längst vergessen, meine Freunde un-
Verwandten sind vielleicht gestorben; die Bursche-
und Mädchen, die eben so fröhlich singen, sind den-
alt und haben Kinder. Daß das Menschenleben s-
kurz ist und daß in der Kürze dieses Lebens so viel
und betrübte Verwandlungen mit uns vorgehn!“

Gertrud ward von ihren Eltern abgerufen, un-
sie ging nach Hause; Franz blieb allein in der Laub-

„Freilich", sagte er zu sich, „ist es etwas Schönes, ruhig nur sich zu leben und recht früh das stille Land aufzusuchen, wo wir einheimisch sein wollen. Wem die Ruhe gegönnt ist, der tut wohl daran; mir ist es nicht so. Ich muß erst älter werden, denn jetzt weiß ich selber noch nicht, was ich will."

Siebentes Kapitel

Fast seit seiner Ankunft auf dem Dorfe hatte sich Franz eine Arbeit vorgenommen, es war nämlich nichts Geringers, als daß er seinem Geburtsorte ein Gemälde von sich hinterlassen wollte. Der Gedanke der Verkündigung der Geburt Christi lag ihm noch im Sinn, und er bildete ihn weiter aus und malte fleißig. Aber nun fehlte ihm diese Seelenruhe, die er damals in seinem Briefe geschildert hatte, alles hatte ihn betäubt, und die bildende Kraft erlag oft den Umständen. Er fühlte es lebhaft wieder, wie es ganz etwas anders sei, in einer glücklichen Minute ein kühnes und edles Kunstwerk zu entwerfen, und es nachher mit unermüdeter Emsigkeit und dem nie ermattenden Reiz der Neuheit durchzuführen. Mitten in der Arbeit verzweifelte er oft an ihrer Vollendung, er wollte es schon unbeendigt stehnlassen, als ihm Dürers Brief zur rechten Zeit Kraft und Erquickung schenkte. Jetzt endigte er schneller, als er erwartet hatte.

Wir wollen hier dem Leser dieses Bild Franzens ganz kurz beschreiben. Ein dunkles Abendrot lag auf den fernen Bergen, denn die Sonne war schon

27. Dieses Bild wird später (S. 122 f.) von Dürer sehr gelobt. Weitere Malereien Sternbalds: s. S. 24, 51, 88, 104 f., 172 f., 201, 243 f., 353 ff., 372, 374 u. ö.

seit lange untergegangen, in dem bleichroten Schein lagen alte und junge Hirten mit ihren Herden, da zwischen Frauen und Mädchen; die Kinder spielte mit Lämmern. In der Ferne gingen zwei Engel dur das hohe Korn und erleuchteten mit ihrem Glanz die Landschaft. Die Hirten sahen mit stiller Seh sucht nach ihnen, die Kinder streckten die Händ nach den Engeln aus, das Angesicht des einen Mä chens stand in rosenrotem Schimmer, vom ferne Strahl der Himmlischen erleuchtet. Ein junger Hi hatte sich umgewendet und sah mit verschränkte Armen und tiefsinnigem Gesichte der untergegang nen Sonne nach, als wenn mit ihr die Freude d Welt, der Glanz des Tages, die anmutigen und e quickenden Strahlen verschwunden wären; ein alt Hirte faßte ihn beim Arm, um ihn umzudrehen, ih die Freudigkeit zu zeigen, die von morgenwärts ho schritt. Dadurch hatte Franz der untergegangen Sonne gegenüber gleichsam eine neuaufgehende da stellen wollen, der alte Hirte sollte den jungen b ruhigen und zu ihm sagen: „Selig sind, die nunmeh sterben, denn sie werden in dem Herrn sterben!" Einen solchen zarten und trostreichen und frommen Sinn hatte Franz für den vernünftigen und fühlen den Beschauer in sein Gemälde zu bringen gesucht

Er hatte es nun vollendet und stand lange nach denkend und still vor seinem Werke. Er empfand eine wunderbare Beklemmung, die er an sich nich gewohnt war, es ängstigte ihn, von dem teuren Werke, an dem er mehrere Wochen mit so viele Liebe gearbeitet hatte, Abschied zu nehmen. Da glänzende Bild der ersten Begeisterung war wäh rend der Arbeit aus seiner Seele gänzlich hinweg gelöscht, und er fühlte darüber eine trübe Leere i seinem Innern, die er mit keinem neuen Entwurf mit keinem Bilde wieder ausfüllen konnte. „Ist e

nicht genug", sagte er zu sich selber, „daß wir von unsern lebenden Freunden scheiden müssen? müssen auch noch jene befreundeten Lichter in unserer Seele Abschied von uns nehmen? So gleicht unser Lebenslauf einem Spiele, in dem wir unaufhörlich verlieren, wo wir halb verrückt stets etwas Neues einsetzen, das uns kostbar ist, und niemals keinen Gewinn dafür austauschen. Es ist wunderbar, daß unser Geist uns treibt, die innere Entzückung durch das Werk unsrer Hände zu offenbaren, und daß wir, wenn wir vollendet haben, in unserm Fleiß uns selber nicht wiedererkennen."

Das Malergeräte stand unordentlich um das Bild herum, die Sonne schien glänzend auf den frischaufgetragenen Firnis, er hörte das taktmäßige Klappen der Dreschflegel in den Scheuren, in der Ferne das Vieh auf dem Anger brüllen, und die kleine Dorfglocke gab mit bescheidenen Schlägen die Zeit des Tages an; alle Tätigkeit, alle menschliche Arbeit kam ihm in diesen Augenblicken so seltsam vor, daß er lächelnd die Hütte verließ und wieder seinem geliebten Walde zueilte, um sich von der innern Verwirrung zu erholen.

Im Walde legte er sich ins Gras nieder und sah über sich in den weiten Himmel, er überblickte seinen Lebenslauf und schämte sich, daß er noch so wenig getan habe. Er betrachtete jedes Werk eines Künstlers als ein Monument, das er den schönsten Stunden seiner Existenz gewidmet habe; um jedes wehen die himmlischen Geister, die dem bildenden Sinn die Entzückungen brachten, aus jeder Farbe, aus jedem Schatten sprechen sie hervor. „Ich bin nun schon zweiundzwanzig Jahr alt", rief er aus, „und

7. niemals keinen: Wie bei vielen Zeitgenossen Tiecks wird die doppelte Negation zur Verstärkung, nicht zur Aufhebung der Verneinung gebraucht.

noch ist von mir nichts geschehen, das der Rede würdig wäre; ich fühle nur den Trieb in mir und meine Mutlosigkeit; der frische, tätige Geist meines Lehre ist mir nicht verliehen, mein Beginnen ist zaghaf und alle meine Bildungen werden die Spur dies zagenden Geistes tragen."

Er kehrte zurück, als es Abend war, und las sein Pflegemutter einige fromme Gesänge aus einem a ten Buche vor, das er in seiner Kindheit sehr geliel hatte. Die frommen Gedanken und Ahndungen r deten ihn wieder an wie damals, er betrachtete si nend den runden Tisch mit allen seinen Furchen ur Narben, die ihm so wohl bekannt waren, er fa die Figuren wieder, die er manchmal am Abe heimlich mit seinem Messer eingeritzt hatte, er l chelte über diese ersten Versuche seiner Zeichenkun „Mutter", sagte er zu der alten Brigitte, „am künf gen Sonntage wird nun mein Gemälde in unsr Kirche aufgestellt, da müßt Ihr den Gottesdie nicht versäumen." – „Gewiß nicht, mein Sohn", an wortete die Alte, „das neue Bild wird mir zu ein sonderlichen Erbauung dienen; unser Altargemäld ist kaum mehr zu erkennen, das erweckt keine Rüh rung, wenn man es ansieht. Aber sage mir, was wir am Ende aus solchen alten Bildern?"

„Sie vergehn, liebe Mutter", antwortete Fran seufzend, „wie alles übrige in der Welt. Es wird ein Zeit kommen, wo man keine Spur mehr von de jetzigen großen Meistern antrifft, wo die unerbitt liche, unkünstliche Hand der Zeit alle Denkmal ausgelöscht hat."

„Das ist aber schlimm", sagte Brigitte, „daß all diese mühselige Arbeit so ganz vergeblich ist; so un terscheidet sich ja deine Kunst, wie du es nennst, vo keinem andern Gewerbe auf der Erde. Der Mann dessen Altarblatt nun abgenommen werden soll, ha

sich auch gewiß recht gefreut, als seine Arbeit fertig war, er hat es auch gut damit gemeint; und doch ist das alles umsonst, denn nun wird das vergessen, und er hat vergeblich gearbeitet."

„So geht es mit aller unsrer irdischen Tätigkeit", antwortete Franz, „nichts als unsre Seele ist für die Unsterblichkeit geschaffen, unsre Gedanken an Gott sind das Höchste in uns, denn sie lernen sich schon in diesem Leben für die Ewigkeit ein und folgen uns nach. Sie sind das schönste Kunstwerk, das wir hervorbringen können, und sie sind unvergänglich."

Am Sonntage ging Franz mit einigen Arbeitsleuten früh in die Kirche. Das alte Bild wurde losgemacht; Franz wischte den Staub davon ab und betrachtete es mit vieler Rührung. Es stellte die Kreuzigung vor, und manche Figuren waren ganz verloschen, es war eins von denen Gemälden, die noch ohne Öl gearbeitet waren, die Köpfe waren hart, die Gewänder steif, und Zettul mit Sprüchen gingen aus dem Munde der Personen heraus. Sternbald bemühte sich sehr, den Namen des Meisters zu entdecken, aber vergebens; er sorgte dann dafür, daß das Bild nicht weggeworfen wurde, sondern er verschloß es selbst in einen Schrank in der Kirche, damit auch künftig ein Kunstfreund dies alte Überbleibsel wiederfinden könne.

Jetzt war sein Gemälde befestigt, die Glocke fing zum ersten Male an, durch das ruhige Dorf zu läuten, Bauern und Bäuerinnen waren in ihren Stuben und besorgten emsig ihren festlichen Anzug. Man hörte keinen Arbeiter, ein schöner, heitrer Tag glänzte über die Dächer, die alten Weiden standen

20. „Zettul", veraltete Form (vgl. „schedula"), Zettel. Solche Zettel, Spruchbänder, sogenannte Banderolen, dienten auf alten Gemälden zur Bezeichnung der Personen oder ihrer Reden.

ruhig am kleinen See, denn kein Wind rührte sich. Franz ging auf der Wiese, die hinter dem Kirchhof lag, auf und ab, er zog die ruhige, heitre Luft in sich und stillentzückende Gedanken regierten seinen Geist. Wenn er nach dem Walde sah, empfand er eine seltsame Beklemmung; in manchen Augenblicken glaubte er, daß dieser Tag für ihn sehr merkwürdig sein würde; dann verflog es wie eine ungewisse Ahndung aus seiner Seele, die zuweilen nächtlich um den Menschen wandelt und beim Schein des Morgens schnell entflieht. Es war jetzt nicht mehr sein Gemälde, das ihn beschäftigte, sondern etwas Fremdes, das er selbst nicht kannte.

So ist die Seele des Künstlers oft von wunderlichen Träumereien befangen, denn jeder Gegenstand der Natur, jede bewegte Blume, jede ziehende Wolke ist ihm eine Erinnerung oder ein Wink in die Zukunft. Heereszüge von Luftgestalten wandeln durch seinen Sinn hin und zurück, die bei den übrigen Menschen keinen Eingang antreffen; besonders ist der Geist des Dichters ein ewig bewegter Strom, dessen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke schweigt, jeder Hauch rührt ihn an und läßt eine Spur zurück, jeder Lichtstrahl spiegelt sich ab, er bedarf der lästigen Materie am wenigsten und hängt am meisten von sich selber ab, er darf in Mondschimmer und Abendröte seine Bilder kleiden und aus unsichtbaren Harfen niegehörte Töne locken, auf denen Engel und zarte Geister herniedergleiten und jeden Hörer als Bruder grüßen, ohne daß sich dieser oft aus dem himmlischen Gruße vernimmt und nach irdischen Geschäften greift, um nur wieder bei sich selber zu sein. In jenen beklemmten Zuständen des Künstlers liegt oft der Wink auf eine neue, niebetretene Bahn, wenn er mit seinem Geiste dem Liede folgt, das aus ungekannter Ferne herübertönt. Oft ist jen

Ängstlichkeit ein Vorgefühl der unendlichen Mannigfaltigkeit der Kunst; wenn der Künstler glaubt, Leiden, Unglück oder Freuden zu ahnden.

Jetzt hatte die Glocke zum letzten Male geläutet, die Kirche war schon angefüllt, Sternbalds Mutter hatte ihren gewöhnlichen Platz eingenommen. Franz stellte sich in die Mitte der kleinen Kirche, und das Orgelspiel und der Gesang hub an; die Kirchtür Franzen gegenüber war offen, und das Gesäusel der Bäume tönte herein. Franz war in Andacht verloren, der Gesang zog wie mit Wogen durch die Kirche, die ernsten Töne der Orgel schwollen majestätisch herauf und sprachen wie ein melodischer Sturmwind auf die Hörer herab; aller Augen waren während des Gesanges nach dem neuen Bilde gerichtet. Franz sah auch hin und erstaunte über die Schönheit und rührende Bedeutsamkeit seiner Figuren, sie waren nicht mehr die seinigen, sondern er empfand eine Ehrfurcht, einen andächtigen Schauer vor dem Gemälde. Es schien ihm, als wenn sich unter den Orgeltönen die Farbengebilde bewegten und sprächen und mitsängen, als wenn die fernen Engel näher kämen und jeden Zweifel, jede Bangigkeit mit ihren Strahlen aus dem Gemüte hinwegleuchteten, er empfand eine unaussprechliche Wonne in dem Gedanken, ein Christ zu sein. Von dem Bilde glitt dann sein Blick nach dem grünen Kirchhofe vor der Türe hin, und es war ihm, als wenn Baum und Gesträuch außerhalb auch mit Frömmigkeit beteten und unter der umarmenden Andacht ruhten. Aus den Gräbern schienen leise Stimmen der Abgeschiedenen herauszusingen und mit Geisterstimme den ernsten Orgeltönen nachzueilen; die Bäume jenseit des Kirchhofs standen betrübt und einsam da und hoben ihre Zweige wie

6 ff. Zum Folgenden vgl. den *Brief eines jungen deutschen Malers*: Anhang S. 492 ff.

gefaltene Hände empor, und freundlich legten sich durch die Fenster die Sonnenstrahlen weit in die Kirche hinein. Die unförmlichen steinernen Bilder an der Mauer waren nicht mehr stumm, die fliegenden Kinder, mit denen die Orgel verzieret war, schienen in lieber Unschuld auf ihrer Leier zu spielen und den Herrn, den Schöpfer der Welt, zu loben.

Sternbalds Gemüt ward mit unaussprechlicher Seligkeit angefüllt, er empfand zum ersten Male den harmonischen Einklang aller seiner Kräfte und Gefühle, ihn ergriff und beschirmte der Geist, der die Welt regiert und in Ordnung hält, er gestand es sich deutlich, wie die Andacht der höchste und reinste Kunstgenuß sei, dessen unsre menschliche Seele nur in ihren schönsten und erhabensten Stunden fähig ist. Die ganze Welt, die mannigfaltigsten Begebenheiten, Unglück und Glück, das Niedre und Hohe, alles schien ihm in diesen Augenblicken zusammenzufließen und sich selbst nach einem kunstmäßigen Ebenmaße zu ordnen. Tränen flossen ihm aus den Augen, und er war mit sich, mit der Welt, mit allen zufrieden.

Schon in Nürnberg war es oft für Franz eine Erquickung gewesen, sich aus dem Getümmel des Markts und des verworrenen, geräuschvollen Lebens in eine stille Kirche zu retten; da hatte er oft gestanden und die Pfeiler, das erhabne Chor betrachtet und das Gewühl vergessen, er hatte es immer empfunden, wie diese heilige Einsamkeit auf jedes Gemüt gut wirken müsse, aber noch nie hatte er diese reine, erhabne Entzückung genossen.

Die Orgel schwieg, und man vernahm aus der Ferne über die Wiese her das Schnauben von Pferden und einen schnellrollenden Wagen. Franz hob seine Augen auf; in demselben Augenblick eilte das Fuhrwerk der Kirche vorüber, ein Rad fuhr ab, der

Wagen fiel um, und ein alter Mann und ein junges Frauenzimmer stürzten herab. Franz eilte sogleich hinaus, das junge Mädchen hatte sich schon aufgerichtet und war unbeschädigt, der Mann schien vom Falle betäubt, erholte sich aber bald. Franz war erschrocken und sehr geschäftig, die Fremden zu bedienen; der Fuhrmann richtete indessen den Wagen wieder ein. Die Fremde betrachtete unsern Freund sehr aufmerksam, er schien mehr erschrocken als sie, er bat sie, sich erst wieder zu erholen. Er wußte nicht, was er sagen sollte; die blauen Augen des Mädchens begegneten ihm, und er errötete, der alte Mann war sehr still. Alles war wieder im Stande, und Franz ängstigte sich, daß sie nun wieder fortfahren würden; alle drei gingen unter den nahen Bäumen auf und ab, und aus der Kirche tönte ihnen der Gesang entgegen. Endlich stiegen die Fremden wieder ein; der junge Maler fühlte sein Herz heftig klopfen, das schöne Mädchen dankte ihm noch einmal, und nun flog der Wagen fort. Er sah ihnen nach, so weit er konnte; schon wurde die Gestalt undeutlich, und er konnte vom Fuhrwerke nichts mehr unterscheiden. Jetzt nahten sie sich einem fernen Gebüsche, der Wagen verschwand, er war wie betäubt.

Als er wieder zu sich erwachte, sah er im Grase, wo er gestanden hatte, eine kleine, zierliche Brieftasche liegen. Er nahm sie schnell auf und entfernte sich damit; es war kein Zweifel, daß sie den Fremden gehören müsse. Es war unmöglich, dem Wagen nachzueilen, er hatte auch nicht gefragt, wohin sie sich wenden wollten, er wußte den Namen der Reisenden nicht, und ob das Frauenzimmer die Tochter oder die Gattin des Mannes sei. Alles dies beunruhigte ihn erst jetzt, als er die Brieftasche in seinen

25 ff. Dazu Goethes Anmerkung: Anhang S. 505.

Händen hielt. Er mußte sie behalten, und sie wa
ihm teuer, er wagte es nicht, sie zu eröffnen, sonder
eilte damit seinem geliebten Walde zu; hier setzte e
sich auf dem Platze nieder, der ihm so teuer wa
hier machte er sie mit zitternden Händen auf, un
das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein G
binde wilder vertrockneter Blumen. Er blickte u
sich her, er besann sich, ob es Traum sein könne,
konnte sich nicht zurückhalten, er küßte die Blume
und weinte heftig, innerlich ertönte der Gesang d
Waldhorns, den er in der Kindheit gehört hatte.

„So bist du es gewesen, mein Genius, mein schü
zender Engel?“ rief er aus. „Du bist mir wieder vo
übergegangen, und ich kann mich nicht finden, i
kann mich nicht zufriedengeben. Auf diesem Plat
hier sind diese Blumen gewachsen, schon vierzeh
Sommer sind indessen über die Erde gegangen, u
auf diesem Platze halte ich das teure Geschenk wi
der in meinen Händen. Oh, wann werd ich dich wi
dersehn? Kann es Zufall sein, daß du mir wiede
begegnet bist?“

Es gibt Stunden, in denen das Leben des Menschen
einen gewaltsamen, schnellen Anlauf nimmt, wo di
Blüten plötzlich aufbrechen und alles sich verände
in und um den Menschen. Dieser Tag war für Stern
bald ein solcher; er konnte sich gar nicht wieder er
holen, er wünschte nichts und dürstete doch nach de
wunderbarsten Begebenheiten, er sah über seine Zu
kunft wie über ein glänzendes Blumenfeld hin, und
doch genügte ihm keine Freude, er war unzufrieden
mit allem, was da kommen konnte, und doch fühlt
er sich so überselig.

Außerdem enthielt das Taschenbuch nichts, wor
aus er den Namen oder den Aufenthalt seiner Ge
liebten hätte erfahren können. Auf der einen Seit
stand:

„Zu Antwerpen ein schönes Bild von Lukas von Leyden gesehn."

und dicht darunter:

„Ebendaselbst, ein unbeschreiblich schönes Kruzifix vom großen Albert Dürer."

Er küßte das Blatt zu wiederholten Malen, er konnte heut seine Empfindungen durchaus nicht bemeistern. Es war ihm zu seltsam und zu erfreulich, daß die Engelsgestalt, die er so fernab im Traum seiner Kindheit gesehn hatte, jetzt seinen Dürer verehrte, den er so genau kannte, dessen Schüler und Freund er war. Sein Schicksal schien ein wunderbares Konzert zu sein, er konnte nicht genug darüber sinnen, er konnte an diesem Tage vor Entzücken nicht müde werden.

Achtes Kapitel

Franz hatte seinem Sebastian diese Begebenheiten geschrieben, die ihm so merkwürdig waren; es war nun die Zeit verflossen, die er seinem Aufenthalte in seinem Geburtsorte gewidmet hatte, und er besuchte nun noch einmal die Plätze, die ihm in seiner Kindheit so bekannt geworden waren; dann nahm er Abschied von seiner Mutter.

Er war wieder auf dem Wege, und nach einiger Zeit schrieb er seinem Sebastian folgenden Brief:

„Liebster Bruder!

Manchmal frage ich mich selbst mit der größten Ungewißheit, was aus mir werden soll? bin ich nicht

1 f. Lukas van Leyden (1494–1533), berühmter Maler, Holzschneider und Kupferstecher der niederländischen Schule.

plötzlich ohne mein Zutun in ein recht seltsame Labyrinth verwickelt? Meine Eltern sind mir ge nommen, und ich weiß nun nicht, wem ich angehör meine Freunde habe ich verlassen, jenen glänzende Engel, den ich nicht zu meinen Freunden rechne darf, habe ich nur wie ein vorbeifliegendes Schatte bild wahrgenommen. Warum treten mir diese Ve wickelungen in den Weg, und warum darf ich nic wie die übrigen Menschen einen ganz einfachen L benslauf fortsetzen? –

Ich glaube manchmal, und schäme mich dieses G dankens, daß mir meine Kunst zu meinem Glück nicht genügen dürfte, auch wenn ich endlich weit und auf eine hohe Stufe gekommen sein sollte. I sage nur Dir dieses im Vertrauen, mein liebster S bastian, denn jeder andre würde mir antworte Nun, warum legst Du nicht Palette und Pinsel w und suchst durch gewöhnliche Tätigkeit den Me schen nützlich zu werden und Dein Brot zu erwe ben? Es kann sein, daß ich besser täte, aber alle de gleichen Gedanken fallen mir jetzt sehr zur Last. E ist etwas Trübseliges darin, daß das ganze große menschliche Leben mit allen seinen unendlich schei nenden Verwickelungen durch den allerarmseligste Mechanismus umgetrieben wird; die kümmerliche Sorge für morgen setzt sie alle in Bewegung, und die meisten dünken sich noch was Rechts zu sein, wenn sie dieser Beweggrund in recht heftige und ängstliche Tätigkeit setzt.

Ich weiß nicht, wie Du diese Äußerungen viel leicht ansehn wirst, ich fühle es selbst, wie notwen dig der Fleiß der Menschen ist, ebenso, wie man ihn mit Recht edel nennen kann. Aber wenn alle Men schen Künstler wären oder Kunst verständen, wenn sie das reine Gemüt nicht beflecken und im Gewüh des Lebens abängstigen dürften, so wären doch ge

wiß alle um vieles glücklicher. Dann hätten sie die Freiheit und die Ruhe, die wahrhaftig die größte Seligkeit sind. Wie beglückt müßte sich dann der Künstler fühlen, der die reinsten Empfindungen dieser Geschöpfe darzustellen unternähme! dann würde es erst möglich sein, das Erhabene zu wagen, dann würde jener falsche Enthusiasmus, der sich an Kleinigkeiten und Spielwerk schließt, erst eine Bahn finden, auf der er eine herrliche Erscheinung wandeln dürfte. Aber alle Menschen sind so abgetrieben, so von Mühseligkeiten, Neid, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß sie gar nicht das Herz haben, die Kunst und Poesie, den Himmel und die Natur als etwas Göttliches anzusehn. In ihre Brust kömmt selbst die Andacht nur mit Erdensorgen vermischt, und indem sie glauben, klüger und besser zu werden, vertauschen sie nur eine Jämmerlichkeit mit der andern.

Du siehst, ich führe noch immer meine alten Klagen, und ich habe vielleicht sehr Unrecht. Ich sehe vielleicht alles anders an, wenn ich älter werde, aber ich wünsche es nicht. Ach Sebastian, ich habe manchmal eine unaussprechliche Furcht vor mir selber, ich empfinde meine Beschränktheit, und doch kann ich es nicht wünschen, diese Gefühle zu verlieren, die so mit meiner Seele verwebt scheinen, die vielleicht mein eigentlichstes Selbst ausmachen. Wenn ich daran denke, daß ich mich ändern könnte, so ist mir ebenso, als wenn Du sterben solltest. –

Wenn ich nur wenigstens mehr Stolz und Festigkeit hätte! denn ich muß doch vorwärts und kann nicht immer ein weichherziges Kind bleiben, wenn ich auch wollte. Ich glaube fast, daß der Geist am leichtesten untersinkt und verlorengeht, der sich zu blöde und bescheiden betrachtet, man muß mit kaltem Vertrauen zum Altar der Göttin hinzutreten

und dreist eine von ihren Gaben fordern, sons
drängt sich der Unwürdige vor und trägt über de
Bessern den Sieg davon. Ich möchte manchmal da
über lachen, daß ich alles in der Welt so ernstha
betrachte, daß ich so viel sinne, wenn es doch nic
anders sein kann, und mit Schwingen der Seele d
zu ereilen trachte, wonach andre nur die Hand au
strecken. Denn wohin führt mich meine Liebe, mei
Verehrung der Künstler und ihrer Werke? Vie
große Meister haben sich vielleicht recht kaltblüt
vor die Staffelei gesetzt, so wie auch gewöhnlich u
ser Albrecht arbeitet, und dann dem Werke sein
Lauf gelassen, überzeugt, daß es so werden müs
wie es ihnen gut dünkt.

Meine Wanderung bringt oft wunderbare Sti
mungen in mir hervor. Jetzt bin ich in einem Do
und sehe den Nebel auf den fernen Bergen liege
matte Schimmer bewegen sich im Dunste, und Wa
und Berg tritt oft plötzlich aus dem Schleier herv
Ich sehe Wagen und Wandrer ihre Straße forteile
und ferne Türme und Städte sind das Ziel, wonac
sie in mannigfaltiger Richtung streben. Ich befind
mich mit unter diesem Haufen, und die übrigen wis
sen nichts von mir, sie gehn mir vorüber, und ic
kenne sie nicht, jeder unsichtbare Geist wird vo
einem verschiedenen Interesse beherrscht, und jede
beneidet und bemitleidet aufs Geratewohl den an
dern. Ich denke mir nun alle die mannigfaltige
Wege durch Wälder, über Berge, an Strömen vo
über, wie jeder Reisende sich umsieht und in des an
dern Heimat sich in der Fremde fühlt, wie jeder un
herschaut und nach dem Bruder seiner Seele such

22 ff. Vgl. den Monolog des Schillerschen Tell (IV, 3): „Jed
treibt / Sich an dem andern rasch und fremd vorüber / Un
fraget nicht nach seinem Schmerz ... / Sie alle ziehen ihr
Weges fort / An ihr Geschäft ...“

und so wenige ihn finden und immer wieder durch Wälder und Städte, bergüber an Strömen vorbei weiterreisen und ihn immer nicht finden. Viele suchen schon gar nicht mehr, und diese sind die Unglücklichsten, denn sie haben die Kunst zu leben verlernt, da das Leben nur darin besteht, immer wieder zu hoffen, immer zu suchen, der Augenblick, wo wir dies aufgeben, sollte der Augenblick unsers Todes sein. So ist es auch vielleicht, und jene wahrhaft Elenden müssen dann an der Zeit hinsterben und wissen und empfinden nicht, woran sie das Leben verlieren.

Ich will daher immer suchen und erwarten, ich will meine Entzückung und Verehrung der Herrlichkeit in meinem Busen aufbewahren, weil dieser schöne Wahnsinn das schönste Leben ist. Der Vernünftige wird mich immer als einen Berauschten betrachten, und mancher wird mir vielleicht furchtsam oder auch verachtend aus dem Wege gehn. – Welche Gegend ihr Blick wohl jetzt durchwandert! Ich schaue nach Osten und Westen, um sie zu entdecken, und ängstige mich ab, daß sie vielleicht in meiner Nähe ist und daß ich es nicht weiß. Nur einmal sehn, nur einmal sprechen möcht' ich sie noch, ich kann mein Verlangen darnach nicht mit Worten ausdrükken, und doch wüßt' ich nicht, was ich ihr sagen sollte, wenn ich sie plötzlich wiederfände. Ich kann es nicht sagen, was meine Empfindung ist, und ich weiß nicht, ob Du nicht vielleicht über Deinen Freund lächelst. Aber Du bist zu gut, als daß Du über mich spotten solltest, auch bin ich zu ehrlich gegen Dich.

Wenn ich an die reizenden Züge denke, an diese heilige Unschuld ihrer Augen, diese zarten Wangen – wenigstens möcht' ich ein Gemälde, ein treues, einfaches der jetzigen Gestalt besitzen. Tod und Tren-

19. Der Blick der schönen Unbekannten = Marie.

nung sind es nicht allein, die wir zu bejammern haben; sollte man nicht jeden dieser süßen Züge, jeden dieser sanften Linien beweinen, die die Zeit nach und nach vertilgt, der ungeschickte Künstler, der sein Bild verdirbt, das er erst so schön ausgearbeitet hatte. Ich sehe sie vielleicht nach vielen, vielen Jahren wieder, vielleicht auch nie. Es gibt ein Lied eines alten Minnesängers, ich weiß nicht, ob Du Dich dessen noch erinnerst.

Wohlauf und geh in den vielgrünen Wald,
Da steht der rote, frische Morgen,
Entlade dich der bangen Sorgen
Und sing ein Lied, das fröhlich durch die Zweige schallt.
Es blitzt und funkelt Sonnenschein
Wohl in das grüne Gebüsch hinein,
Und munter zwitschern die Vögelein.

Ach nein! ich geh nimmer zum vielgrünen Wald,
Das Lied der süßen Nachtigall schallt,
Und Tränen
Und Sehnen
Bewegt mir die bange, die strebende Brust,
Im Walde, im Walde wohnt mir keine Lust.
Denn Sonnenschein
Und hüpfende Vögelein
Sind mir Marter und Pein.

Einst fand ich den Frühling im grünenden Tal,
Da blühten und dufteten Rosen zumal,
Durch Waldesgrüne
Erschiene
Im Eichenforst wild
Ein süßes Gebild.

10 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 92: *Verlorne Jugend.*

Da blitzte Sonnenschein,
Es sangen Vögelein
Und riefen die Geliebte mein.

Sie ging mit Frühling Hand in Hand,
Die Weste küßten ihr Gewand,
Zu Füßen
Die süßen
Viol' und Primeln hingekniet,
Indem sie still vorüberzieht,
Da gingen ihr die Töne nach,
Da wurden alle Stimmen wach.

Mich traf ihr wundersüßer Blick;
Woher? wohin, du goldnes Glück?
Die Schöne,
Die Töne,
Die rauschenden Bäume,
Wie goldne Träume!
Ist dies noch der Eichengrund?
Grüßt mich dieser süße Mund?
Bin ich tot, bin ich gesund?

Da schwanden mir die alten Sorgen
Und neue kehrten bei mir ein,
Ich traf die Maid an jedem Morgen,
Und schöner grünte stets der Hain.
Lieb, wie süße
Deine Küsse!
Glänzendschönste Zier
Wohne stets bei mir,
Im vielgrünen Walde hier.

Ich ging hinaus im Morgenlicht,
Da kam die süße Liebe nicht;
Vom Baum herab
Schrie laut ein Rab',

Da weint' und klagt' ich laut,
Doch nimmer kam die Braut,
Und Morgenschein
Und Vögelein,
Nur Angst und Pein.

Ich suchte sie auf und ab, bergwärts, talwärts,
Ich sah manche fremde Ströme fließen,
Aber ach, mein liebend banges Herz,
Nimmer fand's die Gegenwart der Süßen;
Einsam blieb der Wald,
Da kam der Winter kalt,
Vöglein,
Sonnenschein
Flohen aus dem Walde mein.

Ach schon viele Sommer stiegen nieder,
Oftmals kam der Zug der Vögel wieder,
Oft hat sich der Wald in Grün gekleid't,
Niemals kam zurück die süße Maid.
Zeit! Zeit!
Warum trägst du so grausamen Neid?

Ach! sie kommt vielleicht auf fremden Wegen
Ungekannterweis' mir bald entgegen,
Aber Jugend ist von mir gewichen,
Ihre schönen Wangen sind erblichen,
Kömmt sie auch hinab zum Eichengrund,
Kenn ich sie nicht mehr am roten Mund.
O Leide,
Fremd sind wir uns beide!
Keiner kennt den andern
Im Wandern.

Wer Jüngling ist, der wandle munter
Den Wald hinunter,
Wohl mag's, daß ihm Treulieb' entgegenziehe

Dann blühet
Aus allen Knospen Frühling auf ihn ein:
Doch niemals treff ich die verlorne Jugend mein,
Drum ist mir Sonnenschein,
Die Nachtigall im Hain
Nur Qual und Pein.

Wie wahr finde ich den kindischen Ausdruck in diesen Reimen! Vielleicht ist für mich auch einst der vielgrüne Wald so abgestorben.

Oft möcht' ich alles in Gedichten niederschreiben, und ich fühle es jetzt, wie die Dichter entstanden sind. Du vermagst das Wesen, was Dein innerstes Herz bewegt, nicht anders auszusprechen.

Ich habe neulich einen neuen Kupferstich von unserm Albert gesehn, den er seit meiner Abwesenheit gemacht hat, denn die Zeichnung und alles war mir noch neu. Du wirst ihn kennen, es ist der lesende Einsiedler. Wie ich da wieder unter Euch war! denn ich kannte die Stube, den Tisch und die runden Scheiben gleich wieder, die Dürer auf diesem Bilde von seiner eigenen Wohnung abgeschrieben hat. Wie oft habe ich die runden Scheiben betrachtet, die der Sonnenschein an der Täfelung oder an der Decke zeichnete; der Eremit sitzt an Dürers Tisch. Es ist schön, daß unser Meister in seiner frommen Vorliebe für das, was ihn so nahe umgibt, der Nachwelt ein Konterfei von seinem Zimmer gegeben hat, wo doch alles so bedeutend ist und jeder Zug Andacht und Einsamkeit ausdrückt.

Ich gehe auf meinem Wege oft in die kleinen Kapellen hinein und verweile mich dabei, die Gemälde und Zeichnungen zu betrachten. Ob es meine Unerfahrenheit oder meine Vorliebe für das Alter

18. Der heilige Hieronymus im Gehäus: Kupferstich von Dürer. Vgl. Tafel 3.

macht, ich sehe selten ein ganz schlechtes Bild; ehe ich die Fehler entdecke, sehe ich immer die Vorzüge an jedem. Ich habe gemeiniglich bei jungen Künstlern die entgegengesetzte Gemütsart gefunden, und sie wissen sich immer recht viel mit ihrem Tadel. Ich habe oft eine fromme Ehrfurcht vor unsern treuherzigen Vorfahren, die zuweilen recht schöne und erhabene Gedanken mit so wenigen Umständen ausgedrückt haben.

Ich will meinen Brief schließen. Möge der Himmel Dich und meinen teuren Albert gesund erhalten! Dieser Brief dürfte seinem ernsten Sinne schwerlich gefallen. Laß mich bald Nachrichten von Dir und von allen Bekannten hören.

In der Ferne geht die Liebe
Ungekannt durch Nacht und Schatten,
Ach! wozu, daß ich hier bliebe
Auf den vaterländ'schen Matten?

Wie mit süßen Flötenstimmen
Rufen alle goldnen Sterne:
Weit muß manche Woge schwimmen,
Deine Lieb' ist in der Ferne.

Jenes Bild, vor dem du knietest,
Dich ihm ganz zu eigen gabst,
Ihm mit allen Sinnen glühtest,
An dem Schatten dich erlabst –

Was dein Geist als Zukunft dachte,
Dein Entzücken Kunst genannt,
Was als Morgenrot dir lachte,
Immer sich dir abgewandt:

Sie nur ist es, dein Verzagen
Hat sie fort von dir gescheucht,

Willst du es nur männlich wagen,
Wird das Ziel noch einst erreicht.

Alle Ketten sind gesprungen,
Frei sind alle Geister dann,
Jeder Knechtschaft kühn entschwungen
In dem Wollustozean.

Rückwärts flieht das zage Bangen,
Und die Muse reicht die Hand,
Führet sicher das Verlangen
In der Götter Himmelsland.

Oh, wer darf mit Kunst und Liebe
Von den Sterblichen sich messen? –
Groß im scheuvermählten Triebe
Wird der Künstler nie vergessen.

Diese ungeschickten Zeilen habe ich gestern in einem angenehmen Walde gedichtet; meine ganze Seele war darauf hingewandt, und ich bin nicht errötet, sie Dir, Sebastian, niederzuschreiben; denn warum sollte ich Dir einen Gedanken meiner Seele verheimlichen? – Lebe wohl. –"

6. Vgl. dazu August Wilhelm Schlegel: Anhang S. 510.

ZWEITES BUCH

Erstes Kapitel

Wie gern wandelt mein Geist in jener guten alte
Zeit und besucht ihre Künstler und Helden, die jet
zum Teil vergessen sind! Wie gern höre und lese i
von euch, ihr Meister, die ihr damals die niederlä
dische Kunst berühmt machtet, Lukas von Leyde
Engelbrecht, Johann von Mabuse, und den übrige
mit welcher Freude habe ich immer eure Werke b
trachtet, vor denen die meisten vorübergehn! Wi
der Geist des Lesers mir auch willig in jene Zeit
folgen, die ich mit kindlicher Vorliebe betrete? We
det ihr euch gern von der jetzigen Welt trennen, d
so nahe um euch liegt und in der dem Menschen au
das Kleinste leicht wichtig wird? Könnte ich do
allen die liebende Empfindung mitteilen, die mir d
Feder in die Hand gibt, die mich so oft die alten Bu
cher aufschlagen läßt, die meinen Blick vor jenen ge
liebten Bildnissen festhält, so daß sich jeder Zug un
jede Miene dieser alten Meister meinem Gedächtniss
einprägt! Aber ich will mit keinem hadern, der z
ungeduldig diese Blätter verläßt und lieber seine
Sinn neuen Begebenheiten hingibt, die ihn fast noc
berühren. Ich widme diese kleine, unbedeutende Ge
schichte jenen jungen Seelen, die ihre Liebe noch mi
sich selber beschäftigen und sich noch nicht den
Ströme der Weltbegebenheiten hingegeben haben
die sich noch mit Innigkeit an den Gestalten ihre

8. Engelbrecht: Cornelius Engelbrechtsen (1468–1533), Lehre
des Lukas van Leyden. – Johann von Mabuse: eigentlich Ja
Gossaert aus Maubeuge (um 1478–1535).

24 ff. Zu dieser Dedikation vgl. Goethes Anmerkung: Anhan
S. 505.

innern Phantasie ergötzen und ungern durch die wirkliche Welt in ihren Träumen gestört werden. Wenn ihr, die ich meine, von der Kunst entzückt werdet, wenn ihr einen Trieb in euch spüret, der euer Herz den großen Meisterwerken oder den Helden der Vorzeit entgegendrängt, wenn ihr euer Vaterland liebt und nicht mit voreiligem Enthusiasmus, aus Vorsatz zu gut zu sein, eure Brüder verdammt, die es anders meinen, wenn ihr euren Geist von großscheinenden Gegenständen zurückziehen und auch Kleinigkeiten mit Liebe betrachten könnt, so habe ich für euch geschrieben. Dann rede ich euch in Gedanken an, dann glaube ich von euch, daß ihr mich versteht und daß euch jener Dünkel fremd ist, der sich so gern über die größten Geister, die die menschliche Natur geboren hat, hinausschwingt. Euch ist mein ganzes Buch geweiht, und ich tröste mich damit, daß ich glaube, daß ihr irgendwo seid und mir gerne zuhört.

Es war gegen Mittag, als Franz Sternbald auf dem freien Felde unter einem Baume saß und die große Stadt Leyden betrachtete, die vor ihm lag. Er war an diesem Tage schon früh ausgewandert, um sie noch zeitig zu erreichen; jetzt ruhte er aus, und es war ihm wunderbar, daß nun die Stadt, die weltberühmte, mit ihren hohen Türmen wie ein Bild vor ihm stand, die er sonst schon öfter im Bilde gesehn hatte. Er kam sich jetzt vor als eine von den Figuren, die immer in den Vordergrund eines solchen Prospektes gestellt werden, und er sah sich nun selber gezeichnet oder gemalt da liegen unter seinem Baume und die Augen nach der Stadt vor ihm wenden. Sein ganzes Leben erschien ihm überhaupt oft als ein Traumgesicht, und er hatte dann einige Mühe, sich von den Gegenständen, die ihn umgaben, wirklich zu überzeugen. Da er ganze Bilder, Versamm-

lungen mit allen ihren Menschen getreu und lebhaf
in seiner Phantasie aufbewahren und sie dann vo
neuem vor sich hinstellen konnte, so war er in ma
chen Augenblicken ungewiß, ob alles, was ihn un
gab, nicht auch vielleicht eine Schöpfung seiner Ei
bildung sei.

Er hielt seine Schreibtafel in seiner Hand, ur
vor ihm im Grase lag die fremde gefundene. I
hatte den Umriß eines Kopfes entworfen, den
eben wieder ausstrich, weil ihm keine Ähnlichke
darin zu liegen schien; es sollte das Gesicht des fre
den Mädchens vorstellen, die seine Phantasie unau
hörlich beschäftigte. Er rief sich dabei jeden Un
stand, jedes Wort, das sie gesprochen hatte, in c
Gedanken zurück, er sah alle die lieblichen Miene
den süßlächelnden Mund, die unaussprechliche Gr
zie jeder Bewegung, alles dies zog wieder durch se
Gedächtnis, und er fühlte sich darüber so entfre
det, so entfernt von ihr, so auf ewig geschieden, d
ihm der helle Tag, das funkelnde Gras, die klar
Wasser trübe und melancholisch wurden; ihm blü
ten und dufteten nur die wenigen verwelkten Blu
men, die er mit süßer Zärtlichkeit betrachtete; dan
lehnte er sich an den Stamm des Baums, der mit sei
nen Zweigen und Blättern über ihm rauschte un
lispelte, als wenn er ihm Trost zusprechen möchte
als wenn er ihm dunkle Prophezeiungen von de
Zukunft sagen wollte. Franz hörte aufmerksam hin
als wenn er die Töne verstände; denn die Natu
redet uns mit ihren Klängen zwar in einer fremde
Sprache an, aber wir fühlen doch die Bedeutsamkei
ihrer Worte und merken gern auf ihre wunderbare
Akzente.

Er hörte auf zu zeichnen, da ihm keiner seine
Striche Ausdruck und Würde genug hatte, er be
trachtete wieder die Türme der Stadt, auf dere

Schieferdächern die Sonne hell glänzte. „So werde ich jetzt deine Straßen betreten", sagte er zu sich selber, „so werde ich den großen Lukas sehn dürfen, von dem mir Albrecht Dürer mit so vieler Liebe gesprochen hat, der schon als Kind ein Künstler war, dessen Namen man schon in seinem sechzehnten Jahre kannte. Ich werde ihn sprechen hören und von ihm lernen, ich werde seine neusten Werke sehn, ich werde ihm sagen können, wie ich ihn bewundre; wenn ich mich nur nicht schämen dürfte, ihm unter die Augen zu treten! Dennoch habe ich nichts getan, noch darf ich mich ihm nicht als Künstler nennen, ich bin noch nichts, und ich schäme mich vor jedem trefflichen Manne."

Er stand eilig auf und näherte sich mit schnellen Schritten der Stadt; schon stand er nahe vor dem Tore und sah die Leute aus- und eingehn, als er das fremde Taschenbuch vermißte und merkte, daß er es beim Aufstehn unter dem Baume hatte liegenlassen; er erschrak heftig und ging mit noch schnellern Schritten zurück. Der Baum war so weit entfernt, daß er ihn jetzt nicht mit den Augen wiederfinden konnte, er lief sich außer Atem. Endlich entdeckte er ihn wieder ganz in der Ferne, aber zugleich bemerkte er zwei Wandersleute, die nach derselben Stelle zu gehen schienen. Seine Angst, daß sie den Baum früher als er erreichen möchten, ist nicht zu beschreiben, er war überzeugt, daß sie ihm das Taschenbuch nimmermehr zurückgeben würden, wenn sie es finden sollten. Endlich kam er an; die Schreibtafel lag noch im Grase, er hob sie eilig auf und warf sich nieder unter den Baum, indem er sie betrachtete und küßte; die Wandrer gingen vorbei, ohne nach ihm umzusehn. Franz fühlte sein Herz heftig schlagen, der Schweiß floß ihm die Stirn hinab, er war so froh, als wenn er die Tafel erst jetzt zum erstenmal ge-

funden hätte; es rührte ihn innig, daß sie beinah fü
ihn verloren gewesen sei. Die beiden Wandrer wa
ren ihm jetzt beinahe schon aus den Augen ve
schwunden, er beschloß nun unter diesem Baume, d
ihm so lieb geworden war, zu ruhen, bis die Mittag
hitze vorüber sein würde.

Ohne daß er es bemerkte, schlief er nach und na
ein; die Stille, das liebliche Geräusch der Blätter, e
Gewässer in der Entfernung luden ihn dazu. I
hörte alles noch leise in seinen Schlummer hinei
und ihm dünkte, als wenn er über eine Wiese ging
auf der fremde Blumen standen, die er bis dah
noch nie gesehn hatte. Unter den Blumen waren au
die Feldblumen gewachsen, die er bei sich trug, ab
sie waren nun wieder frisch geworden und verdu
kelten an Farbe und Glanz alle übrigen. Fra
grämte sich bei aller ihrer Schönheit und wollte
wieder pflücken, als er am Ende der Wiese, in ein
Laube sitzend, seinen Lehrer Albert Dürer wah
nahm, der nach ihm sah und ihm zu winken schie
Er ging schnell hinzu, und als er näher kam, b
merkte er deutlich, daß Albrecht emsig an einen
Gemälde arbeitete, es war der Kopf der Fremden
das Gesicht war zum Sprechen ähnlich. Franz wußt
nicht, was er zu seinem Lehrer sagen sollte, sein
Augen waren auf das Gemälde hingeheftet, und e
war ihm, als wenn es über seine Verlegenheit un
Aufmerksamkeit zu lächeln anfinge. Indem er noc
darüber nachdachte, war er in einem dunkeln Wald
und alles übrige war verschwunden; liebliche Stim
men riefen ihn bei seinem Namen, aber er konnt
sich aus dem Gebüsche nicht herausfinden, der Wal
ward immer grüner und immer dunkler, aber Seba
stians Stimme und die Stimme der Fremden wurde

7 ff. Vgl. eine ähnliche Szene in Tiecks Erzählung *Die Freun*
(1797).

immer deutlicher, sie riefen ihn mit Ängstlichkeit, als wenn er sich in einer Gefahr befände. Er fürchtete sich, und die dichten Bäume und Gebüsche kamen ihm entsetzlich vor, er zagte weiterzugehn, er wünschte das freie helle Feld wieder anzutreffen. Nun war es Mondschein. Wie vom Schimmer erregt, klang von allen silbernen Wipfeln ein süßes Getöne nieder; da war alle Furcht verschwunden, der Wald brannte sanft im schönsten Glanze, und Nachtigallen wurden wach und flogen dicht an ihm vorüber, dann sangen sie mit süßer Kehle und blieben immer im Takte mit der Musik des Mondscheins. Franz fühlte sein Herz geöffnet, als er in einer Klause im Felsen einen Waldbruder wahrnahm, der andächtig die Augen zum Himmel aufhob und die Hände faltete. Franz trat näher: „Hörst du nicht die liebliche Orgel der Natur spielen?“ sagte der Einsiedel, „bete, wie ich tue.“ Franz war von dem Anblicke hingerissen, aber er sah nun Tafel und Palette vor sich und malte unbemerkt den Eremiten, seine Andacht, den Wald mit seinem Mondschimmer, ja es gelang ihm sogar, und er konnte nicht begreifen wie es kam, die Töne der Nachtigall in sein Gemälde hineinzubringen. Er hatte noch nie eine solche Freude empfunden, und er nahm sich vor, wenn das Bild fertig sei, sogleich damit zu Dürer zurückzureisen, damit dieser es sehn und beurteilen möge. Aber in einem Augenblicke verließ ihn die Lust weiterzumalen, die Farben erloschen unter seinen Fingern, ein Frost überfiel ihn, und er wünschte den Wald zu verlassen.

Franz erwachte mit einer unangenehmen Empfindung, es war einer der letzten warmen Tage im Herbst gewesen, jetzt ging die Sonne in dunkelroten Wolken hinter der Stadt unter, und ein kalter Herbstwind strich über die Wiese. Franz ging wieder nach der Stadt, sein Traum lag ihm stets in den Gedan-

ken, er sah noch immer den schönen, mondglänzen
den Wald, den Eremiten, und die Stimmen seine
Freunde tönten noch immer in seinen Ohren. Da
Gedränge am Tore war groß, denn jedermann eil
nun aus den Feldern und von den benachbarte
Dörfern zur Stadt zurück, er beobachtete die ma
nigfaltigen Gesichter, er hörte einzelne abgerisse
Gespräche und Namen nennen, deren kurze G
schichte er durch die Sprechenden erfuhr. Nun w
er in der Stadt; er empfand es seltsam, nun wied
an einem fremden, großen Orte, unter so vielen ih
ganz unbekannten Menschen zu sein, er schweif
hin und wieder; der Mond stand am hellen Himm
und schien auf die Dächer der Kirchen und auf d
freien Plätze; endlich kehrte er in eine Herberge ei

Franz fühlte sich müde, und darum ging er ba
zu Bette, aber er konnte noch lange nicht einschl
fen. Die Scheibe des Mondes stand seinem Kamme
fenster gerade gegenüber, er betrachtete ihn m
sehnsüchtigen Augen, er suchte auf dem glänzende
Runde und in seinen Flecken Berge und Wälde
bald schien er erhabene Türme zu entdecken, bal
die See mit ihren segelnden Schiffen; ach dort! dort
rief eine innerliche Stimme seiner Brust, ist die Hei
mat aller unsrer Wünsche, dort ist die Liebe zu
Hause, dort wohnt das Glück, von da herab schein
es auf uns nieder und sieht uns wehmütig an, daß
wir noch hier sind.

Er verschloß sein Auge, da erschien ihm die Fremd
mit allen ihren Reizen, sie winkte ihm, und vor ihn
lag ein schöner, dunkler Lindengang, welcher blüht
und den süßesten Duft verbreitete. Sie ging hinein
er folgte ihr schüchtern nach, er gab ihr die Blume
zurück und erzählte ihr, wer er sei. Da umfing si

29 ff. Vgl. S. 398 f.

ihn mit ihren zarten Armen, da kam der Mond mit seinem Glanze näher und schien ihnen beiden hell ins Angesicht, sie gestanden sich ihre Liebe, sie waren unaussprechlich glücklich. – Diesen Traum setzte Franz fort, die frühsten Erinnerungen aus seinen Kinderjahren kamen zurück, alle schönen Empfindungen, die er einst gekannt hatte, zogen wieder an ihm vorbei und begrüßten ihn. So ist der Schlaf oft ein Ausruhn in einer schönern Welt; wenn die Seele sich von diesem Schauplatze hinwegwendet, so eilt sie nach jenem unbekannten magischen, auf welchem liebliche Lichter spielen und kein Leiden erscheinen darf; dann dehnt der Geist seine großen Flügel auseinander und fühlt seine himmlische Freiheit, die Unbegrenztheit, die ihn nirgends beengt und quält. Beim Erwachen sehn wir oft zu voreilig mit Verachtung auf dieses schönere Dasein hin, weil wir unsre Träume nicht in unser Tagesleben hineinweben können, weil sie nicht da fortgefahren sind, wo unsre Menschentätigkeit am Abend aufhörte, sondern ihre eigene Bahn wandelten.

Am Morgen erkundigte sich Franz mit glühendem Gesichte nach der Wohnung des berühmten Lukas von Leyden. Man bezeichnete ihm die Straße und das Haus, und er ging mit hochschlagendem Herzen hin. Er ward in ein ansehnliches Haus geführt, und eine Magd sagte ihm, daß der Herr sich schon in seiner Malerstube befinde und arbeite. Franz bat, daß man ihn hineinführen möchte. Die Tür öffnete sich, und Franz sah einen kleinen, freundlichen, ziemlich jungen Mann vor einem Gemälde sitzen, an dem er fleißig arbeitete, um ihn her standen und hingen vielerlei Schildereien, einige Farbenkasten, Zeichnungen und Anatomien, aber alles in der be-

8 ff. Vgl. auch hierzu Tiecks Erzählung *Die Freunde.*

sten Ordnung. Der Maler stand auf und ging Franzen entgegen, der Schüler war jetzt mit seinen Augen dem Gesicht des berühmten Meisters gegenüber und vermochte in der ersten Verwirrung kein Wort hervorzubringen. Endlich faßte er sich und nannte seinen Namen und den Namen seines Lehrers. Lukas hieß ihn von Herzen willkommen, und beide setzten sich nun in der Werkstatt nieder, und Franz erzählte ganz kurz seine Reise und sprach von einigen merkwürdigen Gemälden, die er unterwegs angetroffen hatte. Er beschaute während dem Sprechen aufmerksam das Bild, an welchem Lukas eben arbeitete; es war eine heilige Familie, und er traf darinnen vieles von einigen Dürerschen Arbeiten an, denselben Fleiß, dieselbe Genauigkeit im Ausmalen, nur schien ihm an Lukas Bildern Dürers strenge Zeichnung zu fehlen, ihm dünkte, als wären die Umrisse weniger dreist und sicher gezogen, dagegen hatte Lukas etwas Liebliches und Anmutiges in den Wendungen seiner Gestalten, ja auch in seiner Färbung, das dem Dürer mangelte. Dem Geiste nach, glaubte er, müßten sich diese beiden großen Künstler sehr nahe verwandt sein, er sah hier dieselbe Simplizität in der Zusammensetzung, dieselbe Verschmähung unnützer Nebenwerke, die rührende und echt deutsche Behandlung der Gesichter und Leidenschaften, dasselbe Streben nach Wahrheit.

Lukas war in seinem Gespräche ein muntrer, fröhlicher Mann, seine Augen waren sehr lebhaft, und seine schnellveränderlichen Mienen begleiteten und erklärten jedes seiner Worte. Franz konnte ihn noch immer nicht genug betrachten, denn in seiner Einbildung hatte er sich ihn ganz anders gedacht, e

12 ff. Von Lukas van Leyden ist nur der Kupferstich einer Heiligen Familie überliefert. Vgl. Tafel 4.

15 f. A: „nun schien", Druckfehler; B: „nur schien".

hatte einen großen, starken, ernsthaften Mann erwartet, und nun sah er eine kleine, sehr behende, aber fast kränkliche Figur vor sich, dessen Reden alle das Gepräge eines lustigen freien Gemütes trugen.

„Es freut mich ungemein, Euch kennenzulernen", rief Lukas mit seiner Lebhaftigkeit aus, „aber vor allen Dingen wünschte ich einmal Euren Meister zu sehen, ich wüßte nichts Erfreulichers, das mir begegnen könnte, als wenn er so wie Ihr heut tatet, in meine Werkstatt hereinträte; bin auch auf keinen andern Menschen in der Welt so neugierig als auf ihn, denn ich halte ihn für den größten Künstler, den die Zeiten hervorgebracht haben. Er ist wohl sehr fleißig?"

„Er arbeitet fast immer", antwortete Franz, „und er kennt auch kein größeres Vergnügen als seine Arbeit. Seine Emsigkeit geht so weit, daß er dadurch sogar manchmal seiner Gesundheit Schaden tut."

„Ich will es gern glauben", antwortete Lukas, „es zeugen seine Kupferstiche von einer fast unbegreiflichen Sorgfalt, und doch hat er davon schon so viele ausgehn lassen! Man kann nichts Sauberers sehn als seine Arbeit, und doch leidet unter diesem Fleiße die Wahrheit und der eigentliche Ausdruck seiner Darstellungen niemals, so daß seine Emsigkeit nicht bloß zufällige Zier, sondern Wesen und Sache selbst ist. Und dann begreife ich kaum die mannigfaltigen Arten seiner Arbeiten, von den kleinsten und feinsten Gemälden bis zu den lebensgroßen Bildern, dann seine Holzstiche, seine Kupferarbeiten, seine saubern Figuren, die er auf Holz in erhabener Arbeit geschnitten und die so leicht, so zierlich sind, daß man trotz ihrer Vollendung die Arbeit ganz daran vergißt und gar nicht an die vielen mühseligen Stunden denkt, die der Künstler darüber zugebracht haben muß. Wahrlich, Albert ist ein äußerst wunderbarer

Mann, und ich halte den Schüler für sehr glücklich, dem es vergönnt ist, unter seinen Augen seine erste Laufbahn zu eröffnen."

Franz war immer gerührt, wenn von seinem Lehrer die Rede war; aber das Lob, diese Verehrung seines Meisters aus dem Munde eines andern großen Künstlers setzte sein Herz in die gewaltsamste Bewegung. Er drückte Lukas Hand und sagte mit Tränen: „Glaubt mir, Meister, ich habe mich vom erste Tage glücklich geschätzt, da ich Dürers Haus betrat.

„Es ist eine seltsame Sache mit dem Fleiße", fuhr Lukas fort, „so treibt es auch mich Tag und Nacht zur Arbeit, so daß mich manchmal jede Stunde, jede Minute gereut, die ich nicht in dieser Stube zubringen darf. Von Jugend auf ist es so mit mir gewesen, und ich habe auch nie an Spielen, Erzählungen, oder dergleichen zeitvertreibenden Dingen Gefallen gefunden. Ein neues Bild liegt mir manchmal so sehr im Sinne, daß ich davor nicht schlafen kann. Ich weiß mir auch keine größere Freude, als wenn ich nun endlich ein Gemälde, an dem ich lange arbeitete, zustande gebracht habe, wenn nun alles fertig geworden ist, was mir bis dahin nur in den Gedanken ruhte, wenn man nun zugleich mit jedem Bilde merkt, wie die Hand geübter und dreister wird, wie nach und nach alles das von selbst sich einstellt, was man anfangs mit Mühe erringen und erkämpfen mußte. O mein lieber Sternbald, ich könnte manchmal stundenlang davon schwatzen, wie ich nach und nach ein Maler geworden bin und wie ich noch hoffe, mit jedem Tage weiterzukommen."

„Ihr seid ein sehr glücklicher Mann", antwortete

11 ff. Zu den zahlreichen Kunstgesprächen im *Sternbald* vgl. man die Urteile von Friedrich Schlegel (Anhang S. 508), von Rezensenten in der *Deutschen Bibliothek* (Anhang S. 517 f.) oder von Heinrich Meyer (Anhang S. 529).

Franz. „Wohl dem Künstler, der sich seines Werts bewußt ist, der mit Zuversicht an sein Werk gehn darf und es schon gewohnt ist, daß ihm die Elemente gehorchen. Ach, mein lieber Meister, ich kann es Euch nicht sagen, Ihr könnt es vielleicht kaum fassen, welchen Drang ich zu unsrer edlen Kunst empfinde, wie es meinen Geist unaufhörlich antreibt, wie alles in der Welt, die seltsamsten und fremdesten Gegenstände sogar, nur von der Malerei zu mir sprechen; aber je höher meine Begeisterung steigt, je tiefer sinkt auch mein Mut, wenn ich irgendeinmal an die Ausführung gehn will. Es ist nicht, daß ich die Übung und den wiederholten Fleiß scheue, daß es ein Stolz in mir ist, gleich das Vortrefflichste hervorzubringen, das keinen Tadel mehr zulassen dürfte, sondern es ist eine Angst, eine Scheu, ja ich möchte es wohl eine Anbetung nennen, beides, der Kunst und des Gegenstandes, den ich darzustellen unternehme."

„Ihr erlaubt mir wohl", sagte Lukas, „indem wir sprechen, an meinem Bilde weiterzumalen." Und wirklich zog er auch die Staffelei herbei und vermischte die Farben auf der Palette, die er auftragen wollte. – „Wenn ich Euch mit meinem Geschwätze nur nicht störe", sagte Franz, „denn diese Arbeit da ist äußerst kunstreich." – „Gar nicht", sagte Lukas, „tut mir den Gefallen und fahrt fort."

„Wenn ich mir also", sagte Franz, „eine der Taten unsers Erlösers in ihrer ganzen Herrlichkeit denke, wenn ich die Apostel, die Verehrungswürdigen vor mir sehe, die ihn umgaben, seine göttliche Milde, mit der er lehrt und spricht; wenn ich mir einen der heiligen Männer aus der ersten christlichen Kirche denke, die mit so kühnem Mute das Leben und seine Freuden verachteten und alles hingeben, was den

12 ff. Vgl. Tiecks Äußerung: Anhang S. 495.

übrigen Menschen so viele Sehnsucht, so manche Wünsche ablockt, um nur das innerste Bekenntnis ihres Herzens, das Bewußtsein der großen Wahrheit sich zu behaupten und andern mitzuteilen; – wenn ich dann diese erhabenen Gestalten in ihrer himmlischen Glorie vor mir sehe und nun noch bedenke, daß es einzelnen Auserwählten gegönnt ist, daß sich ihnen das volle Gefühl, daß sich ihnen jene Helden und der Sohn Gottes in eigentümlichern Gestalten und Farben als den übrigen Menschen offenbaren und daß sie durch das Werk ihrer Hände schwächern Geistern diese Offenbarungen wieder mitteilen dürfen; wenn ich mich meiner Entzückungen vor herrlichen Gemälden erinnere, seht, so entschwindet mir dann aller Mut, so wage ich es nicht, mich jenen auserwählten Geistern zuzurechnen, und statt zu arbeiten, statt fleißig zu sein, verliere ich mich in ein leeres untätiges Staunen."

„Ihr seid brav", sagte Meister Lukas, ohne von seinem Bilde aufzusehn, „aber das wird sich fügen, daß Ihr auch Mut bekommet."

„Schon mein Lehrer", fuhr Franz fort, „hat mich deshalb getadelt, aber ich habe mir niemals helfen können, ich bin von Kindheit auf so gewesen. Aber solange ich in Nürnberg war, in der Gegenwart des teuren Albrecht, bei meinem Freunde, und von allem dem bekannten Geräte umgeben, konnte ich mich doch immer noch etwas aufrechterhalten. Ich lernte mich aus Gewohnheit ein, den Pinsel zu führen; ich fühlte, wie ich nach und nach etwas weiterkam, weil es immer derselbe Ort war, den ich wieder betrat, weil dieselben Menschen mich aufmunterten und weil ich nun auf einer gebahnten Straße geradeausging, ohne mich weiter rechts oder links umzusehn. Freilich durfte ich keine neue Erzählung hören, keinen neuen verständigen Mann kennenlernen, ohne

etwas irre zu werden, doch fand ich mich bald wieder zurecht. Aber seit meiner Abreise aus Nürnberg hat sich alles das geändert. Meine innerlichen Bilder vermehren sich bei jedem Schritte, den ich tue, jeder Baum, jede Landschaft, jeder Wandersmann, Aufgang der Sonne und Untergang, die Kirchen, die ich besuche, jeder Gesang, den ich höre, alles wirkt mit quälender und schöner Geschäftigkeit in meinem Busen, und bald möcht' ich Landschaften, bald heilige Geschichten, bald einzelne Gestalten darstellen, die Farben genügen mir nun nicht, die Abwechselung ist mir nicht mannigfaltig genug, ich fühle das Edle in den Werken andrer Meister, aber mein Gemüt ist nunmehr so verwirrt, daß ich mich durchaus nicht unterstehen darf, selber an die Arbeit zu gehn."

Lukas hielt eine Weile mit Malen inne und betrachtete Sternbald sehr aufmerksam, der sich durch Reden erhitzt hatte, dann sagte er: „Lieber Freund, ich glaube, daß Ihr so auf einem ganz unrechten Wege seid. Ich kann mir Eure Verfassung wohl so ziemlich vorstellen, aber ich bin niemals in solcher Gemütsstimmung gewesen. Von der frühsten Jugend habe ich einen heftigen Trieb in mir empfunden, zu bilden und ein Künstler zu sein; aber von je an lag mir die Nachahmung klar im Sinne, daß ich nie zweifelhaft war oder zögerte, was aus einer Zeichnung werden sollte. Schon während der Arbeit lag mir dann ein andrer Entwurf schon ganz deutlich im Kopfe, den ich aber so schnell und ebenso unverzagt als den vorigen ausführte, und so sind meine zahlreichen Werke entstanden, ob ich gleich noch nicht alt bin. Euer Zagen, Eure zu große Verehrung des Gegenstandes ist, will mich dünken, etwas Unkünstlerisches; denn wenn man ein Maler sein will, so muß man doch malen, man muß beginnen und endigen, Eure Entzückungen könnt Ihr ja doch nicht auf die

Tafel tragen. Nach dem, was Ihr mir gesagt habt, müßt Ihr viele Anlagen zu einem Poeten haben, nur muß ein Dichter auch mit Ruhe arbeiten. – Erlaubt mir, daß ich Euch noch etwas sage: Ich habe mich von jeher über die Künstler gewundert, die Wallfahrten nach Italien wie nach einem gelobten Lande der Kunst anstellen, aber nach dem, was Ihr mir von Euch erzählt habt, muß ich mich billig noch mehr verwundern. Warum wollt Ihr Eure Zeit also verderben? Mit Eurer Reizbarkeit wird Euch jeder neue Gegenstand, den Ihr erblickt, zerstreuen, die größere Mannigfaltigkeit wird Eure Kräfte noch mehr niederschlagen, sie werden alle verschiedene Richtungen suchen, und alle diese Richtungen werden für Euch nicht genügend sein. Nicht als ob ich die großen Künstler Italiens nicht schätzte und liebte, aber man mag sagen, was man will, so hat doch jedes Land seine eigene Kunst, und es ist gut, daß es sie hat. Ein Meister tritt dann in die Fußstapfen des andern und verbessert, was bei ihm etwa noch mangelhaft war, was dem ersten schwer war, wird dem zweiten und dritten leicht, und so wird die vaterländische Kunst endlich zur höchsten Vortrefflichkeit hingeführt. Wir sind einmal keine Italiener, und ein Italiener wird nimmermehr deutsch empfinden. Wenn ich Euch also raten soll, so stellt lieber Eure Reise nach Italien ganz ein und bleibt im Vaterlande, denn was wollt Ihr dort? Meint Ihr, Ihr werdet die italischen Bilder mit einem andern als einem deutschen Auge sehen können? so wie auch kein Italiener die Kraft und Vortrefflichkeit Eures Albert Dürer jemals erkennen wird; es sind widerstrebende Naturen, die sich niemals in demselben Mittelpunkte vereinigen

2. Im Laufe des Romans tritt Sternbald immer häufiger auch als Dichter und Sänger hervor: vgl. S. 84 f., 169 ff., 203, 237 ff., 343 ff., 348 ff., 372 f., 380 f. und 400 f.

können. Wenn Ihr hingeht, so wird jedes neue Gemälde, jede neue Manier eine neue Lust in Euch erwecken, Ihr werdet in ewiger Abwechselung vielleicht arbeiten, aber Euch niemals üben, Ihr werdet kein Italiener werden und könnt doch kein Deutscher bleiben, Ihr werdet zwischen beiden streben, und die Mutlosigkeit und Verzagtheit wird Euch am Ende nur noch viel stärker als jetzt ergreifen. Ihr findet meinen Ausspruch vielleicht hart, aber Ihr seid mir wert, und darum wünsche ich Euer Bestes. Glaubt mir, jeder Künstler wird, was er werden kann, wenn er ruhig sich seinem eignen Geiste überläßt und dabei unermüdet fleißig ist. Seht nur Euren Albert Dürer an; ist er denn nicht ohne Italien geworden, was er ist, denn sein kurzer Aufenthalt in Venedig kann kaum in Rechnung gebracht werden, und denkt Ihr denn mehr zu leisten als er? Auch unsre besten Meister in den Niederlanden haben Italien nicht gesehn, sondern einheimische Natur und Kunst hat sie großgezogen; manche mittelmäßige, die dort gewesen sind, haben eine fremde Manier nachahmen wollen, die ihnen nimmermehr gelingt und als etwas Erzwungenes herauskömmt, das ihnen nicht steht und sich in unsrer Gegend nicht ausnimmt. Mein lieber Sternbald, wir sind gewiß nicht für die Antiken, wir verstehen sie auch nicht mehr, unser Fach ist die wahre nordische Natur; je mehr wir diese erreichen, je wahrer und lieblicher wir diese ausdrücken, je mehr sind wir Künstler. Und das Ziel, wonach wir streben, ist gewiß ebenso groß als der poetische Zweck, den sich die andern vorgestellt haben."

Franz war noch in seinem Leben nicht so niedergeschlagen gewesen. Er glaubte es zu empfinden, wie er noch keine Verdienste habe; diese Verehrung der

11. Glaubt: A: „Glaube", Druckfehler (?); B: „Glaubt".

Kunst, diese Begier, Italien mit seinen Werken zu sehn, hatte er immer für sein einziges Verdienst gehalten, und nun vernichtete ein verehrungswürdige Meister ihm auch dieses gänzlich. Zum ersten Mal erschien ihm sein ganzes Beginnen töricht und unnütz. „Ihr mögt recht haben, Meister!“ rief er aus „ich bin nun auch beinahe davon überzeugt, daß ich zum Künstler verdorben bin; je mehr ich Eure Vortrefflichkeit fühle, um so stärker empfinde ich auch meinen Unwert, ich führe ein verlornes Leben in mir, das sich an keine vernünftige Tätigkeit hinauf ranken wird, ein unglückseliger Trieb ist mir ein gehaucht, der nur dazu nützt, mir alle Freuden zu verbittern und mir aus den köstlichsten Gerichten dieses Lebens etwas Albernes und Nüchternes zuzubereiten.“

„Es ist nicht so gemeint“, sagte Lukas mit einem Lächeln, das seinem freundlichen Gesichte sehr gut stand; „ich merke, daß alles bei Euch aus einem zu heftigen Charakter entspringt, und freilich, darin kann sich der Mensch nicht ändern, und wenn er es auch noch so sehr wollte. Gebt Euch zufrieden, meine Worte sind immer nur die Worte eines einzelnen Mannes, und ich kann mich ebenso leicht irren als jeder andre.“

„Ihr seid nicht wie jeder andre“, sagte Franz mit der größten Lebhaftigkeit, „das fühl ich zu lebendig in meinem Herzen, Ihr solltet es nur einmal hören, mit welcher Verehrung mein Meister immer von Euch spricht; Ihr solltet es nur wissen können, wie vortrefflich Ihr mir vorkommt, welch Gewicht bei mir jedes Eurer Worte hat. Wie viele Künstler dürfen sich denn mit Euch messen? Wer auf solche Stimmen nicht hörte, verdiente gar nicht, Euch so gegenüberzusitzen, mit Euch zu sprechen und diese Freundschaft und Güte zu erhalten.“

„Ihr seid jung", sagte Lukas, „und Euer Wesen ist mir ungemein lieb, es gibt wenig solcher Menschen, die meisten betrachten die Kunst nur als ein Spielwerk und uns als große Kinder, die albern genug bleiben, um sich mit derlei Possen zu beschäftigen. – Aber laßt uns auf etwas anders kommen, ich bin jetzt überdies müde, zu malen. Ich habe einen Kupferstich von Eurem Albert erhalten, der mir bisher noch unbekannt war. Es ist der heilige Hubertus, der auf der Jagd einem Hirsche mit einem Kruzifixe zwischen dem Geweih begegnet und sich bei diesem Anblicke bekehrt und seine Lebensweise ändert. Seht hieher, es ist für mich ein merkwürdiges Blatt, nicht bloß der schönen Ausführung, sondern vorzüglich der Gedanken halber, die für mich darin liegen. Die Gegend ist Wald, und Dürer hat einen hohen Standpunkt angenommen, weshalb ihn nur ein Unverständiger tadeln könnte, denn wenn auch ein dichter Wald, wo wir nur wenige große Bäume wahrnähmen, etwas natürlicher beim ersten Anblick in die Augen fallen dürfte, so könnte das doch nimmermehr das Gefühl der völligen Einsamkeit so ausdrücken und darstellen wie es hier geschieht, wo das Auge weit und breit alles übersieht, einzelne Hügel und lichte Waldgegenden. Ich glaube auch, daß manche Leute, die mehr guten Willen, vernünftig zu sein, als Verstand haben, den gewählten Gegenstand selbst als etwas Albernes tadeln dürften, ein Rittersmann, der vor einer unvernünftigen Bestie kniet. Aber das ist es gerade, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll, was mir so sehr daran gefällt und zu großem Vergnügen gereicht. Es ist so etwas Unschuldiges, Frommes und Liebliches darin, wie der Jagdmann hier kniet und das Hirschlein mit seiner kin-

7 ff. Der heilige Eustachius, Kupferstich von Dürer. Vgl. Tafel 5.

dischen Physiognomie so unbefangen dreinsieht, in
Kontrast mit der heiligen Ehrfurcht des Mannes
dies erweckt ganz eigene Gedanken von Gotte
Barmherzigkeit, von dem grausamen Vergnügen de
Jagd und dergleichen mehr. Nun beobachtet einma
die Art, wie der Ritter niederkniet; es ist die wahrst
frömmste und rührendste, mancher hätte hier wo
seine Zierlichkeit gezeigt, wie er Beine und Arm
verschiedentlich zu stellen wüßte, so daß er durc
Annehmlichkeit der Figur sich gleichsam vor jede
entschuldigt hätte, daß er ein so närrisches Bild z
seinem Gegenstande gemacht. Denn manche zierlich
Maler sind mir so vorgekommen, daß sie nicht s
wohl verschiedentliche Bilder malen als vielmehr n
die Gegenstände brauchen, um immer wieder ih
Verschränkungen und Niedlichkeiten zu zeige
diese putzen sich mit der edlen Malerkunst, statt da
sie ihr freies Spiel und eine eigne Bahn gönnen sol
ten. So ist es nicht mit diesem Hubertus beschaffe
Seine zusammengelegten Beine, auf denen er so ganz
natürlich hinkniet, seine gleichförmigen aufgehobe
nen Hände sind das Wahrste, was man sehen kann
aber sie haben nicht die spielende Anmut, die manch
der heutigen Welt über alles schätzen."

Lukas sprach noch mancherlei; dann besuchten ih
einige Freunde aus der Stadt, mit denen er und Franz
sich zu Tische setzten. Man lachte und erzählte viel
von der Malerei ward nur wenig gesprochen.

Zweites Kapitel

Franz hielt sich längere Zeit in Leyden auf, als e
sich anfangs vorgenommen hatte, denn Meister Lu
kas hatte ihm einige Konterfeie zu malen übergeben

die Franz zu dessen Zufriedenheit beendigte. Beide hatten sich oft von der Kunst unterhalten. Franz liebte Lukas ungemein, aber doch konnte er in keiner Stunde das Vertrauen zu ihm fassen, das er zu seinem Lehrer hatte, er fühlte sich in seiner Gegenwart immer gedemütigt, seine freiesten Gedanken waren gefesselt, selbst Lukas' fröhliche Laune konnte ihn ängstigen, weil sie von der Art, wie er sich zu freuen pflegte, so gänzlich verschieden war. Er kämpfte oft mit der Verehrung, die er vor dem niederländischen Meister empfand, denn er schien ihm in manchen Augenblicken nur ein Handwerker zu sein; wenn er dann wieder den hurtigen, erfinderischen Geist betrachtete, den nie rastenden Eifer, die Liebe zu allem Vortrefflichen, so schämte er sich seines Mißtrauens.

Als er an einem Morgen Lukas' Werkstelle besuchte – wie erstaunte er, was glich seiner Freude! – als er seinen Lehrer, seinen über alles geschätzten Dürer neben dem niederländischen Maler sitzen sah. Erst schien es ihm nur ein Blendwerk seiner Augen zu sein; aber Dürer stand auf und schloß ihn herzlich in seine Arme; die drei Maler waren überaus fröhlich, sich zu sehn. Fragen und Antworten durchkreuzten sich, besonders hinderte der lebhafte Lukas auf alle Weise das Gespräch, zu einer stillen Ruhe zu kommen, denn er fing immer wieder von neuem an, sich zu verwundern und zu freuen. Er rieb die Hände und lief mit großer Geschäftigkeit hin und wider; bald zeigte er dem Albert ein Bild, bald hatte er wieder eine Frage, worauf er die Antwort wissen wollte. Franz bemerkte, wie gegen diese lebhafte Unruhe Alberts Gelassenheit und seine stille Art, sich zu freuen, schön kontrastierte. Auch wenn sie

19 ff. Dürer besuchte 1521 tatsächlich Lukas van Leyden in Holland.

nebeneinanderstanden, ergötzte sich Franz an de
gänzlichen Verschiedenheit der beiden Künstler, di
sich doch in ihren Werken so oft zu berühren schi
nen. Dürer war groß und schlank, lieblich und maj
stätisch fielen seine lockigen Haare um seine Schlä
sein Gesicht war ehrwürdig und doch freundlic
seine Mienen veränderten den Ausdruck nur lan
sam und seine schönen braunen Augen sahen feu
und doch sanft unter seiner Stirn hervor. Franz b
merkte deutlich, wie die Umrisse von Alberts G
sichte denen auffallend glichen, mit denen man i
mer den Erlöser der Welt zu malen pflegt. Lukas e
schien neben Albert noch kleiner, als er wirklich wa
sein Gesicht veränderte sich in jedem Augenblic
seine Augen waren mehr lebhaft als ausdrucksvo
sein hellbraunes Haar lag schlicht und kurz um s
nen Kopf.

Albert erzählte, wie er sich schon seit lange unp
gefühlt habe und die weite Reise nach den Niede
landen nicht gescheut, um seine Gesundheit wiede
herzustellen. Seine Hausfrau habe ihn begleitet; vo
Sebastian gab er unserm Franz einen Brief, er selbe
sei zwar nicht gefährlich, aber doch so krank, daß e
die Reise nicht habe unternehmen können, sons
würde er ihn mitgenommen haben. „Euch zu sehn
Meister Lukas", sagte er, „war der vornehmste Be
wegungsgrund meiner Reise, denn ich habe es mi
schon lange gewünscht, ich weiß auch noch nicht, ob
ich einen andern Maler besuche, wenn der Wohnor
mir aus dem Wege liegt, denn so viel ich sie kenne
ist mir nach dem berühmten Meister Lukas keine
merkwürdig."

Lukas dankte ihm und sprang wieder durch di
Stube, voller Freude, den großen Albert Dürer be
sich zu haben. Dann zeigte er ihm einige seiner neue
sten Bilder, und Albert lobte sie sehr verständig

Dieser hatte einige neue Kupferstiche bei sich, die er dem Niederländer schenkte, und Lukas suchte zur Vergeltung auch ein Blatt hervor, das er dem Albrecht in die Hände gab. „Seht", sagte er, „dies Blatt, es wird von einigen für meinen besten Kupferstich erklärt, es ist das Konterfei des Tillen Eulenspiegel, wie ich mir diesen seltsamen Mann in den Gedanken vorgestellt habe. Es wollen einige jetzt, die sich mit der Gelehrsamkeit befassen, sein Buch verachten und es als den Sitten und der Zucht zuwider verdammen, es möchte vielleicht einiges besser darin mangeln können, aber ich muß gestehen, daß es mich im ganzen immer sehr ergötzt hat. Die Schalkheit des Knechtes Eulenspiegel ist so eigen, viele seiner Streiche geben zu so manchen kuriosen Gedanken Veranlassung, daß ich mich ordentlich dazu angetrieben fühlte, sein seltsames Konterfei in Kupfer zu bringen."

„Ihr habt es auch wacker ausgerichtet", sagte Albert Dürer, „und ich danke Euch höchlich für Euer Geschenk. Ihr habt den berüchtigten Schalksknecht da erschaffen, wie er gewißlich ausgesehn haben muß, die schielenden Augen und die verdrehte Nase drücken sein seltsames Gemüt vortrefflich aus, in diesen Lippen habt Ihr seinen Witz, der oft beißend

6. Eulenspiegel: Held des bekannten Volksbuches, dessen ältester Druck aus dem Jahre 1515 erhalten ist. Lukas' unter dem Namen „Eulenspiegel" bekanntes Blatt zeigt einen „Dudelsackpfeifer auf dem Marsche mit dem zigeunerhaften Weib und sieben Kindern, von denen eines auf den Schultern der Mutter sitzt, zwei aus seiner Kiepe herausschauen, drei von einem Eselchen getragen werden, während der größte Bube, mit einer Eule auf der Schulter, keck voranschreitet. Die Komik beruht hauptsächlich darauf, daß der schwer belastete und überreich mit Nachkommenschaft gesegnete, sich mühsam vorwärts schiebende Musikant nicht davon abläßt, sein Instrument zu bearbeiten unter so schwierigen Umständen" (Max J. Friedländer). Vgl. Tafel 6.

genug war, herrlich angedeutet, und es ist mir seh
erwünscht, daß Ihr das häßliche Gesicht doch nich
so verzerrt habt, daß es uns zuwider ist, sonde
mit vieler Kunst habt Ihr es so auszurichten gewuß
daß man es gerne beschaut und den possigen Ke
ordentlich liebgewinnt."

„Es ist eine Art von Dankbarkeit", sagte Meist
Lukas, „daß ich ihn so mühsam in Kupfer gebrac
habe, da ich über seine Schwänke oft so herzlich ha
lachen müssen. Wie schon gesagt, es verstehen wen
Menschen die Kunst, sich an Tills Narrenstreichen
zu freuen als ich, weil sie es sogar mit dem Lach
ernsthaft nehmen; andern gefällt sein Buch wo
aber es kommt ihnen als etwas Unedles vor, dies K
kenntnis abzulegen; andern fehlt es wieder
Übung, das Possierliche zu verstehen und zu fasse
weil man sich vielleicht ebenso daran gewöhn
muß, wie man viele Gemälde sieht, ehe man üb
eins ein richtiges Urteil faßt."

„Ihr mögt sehr recht haben, Meister", antwortet
Dürer, „die meisten Leute sind wahrlich mit de
Ernsthaften und Lächerlichen gleich fremd. Sie glau
ben immer, das Verständnis von beiden müsse ihne
von selbst ohne ihr weiteres Zutun kommen; un
doch ist das bei den allerwenigsten der Fall. Si
überlassen sich daher mit Roheit dem Augenblick
und ihrem damaligen Gefühl, und so tadeln un
loben sie alles unbesehn. Ja, sie gehn mit der Maler
kunst ebenso um, sie kosten davon, wie man woh
ein Gemüse oder Suppe zu kosten pflegt, ob di
Magd zu viel oder zu wenig Salz daran getan habe
und dann sprechen sie das Urteil, ohne um die Ein
sicht und die Kenntnisse, die dazu gehören, besorg
zu sein. Ich muß immer noch lachen, sooft ich dara

5. possig: possierlich, schalkhaft.

denke, daß es mir doch auch einmal so ging. Ohne etwas davon zu verstehn und ohne die Anlagen von der Natur zu haben, fiel ich einmal darauf, ein Poet zu sein. Ich dachte in meinem einfältigen Sinne, Verse müsse ja wohl jedermann machen können, und ich wunderte mich über mich selber, daß ich nicht schon weit früher auf die Dichtkunst verfallen sei. Ich machte also ein zierlich großes Kupferblatt und stach mühsam rundherum meine Verse mit zierlichen Buchstaben ein: es sollte ein moralisches Gedicht vorstellen, und ich unterstund mich, der ganzen Welt darin gute Lehren zu geben. Wie nun aber alles fertig war, siehe da, so war es erbärmlich geraten. Was ich da für Leiden von dem gelehrten Pirkheimer habe ausstehn müssen, der mir lange nicht meine Verwegenheit vergeben konnte! Er sagte immer zu mir: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Albert, wenn du den Pinsel in der Hand hast, so kömmst du mir als ein verständiger Mann vor, aber mit der Feder gebärdest du dich als ein Tor. – So sollte man auch zu manchen sagen, die sich auf Künste legen, die ihnen nicht besser anstehen als dem Esel das Lautenschlagen."

„Ihr müßt Euch doch einige Zeit in Leyden aufhalten", sagte Lukas; „denn ich möchte gar zu gern recht viel mit Euch sprechen, über so viele Dinge Euer Urteil vernehmen, denn ich wüßte keinen Menschen auf der Welt, mit dem ich mich lieber unterredete als mit Euch."

„Ich bleibe gewiß wenigstens einige Tage", antwortete Dürer; „seit Franz von mir fortgezogen ist, habe ich mir diese Reise vorgesetzt und alles Geld, was ich erübrigen konnte, dazu aufgespart."

Unter diesen Gesprächen war die Mittagsstunde herangekommen; eine junge, hübsche Frau trat herein, es war das Weib des Niederländers, sie erinnerte ihren Mann mit freundlichem Gesichte, daß es Zeit

sei, zu essen, er möchte mit seinen Gästen in di
Speisestube treten. Sie folgten ihr gern, und ma
setzte sich zu Tische. Die Hausfrau Albert Düre
hieß den Franz Sternbald sehr freundlich willkon
men, Franz hatte sie noch nie so liebenswürdig g
sehn, denn die Reise hatte sie heiter gemacht, il
Gesicht war auch blühender und voller.

Der kleine Lukas schien nun bei Tische erst rec
an seinem Platze zu sein; er wußte so gutmütig zu
Essen und Trinken einzuladen, daß keiner seine Ei
ladung auszuschlagen imstande war; dabei erwies
sich überaus artig gegen Dürers Frau, und wußte il
auf seine Art tausend kleine Schmeicheleien zu sage
Dürer war viel ernster und unbeholfener, die schö
junge Frau des Lukas setzte ihn eher in Verlege
heit, als daß sie ihn unterhalten hätte, seine Sitt
waren ernst und deutsch, und wenn sich ihm e
Scherz nicht von selber darbot, so hielt er es für ei
unnütze Mühe, ihn aufzusuchen. Franz war in ein
heiligen Stimmung, es war ihm gar nicht möglic
seine Augen von seinem geliebten Lehrer abzuwe
den, vollends da es ihm beständig im Sinne lag, da
er morgen früh abreisen müsse und also Dürer nich
länger sehn könne, denn er hatte eine Reisegesell
schaft gefunden, die ihn gegen ein Billiges mit nac
Antwerpen nehmen wollte.

„Ihr müßt mir erlauben", rief Lukas fröhlich au
„Meister Albrecht (verzeiht mir, daß ich so vertrau
tue, Euch bei Eurem Taufnamen zu nennen), daß ic
Euer Konterfei abnehme, ehe Ihr von hier reise
denn es liegt mir gar zu viel daran, es zu besitze
und zwar recht treu und fleißig gemalt, ich will m
alle Mühe dabei geben."

„Und ich will Euch malen", sagte Albrecht, „m
ist gewiß Euer Gesicht ebenso lieb, damit ich's da
mit mir nach Nürnberg nehme."

„Wißt Ihr, wie wir es einrichten können?" antwortete Lukas. „Ihr malt Euer eignes Bildnis und ich das meinige, und wir tauschen sie nachher gegeneinander aus, so besitzt noch jeder etwas von des andern Arbeit."

„Es mag sein", sagte Dürer, „ich weiß mit meinem Kopfe schon ziemlich Bescheid, denn ich habe ihn schon etlichemal gemalt und gestochen, und man hat die Kopey immer ähnlich gefunden. Worüber ich mich aber billig wundern muß", fuhr er fort, „ist, daß Ihr, Meister Lukas, noch so jung seid und daß Ihr doch schon so viele Kunstsachen in die Welt habt ausgehn lassen und mit Recht einen so großen Namen habt; denn noch scheint Ihr keine dreißig Jahr alt zu sein."

Lukas sagte: „Ich bin auch noch nicht dreißig Jahre alt, sondern kaum neunundzwanzig. Es ist wahr, ich habe fleißig gemalt und fast ebensoviel in Kupfer gestochen als Ihr; aber, mein lieber Albrecht, ich habe auch schon sehr früh angefangen; Ihr wißt es vielleicht nicht, daß ich schon im neunten Jahre ein Kupferstecher war."

„Im neunten Jahre?" rief Franz Sternbald voller Verwunderung aus; „ich glaubte immer im sechzehnten hättet Ihr Euer erstes Werk begonnen, und das hat schon immer mein Erstaunen erregt."

„Nein", erzählte Lukas weiter, „denn ich zeichnete schon Bilder und allerhand natürliche Sachen nach, als ich kaum sprechen konnte. Die Sprache und der Ausdruck durch die Reißkohle schien mir natürlicher als die wirkliche. Ich war unglaublich fleißig und interessierte mich für gar nichts anders in der Welt, denn die übrigen Wissenschaften, so wie Sprachen und dergleichen, waren mir völlig gleichgültig, ja es war mir verhaßt, meine Zeit mit solchem Unterrichte zuzubringen. Wenn ich auch nicht zeichnete,

so gab ich genau auf alle die Dinge acht, die mir vo
die Augen kamen, um sie nachher nachahmen z
können. Die größte Freude machte es mir, wen
meine Eltern oder andre Menschen die Personen wi
dererkannten, die ich kopiert hatte. Kein Spi
machte mir Vergnügen, andre Knaben waren m
zur Last, und ich verachtete sie und ging ihnen a
dem Wege, weil mir ihr Beginnen zu kindisch vo
kam; sie verspotteten mich auch deshalb und nan
ten mich den kleinen alten Mann. Ich erkundig
mich, wie die Kupferstiche entständen, und eini
eben nicht geschickte Leute machten mich mit d
Kunst bekannt, soviel sie selbst davon begriffen ha
ten. So machte ich im neunten Jahre mein erstes Bi
das ich öffentlich herausgab und das vielen Leut
nicht mißfiel; bald darauf taten mich meine Elte
auf mein inständiges Bitten beim Meister Eng
brecht in die Lehre; ich fuhr fort zu arbeiten, u
im sechzehnten Jahre war ich schon einigermaß
bekannt, so daß meine Werke gesucht wurden."

„Ihr seid ein wahres Wunderkind gewesen, Me
ster Lukas", sagte Albert Dürer, „und auf die A
muß man freilich nicht erstaunen, wenn die Welt s
viele Arbeiten von Euch gesehn hat."

„Wenn ich jetzt vielleicht etwas bin", sagte Luka
sehr lebhaft, „so hab ich's nur Euch zu verdanke
Ihr wart mein Vorbild, Ihr gabt mir immer neu
Feuer, wenn ich manchmal den Mut verlieren wollt
denn ich glaube, es gibt auch beim eifrigsten Künst
ler Stunden, in denen er durchaus nichts hervorbri
gen mag, wo er sich in sich selber ausruht und ih
die Arbeit mit den Händen ordentlich widersteh
dann hörte ich wieder von Euch, ich sah eins Eur
Kupferblätter, und der Fleiß kam mir mit frisch
Anmut zurück. Ich muß es gestehen, daß ich Eu
auch meine meisten Erfindungen zu danken hab

denn ich weiß nicht, wie es zugeht, einzelne Figuren oder Sachen stehn mir immer sehr klar vor den Augen, aber das Zusammenfügen, der wahre historische Zusammenhang, der ein Bild erst fertig macht, will sich nie deutlich vor den Sinnen hinstellen, bis ich dann ein andres Blatt in die Hände nehme, da fällt es mir denn ein, daß ich das auch darstellen und hie und da wohl noch verbessern könnte, aus dem Bilde, das ich vor mir sehe, entwickelt sich ein neues in meiner Seele, das mir dann nicht eher Ruhe läßt, als bis ich es fertiggemacht habe. Am liebsten habe ich Eure Bilder nachgemacht, Albrecht, weil sie alle einen ganz eignen Sinn haben, den ich in andern nicht antreffe. Ihr habt mich am meisten auf Gedanken geführt, und Ihr werdet es wissen, daß ich die meisten Bilder, die Ihr ausgeführt habt, auch darzustellen versucht habe. Manchmal habe ich die Eitelkeit gehabt, Ihr verzeiht mir meinen freimütigen Stolz, und Ihr seid ein gerader guter Mann, Eure Vorstellung zu verbessern und dem Auge angenehmer zu machen."

„Ich weiß es recht wohl", sagte Albert mit der gutmütigsten Freundlichkeit, „und ich versichere Euch, ich habe viel von Euch gelernt. Wie Ihr mit Eurem Körper behender und gewandter seid, so seid Ihr es auch mit dem Pinsel und Grabstichel. Ihr wißt eine gewisse Anmut mit Wendungen und Stellungen der Körper in Eure Bilder zu bringen, die mir oft fehlt, so daß meine Zeichnungen gegen die Eurigen hart und rauh aussehn; aber Ihr erlaubt mir auch zu sagen, daß es mir geschienen hat, als wärt Ihr ein paarmal unnötigerweise von der wahren Einfalt des Gegenstandes abgewichen. So gedenke ich an ein paar Kupferstiche, wo vorne Leute mit großen Mänteln stehn, die dem Zuschauer den Rücken zuwenden, da sie uns wohl natürlicher das Angesicht hät-

ten zukehren dürfen. Hier habt Ihr nach meinem einfältigen Urteil nur etwas Neues anbringen und durch die großen Mantelfiguren die Kontrastierung mit den übrigen Personen im Bilde verstärken wollen; aber es kömmt doch etwas gezwungen heraus."

„Ihr habt recht, Albert", sagte Lukas, „ich sehe Ihr seid ein schlauer Kopf, der mir meine Münze wiederzugeben weiß. Ich habe mich öfter darauf ertappt, daß ich ein Bild verdorben habe, wenn ich es habe besser machen wollen als ich es auf Euren Platten gesehn hatte. Denn man verliert gar zu leicht den ersten Gedanken aus den Augen, der doch sehr oft der allerwahrste und beste ist; nun putzt man am Bilde herum, und über lang oder kurz wird es ein Ding, das einen mit ganz fremden Augen ansieht und sich auf dem Papiere oder der Leinwand selber nicht zu finden weiß. Da seid Ihr glücklicher und besser daran, daß Euch die Erfindung immer zu Gebote steht; denn so ist es Euch fast unmöglich, in einen solchen Fehler zu fallen. – Wie macht Ihr es aber, Albrecht, daß Ihr so viele Gedanken, so viele Erfindungen in Eurem Kopfe habt?"

„Ihr irrt Euch an mir", sagte Albrecht, „wenn Ihr mich für so erfindungsreich haltet. Nur wenige meiner Bilder sind aus dem bloßen Vorsatz entstanden, sondern es war immer eine zufällige Gelegenheit, die sie veranlaßte. Wenn ich irgendein Gemälde loben höre oder eine der heiligen Geschichten wiedererzählen höre, so regt sich's dann plötzlich in mir, daß ich ein ganz neues Gelüst empfinde, gerade das und nichts anders darzustellen. Das eigentliche Erfinden ist gewiß sehr selten, es ist eine eigne und wunderbare Gabe, etwas bis dahin Unerhörtes hervorzubringen. Was uns erfunden scheint, ist gewöhnlich nur aus älteren, schon vorhandenen Dingen zusammengesetzt, und dadurch wird es gewissermaßen

neu; ja der eigentliche erste Erfinder setzt seine Geschichte oder sein Gemälde doch auch nur zusammen, indem er teils seine Erfahrungen, teils was ihm dabei eingefallen oder was er sich erinnert, gelesen oder gehört hat, nur in eins faßt."

„Ihr habt sehr recht", sagte Lukas, „etwas im eigentlichsten Verstande aus der Luft zu greifen wäre gewiß das Seltsamste, das dem Menschen begegnen könnte. Es wäre eine ganz neue Art von Verrückung, denn selbst der Wahnsinnige erfindet seine Fieberträume nicht. Die Natur ist also die einzige Erfinderin, sie leiht allen Künsten von ihrem großen Schatz; wir ahmen immer nur die Natur nach, unsre Begeisterung, unser Ersinnen, unser Trachten nach dem Neuen und Vortrefflichen ist nur wie das Achtgeben eines Säuglings, der keine Bewegung seiner Mutter aus den Augen läßt. – Wißt Ihr aber wohl, Albrecht, welchen Schluß man aus dieser Bemerkung ziehn könnte? daß es also in den Sachen selbst, die der Poet oder Maler oder irgendein Künstler darstellen wollte, durchaus nichts Unnatürliches geben könne, denn indem ich als Mensch auf den allertollsten Gedanken verfalle, ist er doch schon natürlich und der Darstellung und Mitteilung fähig. Von dem Felde des wahrhaft Unnatürlichen sind wir durch eine hohe Mauer geschieden, über die kein Blick von uns dringen kann. Wo wir also in irgendeinem Künstlerwerk Unnatürlichkeiten, Albernheit oder Unsinn wahrzunehmen glauben, die unsre gesunde Vernunft und unser Gefühl empören, so müßte das immer nur daher rühren, daß die Sachen auf eine ungehörige und unvernünftige Art zusammengesetzt wären, daß Teile daruntergemengt sind, die nicht hineingehören, und die übrigen so verbunden, wie es nicht sein sollte. So müßte also ein höherer Geist, als derjenige war, der es fehlerhaft gemacht hatte,

aus allem Möglichen etwas Vortreffliches und Würdiges hervorbilden können."

Dürer nickte mit dem Kopfe Beifall und wollte eben das Gespräch fortsetzen, als Lukas' Frau aufrief: „Aber lieben Leute, hört endlich mit Euren gelehrten Gesprächen auf, von denen wir Weiber hier kein Wort verstehn. Wir sitzen hier so ernsthaft wie in der Kirche, verspart alle Eure Wissenschaften bis das Mittagsessen vorüber ist." – Sie schenkte hierauf einem jeden ein großes Glas Wein ein und erkundigte sich bei Dürer, was er auf der Reise Neues gesehn und gehört habe. Albrecht erzählte, und Frau Sternbald saß in tiefen Gedanken. In den letzten Worten des Lukas schien ihm der Schlüssel, die Auflösung zu allen seinen Zweifeln zu liegen, nur konnte er den Gedanken nicht deutlich fassen; er hatte von seinem Lehrmeister noch nie eine ähnliche Äußerung über die Kunst gehört, sie auch in keinem seiner Bücher angetroffen; es schien ihm sogar, als wenn Dürer auf diesen Gedanken nicht so viel gebe, als er wert sei, daß er die Folgen nicht so bemerke, die alle in ihm lägen. Er konnte auf das jetzige Gespräch nicht achtgeben, vorzüglich da die Niederländerin anfing sich nach allen nürnbergischen Trachten der verschiedenen Stände zu erkundigen und den Anzug der Dürerschen Hausfrau vom Kopfe bis zu den Füßen musterte.

Plötzlich sprang Lukas mit seiner Behendigkeit vom Tische auf, fiel seiner Frau um den Hals und rief aus: „Mein liebstes Kind, du mußt es mir jetzt doch schon vergönnen, daß ich mit Meister Albrecht wieder etwas über die Malereikunst anfange, denn mir ist da eine Frage eingefallen. Es wäre ja Sünde, wenn ich den Mann hier in meinem Hause hätte und nicht alles vom Herzen lossprechen sollte."

„Meinetwegen magst du es halten, wie du willst"

antwortete sie; „aber was wird die nürnbergische Frau dazu sagen?"

„Ich bin es schon so gewohnt", sagte Dürers Frau, „dergleichen sind bei Tische seine gewöhnlichen Gespräche. Mein Mann ist immer der letzte, der etwas von den Neuigkeiten der Stadt erfährt, und wenn er mir zuweilen etwas erzählen soll, weiß er nichts, es müßte sich denn etwa wieder mit Martin Luther etwas zugetragen haben."

„Daß wir den Mann vergessen konnten!" rief Dürer aus, indem er sein volles Glas in die Höhe hob: „Er soll leben! noch lange soll der große Doktor Martin Luther leben! der Kirche und uns allen zu Heil und Frommen!"

Lukas stieß an und lächelte. „Es ist zwar eine ketzerische Gesundheit", sagte er, „aber Euch zu Gefallen will ich sie doch trinken. Ich fürchte nur, die Welt wird viele Trübsale zu überstehen haben, ehe die neue Lehre durchdringen kann."

Albrecht antwortete: „Wann wir im Schweiß unsers Angesichts unser Brot essen müssen, so verlohnt es ja wohl die Wahrheit, wenn wir Qual und Trübsal ihretwegen aushalten."

„Nun, das sind alles Meinungen", antwortete Lukas, „die eigentlich vor den Theologen und Doktor gehören, ich verstehe davon nichts. – Ich wollte vorher, Meister Albrecht, eine andre Frage an Euch tun. – Es hat mir immer sehr an Euren Bildern gefallen, daß Ihr manchmal die neuern Trachten auch in alten Geschichten abkopiert oder daß Ihr Euch ganze neue wunderliche Kleidungen ersinnt. Ich habe es ebenfalls nachgeahmt, weil es mir sehr artlich dünkte."

28 ff. Als Dramaturg des Dresdner Theaters kämpfte Tieck auch späterhin gegen die modische „Kleidergelehrsamkeit" (vgl. seine *Kritischen Schriften*, Bd IV, Leipzig 1852) und trat für moderne Kleidung bei historischen Helden ein.

Albrecht antwortete: „Ich habe dergleichen im
mer mit überlegtem Vorsatze getan, weil mir diese
Weg kürzer und besser schien, als die antikische
Trachten eines jeden Landes und eines jeden Zei
alters zu studieren. Ich will ja den, der meine Bilde
ansieht, nicht mit längstvergessenen Kleidungsstük
ken bekannt machen, sondern er soll die dargestell
Geschichte empfinden; die Bekleidung ist gleichsa
nur ein notwendiges Übel. Ich rücke also die bibl
sche oder heidnische Geschichte manchmal meine
Zuschauern dadurch recht dicht vor die Augen, da
ich die Figuren in den Gewändern auftreten lass
in denen sie sich selber wahrnehmen. Dadurch ve
liert ein Gegenstand das Fremde, besonders da uns
Tracht, wenn man sie gehörig auswählt, auch mal
risch ist. Und denken wir denn wohl an die al
Kleidungsart, wenn wir eine Geschichte lesen, d
uns rührt und entzückt? Würden wir es nicht ger
sehen, wenn Christus unter uns wandelte, ganz w
wir selber sind? Man darf also die Menschen nu
nicht an das sogenannte Kostum erinnern, so ve
gessen sie es gerne. Die Darstellung der alten Ge
wänder wird überdies in unsern Gemälden leicht to
und fremd, denn der Künstler mag sich gebärden, wi
er will, die Tracht setzt ihn in Verlegenheit, er sieh
niemand so gehen, er ist nicht in der Übung, dies
Falten und Massen zu werfen, sein Auge kann nich
mitarbeiten, die Imagination muß alles tun, die sic
dabei doch nicht sonderlich interessiert. Ein Modell
auf dem man die Gewänder ausspannt, wird nim
mermehr das tun, was dem Künstler die Wirklich
keit leistet. Außerdem scheint es mir gut, wie ic
auch immer gesucht habe, die Tracht der Menschen
physiognomisch zu brauchen, so daß sie den Aus
druck und die Bedeutung der Figuren erhöht. Dahe
mache ich oft aus meiner Einbildung Gewand un

Kleidung, die vielleicht niemals getragen sind. Ich muß gestehen, ich setze gern einem wilden, bösen Kerl eine Mütze von seltsamer Form aufs Haupt und gebe ihm sonst im Äußern noch ein Abzeichen; denn unser höchster Zweck ist ja doch, daß die Figuren mit Hand und Fuß und dem ganzen Körper sprechen sollen."

„Ich bin darin völlig Eurer Meinung", sagte Lukas. „Ihr werdet gefunden haben, daß ich diese Sitte auch von Euch angenommen habe; nur habt Ihr vielleicht mehr als ich darüber nachgedacht. Auch in manchen Sachen, die ich von Raffael Sanzius gesehn habe, habe ich etwas Ähnliches bemerkt."

„Wozu", rief Albrecht aus, „die gelehrte Umständlichkeit, das genaue Studium jener alten, vergessenen Tracht, die doch immer nur Nebensache bleiben kann und muß? Wahrlich, ich habe einen zu großen Respekt vor der Malerei selbst, um auf derlei Erkundigungen großen Fleiß und viel Zeit zu verwenden, vollends da wir es doch nie recht akkurat erreichen mögen."

„Trinkt, trinkt", sagte Lukas, indem er die leeren Gläser wieder füllte, „und sagt mir dann, wie's kömmt, daß Ihr Euch mit so gar mancherlei Dingen abgebt, von denen man glauben sollte, daß manche Eures hohen Sinnes unwürdig sind. Warum wendet Ihr so viele Mühseligkeiten, Geschichten fein und zierlich in Holz zu schneiden und dergleichen?"

„Ich weiß es selbst nicht recht, wie's zugeht", antwortete ihm Albrecht. „Seht, Freund Lukas, der Mensch ist ein wunderliches Wesen; wenn ich darüber zuweilen gedacht habe, so ist mir immer zu Sinne gewesen, als wenn der wunderbarliche Menschengeist aus dem Menschen herausstrebte und sich

12. Raffael Santi (Sanzio), 1483–1520; zur Raffael-Begeisterung vgl. die *Herzensergießungen* und die *Phantasieen.*

auf tausend mannigfaltigen Wegen offenbaren wollte. Da sucht er nun herum und trifft beim Dichter nur die Sprache, beim Spielmann eine Anzahl Instrumente mit ihren Saiten und beim Künstler die fünf Finger und Farben an. Er probiert nun, wie es gelingt, wenn er mit diesen unbeholfenen Werkzeugen zu hantieren anfängt, und keinmal ist es ihm recht, und doch hat er immer wieder nichts Besseres. Mir hat der Himmel ein gelassenes Blut geschenkt und darum werde ich niemals ungeduldig. Ich fange immer wieder etwas Neues an und kehre immer wieder zum Alten zurück. Wenn ich etwas Große male, so befällt mich gewöhnlich nachher das Gelüst, etwas recht Kleines und Zierliches in Holz zu schnitzeln, und ich kann nachher tagelang sitzen, um die kleine Arbeit aus der Stelle zu fördern. Ebenso geht es mir mit meinen Kupferstichen. Je mehr Mühe ich darauf verwende, je lieber sind sie mir. Dann suche ich wieder freier und schneller zu arbeiten, und so wechsele ich in allerhand Manieren ab, und jede bleibt mir etwas Neues. Die Liebe zum Fleiß und zur Mühseligkeit scheint mir überdies etwas zu sein, was uns Deutschen angeboren ist; es ist gleichsam unser Element, in dem wir uns immer wohlbefinden. Alle Kunstwerke, die Nürnberg aufzuweisen hat, tragen die Spuren an sich, daß sie der Meister mit sonderbarer Liebe zu Ende führte, daß er keinen Nebenzweig vernachlässigte und gering schätzte; und ich mag dasselbe wohl von dem übrigen Deutschlande und auch von den Niederlanden sagen."

„Aber warum", sagte Lukas, „habt Ihr nun Eurem Schüler Sternbald da nicht abgeraten, nach Italien zu gehn, da er doch gewiß bei Euch seine Kunst so hoch bringen kann, als es ihm nur möglich ist?"

Franz war begierig, was Dürer antworten würde.

Dieser sagte: „Eben weil ich an dem zweifle, was Ihr da behauptet, Meister Lukas. Ich weiß es wohl, daß ich in meiner Wissenschaft nicht der Letzte bin; aber es würde töricht sein, wenn ich dafür halten wollte, daß ich alles geleistet und entdeckt hätte, was man in der Kunst vollbringen kann. Glaubt Ihr nicht, daß es den künftigen Zeiten möglich sein wird, Sachen darzustellen und Geschichten und Empfindungen auszudrücken auf eine Art, von der wir jetzt nicht einmal eine Vorstellung haben?"

Lukas schüttelte zweifelhaft mit dem Kopfe.

„Ich bin sogar davon überzeugt", fuhr Albrecht fort, „denn jeder Mensch leistet doch nur das, was er vermag; ebenso ist es auch mit dem ganzen Zeitalter. Erinnert Euch nur dessen, was wir vorher über die Erfindung gesprochen haben. Dem alten Wohlgemuth würde das Ketzerei geschienen haben, was ich jetzt male, so würde Euer Lehrer Engelbrecht schwerlich wohl auf die Erfindungen und die Manieren verfallen sein, die Euch so geläufig sind. Warum sollen unsre Schüler nun uns nicht wieder übertreffen?"

„Was hätten wir aber dann mit unsrer Arbeit gewonnen?" rief Lukas aus.

„Daß sie ihre Zeit ausfüllt", sagte Dürer gelassen, „und daß wir sie gemacht haben. Weiter wird es niemals einer bringen. Jedes gute Bild steht da an seinem eigenen Platze und kann eigentlich nicht entbehrt werden, wenn auch viele andre in andern Rücksichten besser sind, wenn sie auch Sachen ausdrücken, die man auf jenem Bilde nicht antrifft. Ich habe mich immer darin gefunden, daß vielleicht mancher zukünftige Maler von meinen Gemälden verächtlich sprechen mag, daß man meinen Fleiß und wohl auch mein Gutes daran verkennt. Viele ma-

16 f. Michael Wohlgemuth (1434–1519), Nürnberger Maler und Holzschnitzer, Lehrer Dürers.

chen es schon jetzt mit denen Meistern nicht besser
die vor uns gewesen sind, sie sprechen von ihre
Fehlern, die jedem in die Augen fallen, und sehn ih
Gutes nicht, ja es ist ihnen unmöglich, das Gute dara
zu sehn. Aber auch dieses Schlimme rührt bloß vo
bessern Zustande unsrer Kunst her, und darum mü
sen wir uns darüber nicht erzürnen. Und also seh
ich es im Gegenteil gerne, daß mein lieber Fran
Sternbald Italien besucht und alle seine denkwürd
gen Kunstsachen recht genau betrachtet, eben we
ich viel Anlage zur Malerei bei ihm bemerkt hab
Aus wem ein guter Maler werden soll, der wird
gewiß, er mag in Deutschland bleiben oder nicht
Aber ich glaube, daß es Kunstgeister gibt, den
der Anblick des Mannigfaltigen ungemein zustatte
kömmt, in denen immer neue Bildungen entsteh
wenn sie das Neue sehn, die eben dadurch vielleic
ganz andre Wege auffinden, die wir noch nicht b
treten haben, und ich glaube fast, daß Sternbald
diesen gehört. Laßt ihn also immer reisen, denn
viel älter ich bin, wirkt doch jede Veränderung, jed
Neuheit noch immer auf mich. Glaubt nur, daß ich
selbst auf dieser Reise zu Euch noch viel für mein
Kunst gelernt habe. Wenn Franz auch eine Zeitlan
in Verwirrung lebt und durch sein Lernen in de
eigentlichen Arbeit gestört wird, und ich glaub
wohl, daß sein sanftes Gemüt dem ausgesetzt ist; s
wird er doch gewiß dergleichen überleben und nach
her aus diesem Zeitpunkte einen desto größer
Nutzen ziehn. – Ich bin über das Dorf gereiset, mei
lieber Franz, in dem du dich aufgehalten hast, un
ich muß dir sagen, daß ich eine rechte Freude emp
funden habe. Du hast in der Kirche dort ein Blat
aufgestellt, wozu ich dir wirklich nicht die Kräft
zugetrauet hatte, und mich dünkt, es beweiset eben
daß du einen neuen Weg einschlagen wirst. Ich kan

Euch, Meister Lukas, das Gemälde unmöglich beschreiben; es ist die Verkündigung des Heilandes, die den Hirten auf dem Felde geschieht. Franz hat darin zwei wunderbare Erleuchtungen angebracht, die das Bild sehr rührend machen und worauf ich noch niemals gefallen bin. Alles ist zierlich und lieblich und verdrängt doch die Sache nicht, die dargestellt werden sollte. Ich habe mich an dem Bilde recht ergötzt, und ich kann sagen, daß ich in der Tat etwas davon gelernt habe. Nur war der Hirt, der der untergegangenen Sonne nachsieht, falsch gezeichnet, er ist zu klein gegen die Figuren, die hinter ihm sind. Aber das Bild erweckt heilige und andächtige Empfindungen, und ich habe mich recht glücklich geschätzt, daß Franz mein Schüler ist."

So große Worte waren über den armen Franz noch niemals ausgesprochen, und es schien ihm auch, als wenn er sie gar nicht verdiente, darum wurde er schamrot; aber innerlich war er so erfreut, so überglücklich, daß sich gleichsam alle geistigen Kräfte in ihm auf einmal bewegten und nach Tätigkeit riefen. Er empfand die Fülle in seinem Busen und ward von den mannigfaltigsten Gedanken übermeistert.

Lukas, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, brach eine neue Weinflasche an und ging selber mit lustigen Gebärden um den Tisch herum, um allen einzuschenken. Fröhlich rief er aus: „Laßt uns munter sein, solange dies irdische Leben dauert, wir wissen ja so nicht, wie lange es währt!"

Albrecht trank und lachte. „Ihr habt ein leichtes Gemüt, Meister", sagte er scherzend, „Euch wird der Gram niemals etwas anhaben können."

„Wahrlich nicht!" sagte Lukas, „solange ich meine Gesundheit und mein Leben fühle, will ich guter

34. A: „will guter", Druckfehler.

Dinge sein, mag es hernach werden, wie es will. Mein Weib, Essen und Trinken und meine Arbeit, seht, das sind die Dinge, die mich beständig vergnügen werden, und nach etwas Höherem strebe ich gar nicht.

„Doch", sagte Meister Albrecht ernsthaft, „die geläuterte wahre Religion, der Glaube an Gott und Seligkeit."

„Davon spreche ich bei Tische niemals", sagte Lukas. – „Aber so seid Ihr ein größerer Ketzer als ich." – „Mag sein", rief Lukas, „aber laßt die Dinge fahren, von denen wir ohnehin so wenig wissen können. Oft mag ich gern arbeiten, wenn ich so recht fröhlich gewesen bin. Wenn der Wein noch in den Adern und im Kopfe lebendig ist, so gelingt der Hand oft ein kühner Zug, eine wilde Gebärde weit besser als in der nüchternen Überlegung. Ihr erlaubt mir wohl, daß ich nach Tische eine kleine Zeichnung entwerfe, die ich schon seit lange habe ausarbeiten wollen, nämlich den Saul, wie er seinen Spieß nach David wirft. Mich dünkt, ich sehe den wilden Menschen jetzt ganz deutlich vor mir, den erschrocknen und doch mutigen David, die Umstehenden und alles."

„Wenn Ihr wollt", sagte Dürer, „so mögt Ihr jetzt gleich an die Arbeit gehn, da Ihr den kühnen Entschluß einmal gefaßt habt. Mir vergönnt im Gegenteil einen kleinen Schlaf, denn ich bin noch müde von der Reise."

Jetzt ward der Tisch aufgehoben. Lukas führte den Albert zu einem Ruhebette; die beiden Frauen gingen in ein anderes Zimmer, um sich nun in Ruhe allerhand zu erzählen, er selbst begab sich nach seiner Werkstätte. Franz eilte mit Sebastians Briefe hinunter in einen kleinen Garten, der dem Meister Lukas zugehörte.

Alle Gesträuche und Gewächse standen hier in der schönsten Ordnung; einige hatte der Herbst schon

entblättert, andre waren noch frisch grün, als wären sie eben aufgebrochen. Die Gänge waren sehr reinlich gehalten, die späten Herbstblumen standen im schönsten Flore. Franzens Gemüt war völlig erheitert, er fühlte eine holdselige Gegenwart um sich scherzen, und die Zukunft sah ihn mit freundlichen Gebärden an. Er öffnete den Brief und las:

„Trauter Bruder.

Wie weh tut es mir, daß ich unsern Dürer nicht habe begleiten können, um Dich in den Niederlanden vielleicht noch anzutreffen. Meine Krankheit ist nicht gefährlich, aber doch hält sie mich von dieser Reise ab. Meine Sehnsucht nach Dir wird auf meinem einsamen Lager in jeder Stunde lebendiger; ich weiß nicht, ob Du an mich mit denselben Empfindungen denkst. Wann die Blumen des Frühlings wiederkommen, bist Du noch weiter von mir entfernt, und dabei weiß ich nicht einmal zuverlässig, ob ich Dich auch wiedersehe. Wie mühevoll und wie leer ist unser menschliches Leben! ich lese jetzt Deine Briefe zu wiederholten Malen, und mich dünkt, als wenn ich sie nun besser verstände; wenigstens bin ich jetzt noch mehr Deiner Meinung. Ich kann nicht malen, und darum lese ich auch wohl jetzt in Büchern fleißiger, als ich sonst tat, und ich lerne manches Neue, und manches, das ich schon wußte, erscheint mir wieder neu. Übel ist es, daß es dem Menschen oft so schwer ankömmt, selbst das Einfältigste recht ordentlich zu verstehn, wie es gemeint sein muß, denn seine jedesmalige Lebensart, seine augenblicklichen Gedanken hindern ihn daran; wo er diese nicht wiederfindet, da dünkt ihm nichts recht zu sein. Ich möchte Dich jetzt mündlich sprechen, um recht viel von Dir zu hören, um Dir recht viel zu sagen; denn

je länger Du fort bist, je mehr empfinde ich Deine Abwesenheit, und daß ich mit niemand, selbst mit Dürer nicht, das reden kann, was ich mit Dir gern sprechen möchte.

Die Helden des römischen Altertums wandeln jetzt mit ihrer Größe durch mein Gemüt; sowie ich genese, will ich den Versuch anstellen, aus ihren Geschichten etwas zu malen. Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie sich seit einiger Zeit das Heldenalter so lebendig vor mir regt; bis dahin sah ich die Geschichte als eine Sache an, die nur unsre Neugier angehe, aber es hat sich mir darin eine ganz andre Welt entwickelt. Vorzüglich gern möchte ich auch Cäsars Geschichte etwas bilden, man nennt diesen Mann so oft, und nie mit der Ehrfurcht, die er verdient. Wenn er auf dem Nachen ausruft: Du trägst den Cäsar und sein Glück! oder sinnend am Rubikon steht und nun noch einmal kurz sein Vorhaben erwägt, wenn er denn fortschreitet und die bedeutenden Worte sagt: Der Würfel ist geworfen! dann bewegt sich mein ganzes Herz vor Entzücken, alle meine Gedanken versammeln sich um den einen großen Mann, und ich möchte ihn auf alle Weise verherrlichen. Am liebsten sehe ich ihn vor mir, wenn er durch die kleine Stadt in den Alpen zieht, sein Gesellschafter ihn fragt: ob denn hier auch wohl Neid und Verfolgung und Plane zu Hause wären, und er mit seiner höchsten Größe die tiefsinnigen Worte sagt: Glaube mir, ich möchte lieber hier der Erste als in Rom der Zweite sein.

16 f. Dieses Wort Cäsars, auf stürmischer See an Illyriens Küste zum verzagenden Bootsmann gesprochen, teilt Plutarch mit (*Caesar*, 38).

20 f. Diesen Ausspruch vom Januar 49 v. Chr. überliefert Plutarch an verschiedenen Stellen.

29 f. Plutarch, *Caesar*, 11.

Dies ist nicht bloßer Ehrgeiz, oder wenn man es so nennen will, so ist es das Erhabenste, wozu sich der Mensch emporschwingen kann. Denn freilich, war Rom, das damals die ganze Welt beherrschte, im Grunde etwas anders als jene kleine, unbedeutende Stadt? Der höchste Ruhm, die größte Verehrung des Helden, auch wenn ihm der ganze Erdkreis huldigt, was ist es denn nun mehr? Wird er niemals wieder vergessen? ist vor ihm nicht etwas Ähnliches dagewesen? Es liegt eine große Seele in Cäsars Worten, die hier so kühn das anscheinend Höchste mit dem scheinbar Niedrigsten zusammenstellt. Es ist ein solcher Ehrgeiz, der diesen Ehrgeiz wieder als etwas Gemeines und Verächtliches empfindet, der sein großes Leben, das er führt, nicht höher anschlägt als das des unbedeutenden Bürgers, der das ganze Leben gleichsam nur so mitmacht, weil es eine hergebrachte Gewohnheit ist, und der nun in der Fülle seiner Herrlichkeit, gleichsam als Zugabe, als einen angeworfenen Zierat, seinen Ruhm, seine glorwürdigen Taten, sein erhabenes Streben hineinlegt. Wo die Wünsche der übrigen Menschen über ihre eigne Kühnheit erstaunen, da sieht er noch Alltäglichkeit und Beschränktheit; wo andre sich vor Wonne und Entzücken nicht mehr fassen können, ist er kaltblütig und nimmt mit zurückhaltender Verachtung an, was sich ihm aufdrängt.

Mir fallen diese Gedanken bei, weil viele jetzt von den wahrhaft großen Männern mit engherziger Kleinmütigkeit sprechen, weil sich diese es einkommen lassen, Riesen und Kolosse auf einer Goldwaage abzuwägen. Eben diese können es auch nicht begreifen, warum ein Sulla in seinem höchsten Glanze das

33. Sulla: A und B: „Sylla". Lucius Cornelius Sulla (138 bis 78 v. Chr.) legte im Jahre 80 v. Chr. freiwillig die Diktatur nieder und zog sich ins Privatleben zurück.

Regiment plötzlich niederlegt und wieder Privat
mann wird und so stirbt. Sie können es sich nich
vorstellen, daß der menschliche Geist, der hohe näm
lich, sich endlich an allen Freuden dieser Welt e
sättige und nichts mehr suche, nichts mehr wünsch
Ihnen genügt schon das bloße Dasein, und jed
Wunsch zerspaltet sich in tausend kleine; sie wü
den ohne Stolz, in schlechter Eitelkeit Jahrhunde
durchleben und immer weiterträumen und kein
Lebenslauf hinter sich lassen.

Jetzt ist es mir sehr deutlich, warum Cato u
Brutus gerne starben; ihr Geist hatte den Glanz ve
löschen sehn, der sie an dieses Leben fesselte. – Ic
lese viel, wie Du mich sonst oft dazu ermahntest,
der Heiligen Schrift, und je mehr ich darin lese,
teurer wird mir alles darin. Unbeschreiblich hat m
der Prediger Salomo erquickt, der alle diese Geda
ken meiner Seele so einfältig und so erhaben au
drückt; der die Eitelkeit des ganzen menschlich
Treibens durchschaut hat; der alles erlebt hat und
allem das Vergängliche, das Nichtige entdeckt, da
nichts unserm Herzen genüget und daß alles Stre
ben nach Ruhm, nach Größe und Weisheit Eitelke
sei; der immer wieder damit schließt: ‚Darum sag
ich, daß nichts besser sei, denn daß ein Mensch fröh
lich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Teil.‘

‚Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, di
er hat unter der Sonnen? Ein Geschlecht vergehe
das andre kömmt, die Erde aber bleibt ewiglich. D
Sonne gehet auf und gehet unter und läuft an ihre
Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Win
gehet gegen Mittag und kömmt herum zu Mitte
nacht und wieder herum an den Ort, da er anfin
Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Mee

24 ff. Prediger 3, 22.
27 ff. Prediger 1, 3–9.

nicht völler; an den Ort, wo sie herfließen, fließen sie wieder hin. Es ist alles Tun so voll Mühe, daß niemand ausreden kann. Das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr höret sich nimmer satt. Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird, und geschicht nichts Neues unter der Sonnen.' –

Und nachher sagt er: ‚Ist's nun nicht besser dem Menschen, essen und trinken und seine Seele guter Dinge sein in seiner Arbeit?'

‚Wie es dem Guten gehet, so geht's auch dem Sünder. Das ist ein böses Ding, unter allem, das unter der Sonnen geschicht, daß es einem geht wie dem andern, daher auch das Herz des Menschen voll Arges wird und Torheit in ihrem Herzen, dieweil sie leben, darnach müssen sie sterben. – Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden, aber die Toten wissen nichts, sie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Gedächtnis ist vergessen; daß man sie nicht mehr liebet noch hasset, noch neidet, und haben kein Teil mehr auf der Welt, in allem, was unter der Sonnen geschicht. So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut, denn dein Werk gefällt Gott. Laß deine Kleider immer weiß sein und deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, solange du das eitel Leben hast, das dir Gott unter der Sonnen gegeben hat, solange dein eitel Leben währet, denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du tust unter der Sonnen. Alles, was dir vorhanden kommt zu tun, das tue frisch, denn in dem Tode, da du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.' –

9 ff. Prediger 2, 24.
12 ff. Prediger 9, 2–10.

Liebster Franz, ich habe viel daraus gelernt, hö
her bringt es der Mensch gewiß niemals, dies ist die
Weisheit.

Ich habe einen Nürnberger, Hans Sachs, ken
nengelernt, einen wackern Mann und schönen Dich
ter, er hat sich auf die Kunst der Meistersänger ge
legt, und es weit darin gebracht, dabei ist er ei
großer Freund der Reformation, er hat viel her
licher Gedichte darüber abgefaßt. Er ist Bürger un
Schuhmacher allhier.

Lebe wohl und gib mir bald Nachrichten von Di
Deine Briefe können mir niemals zu weitläuftig sei

Sebastian.

Dieser Brief setzte Franzen in ein tiefes Nachsin
nen, er wollte seinem Gemüte nicht recht eindri
gen, und er fühlte fast etwas Fremdartiges in d
Schreibart, das sich seinem Geiste widersetzte. I
quälte ihn, daß alles Neue mit einem zu gewal
samen Eindrucke auf seine Seele fiel und ihr dadurc
die freie Bewegung raubte. So lag ihm wieder die
Gesinnung und das Betragen des Meister Lukas in
den Gedanken, manches in Sebastians Briefe schien
ihm damit übereinzustimmen, und in solchen Augen
blicken des Gefühls kam er sich oft in der Welt ganz
einsam vor.

Wunderlich seltsam ist das Leben der Jugend, die
sich selbst nicht kennt. Sie verlangt, daß die ganze
übrige Welt, wie ein einziges Instrument, mit ihren
Empfindungen eines jeden Tages zusammenstimmen
soll, sie mißt sich mit der fremdartigsten Natur und
ist nur zu oft unzufrieden, weil sie allenthalben Dis

4. Zu Hans Sachs (1494–1576) vgl. Goethes Gedicht *Hans Sachsens poetische Sendung* (1776) und die Jugendarbeit Wackenroders *Schilderung der dramatischen Arbeiten des Meistersängers Hans Sachs.*

harmonie zu hören glaubt. Sich selbst genug, sucht sie doch außenwärts einen freundlichen Widerhall, der antworten soll, und ängstigt sich, wenn er ausbleibt.

Er ging nach einiger Zeit in das Haus zurück. Dürer war schon wieder munter, und beide suchten den Meister Lukas in seiner Malerstube auf. Er saß bei seiner Zeichnung und war schon ziemlich weit damit gekommen. Franz verwunderte sich sehr über den kunstreichen Mann, der in so kurzer Zeit so viel hatte arbeiten können, die Zeichnung war beinahe fertig und mit großem Feuer entworfen. Dürer betrachtete sie und sagte: „Ihr scheint recht zu haben, Meister Lukas, daß sich nach einem guten Trunke besser arbeiten läßt, ob ich es gleich noch nie versucht habe; denn mir steigt der Wein in den Kopf und verdunkelt mir die Gedanken."

„Man muß sich nur nicht stören lassen", sagte Lukas, „wenn einem auch anfangs etwas wunderlich dabei wird, sondern dreist fortfahren, so findet man sich bald in die Arbeit hinein, und alsdann gerät sie gewißlich besser."

Die drei Künstler blieben mit den Frauen auch am Abend zusammen, und sie setzten ihre Gespräche fort. Franz war gedrückt von dem Gedanken, daß er morgen abreise; ob er gleich seinen Dürer ganz unvermuteterweise gefunden hatte, so sollte er ihn doch jetzt ebenso plötzlich zum zweiten Male verlassen; er sprach wenig mit, auch aus dem Grunde, weil er zu bescheiden war.

Es war spät, der Mond war eben aufgegangen, als man sich trennte. Franz nahm von Lukas Abschied; dann begleitete er seinen Lehrer mit seiner Hausfrauen nach ihrer Herberge. Hier sagte er auch der Frau Lebewohl. Dürer ging wieder mit ihm zurück, sie durchstrichen einige Straßen und kamen dann auf einen Spaziergang der Stadt.

Der Mond schien schräge durch die Bäume, di
beinahe schon ganz entblättert waren; sie stande
still, und Franz fiel seinem Meister mit Tränen a
die Brust. „Was ist dir?“ sagte Dürer, indem er ih
in seine Arme schloß. „O liebster, liebster Albrecht
schluchzte Franz, „ich kann mich nicht darüber zu
friedengeben, ich kann es nicht aussprechen, wie seh
ich Euch verehre und liebe. Ich hab es mir imm
gewünscht, Euch noch einmal zu sehn, um es Euc
zu sagen, aber nun habe ich doch keine Gewalt daz
O liebster Meister, glaubt es mir nur auf mein Wor
glaubt es meinen Tränen.“

Franz war indem zurückgetreten, und Dürer ga
ihm die Hand und sagte: „Ich glaube es dir.“

„Ach!“ rief Franz aus, „was seid Ihr doch für e
ganz anderer Mann als die übrigen Menschen! d
fühle ich immer mehr, ich werde keinen Euresgle
chen wieder antreffen. An Euch hängt mein ganz
Herz, und wie ich Euch vertraue, werde ich keine
wieder vertrauen.“

Dürer lehnte sich nachdenkend an den Stamm eine
Baumes, sein Gesicht war ganz beschattet. „Franz“
sagte er langsam, „du machst, daß mir deine Ab
wesenheit immer trauriger sein wird, denn auch ich
werde niemals solchen Schüler, solchen Freund wie
der antreffen. Denn du bist mein Freund; der ein
zige, der mich aus recht voller Seele liebt, der ein
zige, den ich ganz so wiederlieben kann.“

„Sagt das nicht, Albrecht“, sagte Franz, „ich ver
gehe vor Euch.“

Dürer fuhr fort: „Es ist nur die Wahrheit, mein
Sohn, denn als solchen liebe ich dich. Meinst du
deine getreue Anhänglichkeit von deiner Kindhei
auf habe mein Herz nicht gerührt? Oh, du weiß
nicht, wie mir an jenem Abend in Nürnberg war
und wie mir jetzt wieder ist: wie ich damals der

Abschied von dir abkürzte und es jetzt gern wieder täte; aber ich kann nicht."

Er umarmte ihn freiwillig, und Franz fühlte, daß sein teurer Lehrer weinte. Sein Herz wollte brechen. „Die übrigen Menschen", sagte Dürer, „lieben mich nicht wie du; es ist zu viel Irdisches in ihren Gedanken. Ich stelle mich oft wohl äußerlich hart und tue wie die übrigen; aber mein Herz weiß nichts davon. Pirkheimer ist ein Patrizier, ein reicher Mann, er ist brav, aber er schätzt mich nur der Kunst wegen und weil ich fleißig und aufgeräumt bin. Mein Weib kennt mich wenig, und weil ich ihr im stillen nachgebe, so meint sie, sie mache mir alles recht. Sebastian ist gut, aber sein Herz ist dem meinigen nicht so verwandt als das deine. Von den übrigen laß mich gar schweigen. Ja wahrlich, du bist mir der einzige auf der Erde."

Franz sagte begeistert: „Oh, was könnte mir für ein größeres Glück begegnen, als daß Ihr die Liebe erkennt, die ich so inniglich zu Euch trage?"

„Sei immer wacker", sagte Dürer, „und laß dein frommes Herz allerwege so bleiben, als es jetzt ist. Komm dann nach Deutschland und Nürnberg zurück, wenn es dir gut deucht; ich wüßte mir keine größere Freude, als künftig immer mit dir zu leben."

„Ich bin eine verlassene Waise, ohne Eltern, ohne Angehörigen", sagte Franz, „Ihr seid mir alles."

„Ich wünsche", sagte Albrecht, „daß du mich wiederfindest, aber ich glaube es nicht; es ist etwas in meiner Seele, was mir sagt, daß ich es nicht lange mehr treiben werde. Ich bin in manchen Stunden so ernsthaft und so betrübt, daß ich zu sterben wünsche, wenn ich auch nachher oft wieder scherze und lustig scheine. Ich weiß auch recht gut, daß ich zu fleißig bin und mir dadurch Schaden tue, daß ich die Kraft der Seele abstumpfe und es gewiß büßen muß; aber

es ist nicht zu ändern. Ich brauche dir, liebster Franz, wohl die Ursache nicht zu sagen. Meine Frau ist gut, aber sie ist zu weltlich gesinnt, sie quält sich ewig mit Sorgen für die Zukunft und mich mit; sie glaubt daß ich niemals genug arbeiten kann, um nur Geld zu sammeln, und ich arbeite, um in Ruhe zu sein, oft mit unlustiger Seele; aber die Lust stellt sich während der Arbeit ein. Meine Frau empfindet nicht die Wahrheit der himmlischen Worte, die Christus ausgesprochen hat: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? So denn Gott das Gras auf dem Felde kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollt er das nicht vielmehr euch tun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? – Nun lebwohl, mein liebster Freund; ich will zurück, und du sollst mich nicht begleiten, denn an einer Stelle müssen wir uns ja doch trennen."

Franz hielt noch immer seine Hand. „Ich sollte Euch nicht wiedersehn?" sagte er, „warum sollte ich dann wohl nach Deutschland zurückkommen? Nein. Ihr müßt leben, noch lange, lange, Euch, mir und dem Vaterlande!"

„Wie wir uns trennen müssen", sagte Dürer, „so muß ich doch irgendeinmal sterben, es sei wenn es sei. Je früher, je weniger Lebensmühe; je später, je mehr Sorgen. Aber komm bald zurück, wenn du kannst."

Er segnete hierauf seinen jungen Freund und betete inbrünstig zum Himmel. Franz sprach in Ge-

10 ff. Matthäus 6, 25–31.

danken seine Worte nach und war in einer frommen Entzückung; dann umarmten sich beide, und Dürer ging wie ein großer Schatten von ihm weg. Franz sah ihm nach, und der Mondschimmer und die Bäume dämmerten ungewiß um ihn. Plötzlich stand der Schatten still und bewegte sich wieder rückwärts. Dürer stand neben Franz, nahm seine Hand und sagte: „Und wenn du mir künftig schreibst, so nenne mich in deinen Briefen du und deinen Freund, denn du bist mein Schüler nicht mehr." – Mit diesen Worten ging er nun wirklich fort, und Franz verlor ihn gänzlich aus den Augen. Die Nacht war kalt, die Wächter der Stadt zogen vorüber und sangen, die Glocken schlugen feierlich. Franz irrte noch eine Zeitlang umher, dann begab er sich nach seiner Herberge, aber er konnte nicht schlafen.

Drittes Kapitel

Der Morgen kam. Franz hatte eine Gesellschaft gefunden, die auf dem Kanal mit einem Schiffe nach Rotterdam fahren wollte, dort wollten sie ein größers nehmen, um vollends nach Antwerpen zu kommen.

Es war helles Wetter, als sie in das Boot stiegen; die Gesellschaft schien bei guter Laune. Franz betrachtete sie nach der Reihe, und keiner darunter fiel ihm besonders auf, außer ein junger Mensch, der einige zwanzig Jahre alt zu sein schien und ungemein schön im Gesicht und in seinen Gebärden war. Franz fühlte sich immer mehr zu den jüngern als zu den ältern Leuten hingezogen; er sprach mit den letztern ungern, weil er nur selten in ihre Empfindungen einstimmen konnte. Bei alten Leuten emp-

fand er seine Beschränkung noch quälender, und er merkte es immer, daß er ihnen zu lebhaft, zu jugendlich war, daß er sich gemeiniglich an Dingen entzückte, die jenen immer fremd geblieben, und da sie doch zuweilen mit einem gewissen Mitleiden, mit einer tyrannisierenden Duldung auf ihn hinabblickten, als wenn er endlich allen diesen Gefühlen und Stürmen vorüberschiffen müßte, um in ihr ruhiges kaltes Land festen Fuß zu fassen. Vollends demütigte es ihn oft, wenn sie dieselben Gegenstände liebten, die er verehrte; Lob und Tadel, Anpreisung und Nachsicht aber mit so scheinbarer Gerechtigkeit austeilten, daß von ihrer Liebe fast gar nichts übrig blieb. Er dagegen war gewohnt, aus vollem Herze zu zahlen, seine Liebe nicht zu messen und einzuschränken, sondern es zu dulden, daß sie sich in vollen Strömen durch das gelobte Land der Kunst, sei Land der Verheißung, ergoß; je mehr er liebte, wohler ward ihm. – Er konnte sein Auge von den Jünglinge gar nicht zurückziehn, die lustigen, hellen braunen Augen und das gelockte Haar, eine freie Stirn und dazu eine bunte, fremdartige Tracht machten ihn zum Gegenstande von Franzens Neugier.

Das Schiff fuhr fort, und man sah links weit in das ebene Land hinein. Die Gesellschaft schien nachdenkend oder vielleicht müde, weil sie alle früh aufgestanden waren; nur der Jüngling schaute unbefangen mit seinen großen Augen umher. Ein ältlicher Mann zog ein Buch hervor und fing an zu lesen; doch es währte nicht lange, so schlummerte er. Die übrigen schienen ein Gespräch zu wünschen.

„Der Herr Vansen schläft", sagte der eine zu seinem Nachbar, „das Lesen ist ihm nicht bekommen."

„Er schläft nicht so, Nachbar, daß er Euch nicht hören sollte", sagte Vansen, indem er sich ermun-

terte. „Ihr solltet nur etwas erzählen oder ein lustiges Lied singen."

„Ich bin heiser", sagte jener, „Ihr wißt es selber; auch hab ich eigentlich seit Jahr und Tag das Singen schon aufgegeben."

Der fremde Jüngling sagte: „Ich will mich wohl erbieten, ein Lied zu singen, wenn ich nur wüßte, daß die Herren es mit der Poesie nicht so gar genau nehmen wollten."

Sie versicherten ihn alle, daß es nicht geschehn würde, und jener fuhr fort: „Es ist auch nur, daß man sich das bißchen Freude verbittert; alle Lieder, die ich gern singe, müssen sich hübsch geradezu und ohne Umschweife ausdrücken, auf eine andre Art gefallen sie mir nicht. Ich will also mit Eurer Erlaubnis anfangen.

Über Reisen kein Vergnügen,
Wenn Gesundheit mit uns geht,
Hinter uns die Städte liegen,
Berg und Waldung vor mir steht.
Jenseit, jenseit ist der Himmel heiter,
Treibt mich rege Sehnsucht weiter.

Schau dich um und laß die trüben Blicke.
Sieh, da liegt die große, weite Welt,
In der Stadt blieb alles Graun zurücke,
Das den Sinn gefangenhält.
Endlich wieder Himmel, grüne Flur,
Groß und lieblich die Natur.

Auch ein Mädchen muß dich nimmer quälen,
Kömmst ja doch zu Menschen wieder hin.
Nirgend wird es dir an Liebe fehlen,
Ist dir Lieben ein Gewinn:

17 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 95: *Frühlingsreise.*

Darum laß die trüben Blicke,
Allenthalben blüht dein Glücke.

Immer munter, Freunde, munter,
Denn mein Mädchen wartet schon,
Treibt den Fluß nur rasch hinunter,
Denn mich dünkt, mich lockt ihr Ton.
Günstig sind uns alle Winde,
Stürme schweigen, Lüfte säuseln linde.

Siehst du die Sonne nicht
Glänzen im Bach?
Wo du bist, spielt das Licht
Freundlich dir nach.

Durch den Wald Funkelschein
Sieht in den Quell;
Kuckt in die Flut hinein,
Macht tausend Ströme hell.

So auch der Liebe Licht
Wandelt mit dir;
Löschet wohl nimmer nicht,
Ist dorten bald, bald hier.

Liebst du die Morgenpracht,
Wenn nach der schwarzen Nacht
Auf diamantner Bahn
Die Sonne ihren Weg begann?

Wenn alle Vögel jubeln laut,
Begrüßen fröhlich des Tages Braut;
Wenn Wolken sich zu Füßen schmiegen,
In Brand und goldnem Feuer fliegen?

Auch wenn die Sonne nun den Wagen lenkt
Und hinter ihr das Morgenrot erbleicht,

O Freund, wie eilig Tag und Mittag weicht,
Da sich zum Meer die Göttin senkt!

Und dann funkeln neue Schimmer
Über See und über Land,
Erd' und Himmel in dem Flimmer
Sich zu einem Glanz verband.

Prächtig mit Rubinen und Saphiren
Siehst du dann den Abendhimmel prangen,
Goldenes Geschmeide um ihn hangen,
Edelsteine Hals und Nacken zieren
Und in holder Glut die schönen Wangen.
Drängt sich nicht mit leisem Licht der Chor
Aller Sterne, ihn zu sehen, vor?
Jubeln nicht die Lerchen ihre Lieder,
Tönt nicht Fels und Meer Gesänge wider? –

Also wenn die erste Liebe dir entschwunden,
Mußt du weibisch nicht verzagen,
Sondern dreist dein Glücke wagen,
Bald hast du die zweite aufgefunden;
Und kannst du im Rausche dann noch klagen:
Nie empfand ich, was ich vor empfunden?

Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der
Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft
genommen,
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder
zusammen,
Das der alte Winter zusammengestört,

2. A: „Das", Druckfehler. „Da" ist sinngemäß einem „Daß" vielleicht vorzuziehen.

Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obstbaum mit rötlicher Hand
Er klettert hinauf die Aprikosenwand,
Wie Schnee die Blüte sich unter die Blätter
dringt,
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die
Arbeit gelingt.

Dann geht er und schläft im wald'gen Grund
Und haucht den Atem aus, den süßen,
Um seinen zarten, roten Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer sprießen.

Wie rötlich und bläulich lacht
Das Tal, wann er erwacht.
In den verschloßnen Garten
Steigt er übers Gitter in Eil',
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buchsbaumgehege
Und feiert auch am Abend nicht,
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: Wo säumen die
Spielkameraden,
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kommt und reicht ihm die weißen
Finger,
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da,

Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt,
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor,
Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen
Und scheidet und sagt: Ich muß nun gehn.
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehn.

Der Frühling spricht: Vollendet ist mein Tun,
Ich habe schon die Schwalben herbestellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt,
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das goldne Korn zu schneiden,
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch wenn ihr des Winters überdrüssig seid,
Dann komm ich zurück zu eurer Freud'.
Die Blumen, die Vögel nehm ich mit mir,
Wenn ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?
Ade, ade, die Liebe ist da,
Drum ist euch der Frühling ewiglich nah."

„Ihr habt das Lied sehr schön gesungen", sagte Vansen, „aber es ist wahr, daß man es mit dem Texte nicht so genau nehmen muß, denn das letzte hängt gar nicht mit dem ersten zusammen."

„Ihr habt sehr recht", sagte der Fremde; „indessen Ihr kennt das Sprichwort: Ein Schelm gibt besser, als er es hat."

„Ich habe einen guten und schönen Zusammenhang darin gefunden", sagte Franz. „Der Hauptgedanke darin ist der fröhliche Anblick der Welt: das Lied will uns von trüben Gedanken und Melancholie abziehn, und so kömmt es von einer Vorstellung auf die andre. Zwar ist nicht der Zusammenhang einer Rede darin, aber es wandelt gerade so fort, wie sich unsre Gedanken in einer schönen, heitern Stunde bilden."

„Ihr seid wohl selber ein Poet?" rief der Fremde aus.

Franz ward rot und sagte dann, daß er ein Maler sei, der vor jetzt nach Antwerpen und dann nach Italien zu gehen gesonnen sei.

„Ein Maler?" schrie Vansen auf, indem er Stern bald genau betrachtete. „O so gebt mir Eure Hand! dann müssen wir näher miteinander bekannt werden!"

Franz war in Verlegenheit, er wußte nicht, was er sagen sollte; der Niederländer fuhr fort: „Von allen andern Künsten in der Welt ergötzt mich immer die Kunst der Malerei am meisten, und ich begreife es nicht, wie viele Menschen so kalt dagegen sein können. Denn was ist Poesie und Musik, die so flüchtig vorüberrauschen und uns kaum anrühren! Jetzt vernehme ich die Töne, und denn sind sie vergessen – sie waren, und sie waren auch nicht; es sind Klänge und Worte, und ich weiß niemals recht, was sie mir sollen. Sie sind wirklich nichts als ein Spiel

werk, das ein jeder anders handhabt. Dagegen verstehn es die edeln Malerkünstler, mir Sachen und Personen unmittelbar vor die Augen zu stellen, mit ihren freundlichen Farben, mit aller Wirklichkeit und Lebendigkeit, so daß das Auge, der klügste und edelste Sinn des Menschen, gleich im Augenblicke alles auffaßt und versteht. Je öfter ich die Figuren wieder sehe, je bekannter werden sie mir, ja ich kann sagen, daß sie meine Freunde werden, daß sie für mich ebensogut leben und dasind als die übrigen Menschen. Darum liebe ich die Maler so ungemein, denn sie sind gleichsam Schöpfer und können schaffen und darstellen, was ihnen gelüstet."

Von diesem Augenblicke bemühte sich Vansen sehr um Sternbald; dieser nannte ihm seinen Namen und ward von jenem sehr dringend gebeten, ihn in Antwerpen in seinem Hause zu besuchen und etwas für ihn zu malen. Auf der fortgesetzten Reise geriet Franz mit dem unbekannten Jünglinge in ein Gespräch und erfuhr von diesem, daß er sich Rudolf Florestan nenne, daß er aus Italien sei, jetzt England besucht habe und nach seiner Heimat zurückzukehren denke. Beide Jünglinge beschlossen, die Reise zusammen zu machen, denn sie fühlten einen Zug der Freundschaft zueinander, der sie schnell vereinigte. „Wir wollen recht vergnügt miteinander sein", sagte Rudolf; „ich bin schon mehr als einmal in Deutschland gewesen und habe lange unter Euren Landsleuten gelebt, ich bin selbst ein halber Deutscher und liebe Eure Nation."

Franz versicherte ihn, daß er sich sehr freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Er äußerte seine Verwunderung, daß Rudolf noch so jung sei und doch schon von der Welt so viel gesehn habe. „Das muß Euch nicht erstaunen", sagte jener, „denn ich bin auch schon einmal in Spanien gewesen. Mein un-

ruhiger Geist treibt mich immer umher, und wen
ich eine Weile still in meiner Heimat gesessen hab
muß ich wieder reisen, wenn ich nicht krank werd
will. Wenn ich auf der Reise bin, geschieht es n
wohl, daß ich mich nach meinem Hause sehne u
mir vornehme, nie wieder in der Ferne herumz
streifen; indessen dauern dergleichen Vorsätze n
mals lange, ich darf nur von fremden Ländern h
ren oder lesen, gleich ist die alte Lust in mir wied
aufgewacht."

Ein großer Teil der Gesellschaft kam nun darau
man solle, um die Zeit der Fahrt zu verkürzen, G
schichten oder Märchen erzählen. Alle trauten de
Rudolf zu, daß er am besten imstande sei, ihr F
gehren zu erfüllen; sie ersuchten ihn daher alle da
um, auch Franz vereinigte sich mit ihren Bitten. „I
will es gern tun", antwortete Rudolf, „allein es ge
mir mit meiner Geschichte wie mit meinem Lied
sie wird keinem recht gefallen." Alle behaupteten
daß er sie gewiß unterhalten würde, er solle nu
getrost anfangen. Rudolf sagte: „Ich liebe keine G
schichte und mag sie gar nicht erzählen, in der nich
von Liebe die Rede ist. Die alten Herren aber küm
mern sich um dergleichen Neuigkeiten nicht viel."

„O doch", sagte Vansen; „nur finde ich es in vie
len Geschichten der Art unnatürlich, wie die ganz
Erzählung vorgetragen wird; gewöhnlich macht ma
doch zu viel Aufhebens davon, und das ist, was mi
mißfällt. Wenn es aber alles so recht natürlich un
wahr fortgeht, kann ich mich sehr daran ergötzen.

„Das ist es gerade", rief Rudolf aus, „was ic
sagte; die meisten Menschen wollen alles gar zu na
türlich haben und wissen doch eigentlich nicht, wa
sie sich darunter vorstellen; sie fühlen den Han
zum Seltsamen und Wunderbaren, aber doch so
das alles wieder alltäglich werden; sie wollen woh

von Liebe und Entzücken reden hören, aber alles soll sich in den Schranken der Billigkeit halten. Doch ich will nur meine Geschichte anfangen, weil ich sonst selber schuld daran bin, wenn Ihr gar zu viel erwartet.

Die Sonne ging eben auf, als ein junger Edelmann, den ich Ferdinand nennen will, auf dem freien Felde spazierte. Er war damit beschäftigt, die Pracht des Morgens zu betrachten und zu sehn, wie sich nach und nach das Morgenrot und das lichte Gold des Himmels immer brennender zusammendrängten, immer höher leuchteten. Er verließ gewöhnlich an jedem Morgen sein Schloß, auf dem er unverheiratet lebte, denn seine Eltern waren seit einiger Zeit gestorben. Dann setzte er sich in dem benachbarten Wäldchen nieder und las einen der italienischen Dichter, die er sehr liebte.

Jetzt war die Sonne heraufgestiegen, und er wollte sich eben nach dem einsamen Waldplatze begeben, als er aus der Ferne einen Reuter heransprengen sah. Auf dem Hute und Kleide des Reuters glänzten Gold und Edelgesteine im Schein des Morgens, und als er näher kam, glaubte Ferdinand einen vornehmen Ritter vor sich zu sehn. Der Fremde ritt eiligst vorüber und verschwand im Walde; kein Diener folgte ihm.

Ferdinand wunderte sich noch über diese Eile, als er zu seinen Füßen im Grase etwas Glänzendes sah. Er ging hinzu und hob das Bild eines Mädchens auf, das mit kostbaren Diamanten eingefaßt war. Er ging damit nach dem Walde zu, indem er es auf-

15. In A fehlt „der", wird in B nachgetragen.

28 ff. Die Suche nach der geliebten Unbekannten, deren Bildnis man gesehen oder gefunden hatte, ist ein altes Romanmotiv, das im 18. Jh. besonders im Feenmärchen und später im Trivialroman verbreitet war; vgl. etwa Wielands *Don Sylvio von Rosalva* (1764).

merksam betrachtete; er setzte sich an der gewohnten Stelle nieder und vergaß sein Buch herauszuziehn, so sehr war er mit dem Bilde beschäftigt."

„Was war der Edelmann für ein Landsmann?" fragte Vansen.

„Je nun, ich denke", antwortete Rudolf, „er wird wohl ein Deutscher gewesen sein, ja, und jetzt erinnere ich mich deutlich, er war ein Franke."

„Nun, so seid so gut und fahrt fort."

„Er kam nach Hause und aß nicht. Leopold, sein vertrautester Freund, besuchte ihn, aber er sprach nur wenig mit diesem. ‚Warum bist du so in Gedanken?' fragte Leopold. ‚Mir ist nicht wohl', antwortete jener, und mit dieser Antwort mußte der Freund zufrieden sein.

So verstrichen einige Wochen, und Ferdinand war mit seinen Worten immer sparsamer. Sein Freund ward besorgt, denn er bemerkte, daß Ferdinand alle Gesellschafter vermied, daß er fast beständig im Walde oder auf der Wiese war, daß er jedem Gespräche aus dem Wege ging. An einem Abende hörte Leopold folgendes Lied singen:

Soll ich harren? soll mein Herze
Endlich brechen?
Soll ich niemals von dem Schmerze
Meines Busens sprechen?

Warum geh ich in der Irre?
Ach, was eile
Ich nicht schnell aus dem Gewirre?
Wozu träge Weile?

Irgendwo muß ich sie finden;
Such die Ferne,
Durch den Wald, durch blühende Linden
Lächeln dir die Sterne.

Leopold hörte aufmerksam dem rätselhaften Liede zu; dann ging er in den Wald hinein und traf seinen Freund in Tränen. Er ward bei diesem Anblicke erschüttert und redete ihn so an: ‚Liebster, warum willst du mich so sehr bekümmern, daß du mir kein Wort von deinem Leiden anvertrauest? Ich sehe es täglich, wie dein Leben sich aufzehrt, und unwissend muß ich mit dir leiden, ohne daß ich raten und trösten könnte. Warum nennst du mich deinen Freund? Ich bin es nicht, wenn du mich nicht deines Vertrauens würdig achtest. Jetzt gilt es, daß ich deine Liebe zu mir auf die Probe stelle, und was fürchtest du, dich mir zu entdecken? Wenn du unglücklich bist, wo findest du sicherer Trost als im Busen eines Freundes? Bist du dich eines Fehlers bewußt, wer verzeiht dir williger als die Liebe?‘

Ferdinand sah ihn eine Weile an, dann antwortete er: ‚Keines von beiden, mein lieber Freund, ist bei mir der Fall; sondern eine wunderseltsame Sache belastet mein Herz so gewaltsam, die ich dir noch nicht habe anvertrauen wollen, weil ich mich vor dir schäme. Ich fürchte deine Vernunft, ich fürchte, daß du mir das sagst, was ich mir selber täglich und stündlich sage; ich fürchte, daß du wohl deinen Freund, aber nicht seine unbegreifliche Torheit liebst. Ich will mich dir also anvertrauen. Sieh dies Gemälde, das ich vor einigen Wochen gefunden habe und das seitdem meinen Sinn so gänzlich umgewandelt hat. Mit ihm habe ich mein höchstes Glück, ja mich selber gefunden, denn ich lebte vorher ohne Seele, ich kannte mich und das Glück der Welt nicht, denn ich wurde ohne alles Glück in der Welt fertig. Seitdem ist mir, als wenn ein unbekanntes Wesen mir aus den Morgenwolken die Hand gereicht und mich mit süßer Stimme bei meinem Namen genannt hätte. Aber zugleich habe ich in diesem Bilde meinen

größten Feind gefunden, der mir keine Minute Ruhe
läßt, der mich auf jeden Schritt verfolgt, der mir
alle übrigen Freuden dieser Erde als etwas Arm
seliges und Verächtliches darstellt. Ich darf mei
Auge nicht davon hinwegwenden, so befällt mic
eine marternde Sehnsucht, und wenn ich nun dar
auf blicke und diesen süßen Mund und diese schöne
Augen antreffe, so ergreift eine schreckliche Beklem
mung mein Herz, so daß ich in unnützen Kämpfen
in Streben und Wünschen vergehe und mein Lebe
sich verzehrt, wie du richtig gesagt hast. Aber e
muß sich nun endigen; mit dem kommenden Mor
gen will ich mich aufmachen und das Land durch
ziehn, um diejenige wirklich aufzufinden, von d
ich bis jetzt nur das Gemälde besitze. Sie muß ir
gendwo sein, sie muß meine Liebe kennenlernen
und ich sterbe dann entweder in öder Einsamkei
oder sie erwidert diese Liebe.'

Leopold stand lange staunend und betrachtete se
nen Freund; endlich rief er aus: ‚Unglücklicher! Wo
hin hast du dich verirrt? An diesen Schmerzen ha
sich bisher vielleicht noch keiner der Sterblichen ver
blutet. Was soll ich dir sagen? Wie soll ich dir raten?
Der Wahnsinn hat sich deiner schon bemeistert, und
alle Hülfe kömmt zu spät. Wenn nun das Original
dieses Bildes auf der ganzen weiten Erde nicht zu
finden ist! und wie leicht kann es bloß die Imagina
tion eines Malers sein, die dieses zierliche Köpfchen
hervorgebracht hat! oder sie kann gelebt haben und
ist nun schon gestorben, oder sie ist die Gattin eines
andern und nun schon alt und voll Runzeln, so daß
du sie gar nicht einmal wiederkennst. Glaubst du
daß sich dir zu Gefallen das Wunder des Pygmalion
erneuern wird? Ist es nicht ebensogut, als wenn du

33. Pygmalion: nach griechischer Sage ein König von Kypros
der sich in eine von ihm selbst gefertigte Statue eines Mädchens

die Helena von Griechenland oder die ägyptische Cleopatra liebtest? Bedenke dein eigen Wohl und laß dich nicht von einer Leidenschaft unterjochen, die offenbar völlig aberwitzig ist. Hier ist es gerade, wo dich deine Vernunft aus dem Labyrinthe erretten muß, und mich wundert, wie du sie so hast unterdrücken können, daß es so weit mit dir gekommen ist.'"

„Nun, der Mann hat doch wahrlich völlig recht", rief Vansen aus, „und ich bin neugierig, was der verliebte Schwärmer wohl darauf wird antworten können."

„Gewiß gar nichts", sagte ein andrer, „er wird einsehn, wie gut es sein Freund mit ihm meint, und das wunderliche Abenteuer fahren lassen."

Rudolf fuhr fort: „Ferdinand schwieg eine Weile still, dann sagte er: ‚Liebster Freund, deine Worte können mich auf keine Weise beruhigen, und wenn du mich und mein Herz nur etwas kennst, so wirst du auch darauf gar nicht ausgehn. Ich gebe dir recht, du hast vollkommen vernünftig gesprochen; allein was ist mir damit geholfen? Ich kann dir nichts antworten, ich fühle nur, daß ich elend bin, wenn ich nicht gehe und jenes Bild aufsuche, das meine Seele ganz regiert. Denn könnt' ich hier vernünftig sein, so würde ich gewiß nicht einen Traum lieben; könnt' ich auf deinen Rat hören, so würde ich mich nicht in der Nacht schlaflos auf meinem Lager wälzen. Denn wenn ich nun auch wirklich die Helena oder die ägyptische Cleopatra liebte, mit der heißen, brennenden Liebe des Herzens; wenn ich nun auch ginge und sie in der weiten Welt aufsuchte, so wie ich jetzt ein Bild suche, das vielleicht nirgendwo ist, was könnte mir auch da all dein Reden nützen? Doch

verliebte. Aphrodite belebte sie auf seine Bitten, und er nahm sie zur Gemahlin.

nein, sie lebt, mein Herz sagt es mir, daß sie für mich lebt und daß sie mich mit stiller Ahndung erwartet. Und wenn ich sie nun gefunden habe, wenn die Sterne günstig auf mein Tun herunterscheinen, wenn ich sie in meinen Armen zurückbringe, dann wirst du mein Glück preisen und mein jetziges Beginnen nicht mehr unvernünftig schelten. Sieh, so hängt es bloß von Glück und Zufall ab, ob ich vernünftig oder unvernünftig handle, ob die Leute mich schelten oder loben; wie kann also dein Rat gut sein, wie könnte ich vernünftig sein, wenn ich ihm folgte? Wer nie wagt, kann nie gewinnen, wer nie den ersten Schritt tut, kann keine Reise vollbringen, wer das Glück nicht auf die Probe stellt, kann nicht erfahren, ob es ihm günstig ist. Ich will also getrost diesen Weg einschlagen und sehn, wohin er mich führt. Ich komme entweder vergnügt oder nicht zurück.'

Er nahm hierauf seinen Freund Leopold in die Arme und drückte ihn herzlich. ‚Laß mich gehen', sagte er, ‚sei nicht traurig, denn du siehst mich gewiß wieder, ich bleibe gewiß nicht aus. Vielleicht verändert sich auch unterwegs mein Gemüt, wenn ich die mannigfaltige Welt mit ihren wechselnden Gestalten erblicke; darum sei nicht betrübt. Wie sich dies Gefühl wunderbarlich meines Herzens bemeistert hat, so kann es mich ja auch plötzlich wieder loslassen.'

Sie gingen nach Hause, und am folgenden Morgen trat Ferdinand wirklich seine seltsame Wanderschaft an. Leopold sah ihm mit Tränen nach, denn er hielt die Leidenschaft seines Freundes für Wahnsinn, er hätte ihn gern begleitet, aber Ferdinand wollte es durchaus nicht zugeben.

Dieser wußte nicht, wohin er seinen Weg richten sollte, er ging daher auf der ersten Straße fort, auf die er traf. Seine Seele war unaufhörlich mit dem

geliebten Bilde beschäftigt, in der reizendsten Gestalt sah er es vor sich hinschweben und folgte ihm wie unwillkürlich nach. In den Wäldern saß er oft still und dichtete ein wunderbares Lied auf seine wunderbare Leidenschaft; dann hörte er dem Gesange der Nachtigallen zu und vertiefte und verlor sich in sich selber, daß er die Nacht über im Walde bleiben mußte.

Zuweilen erwachte er wie aus einem tiefen Schlafe und überdachte dann seinen Vorsatz mit kälterem Blute, alles, was er wollte und wünschte, kam ihm dann wie eine Traumgestalt vor, er bestrebte sich oft, sich des Zustandes seiner Seele zu erinnern, ehe er das Bildnis im Grase gefunden hatte, aber es war ihm unmöglich. So wanderte er fort und verirrte sich endlich von der Straße, indem er in einen dicken Wald geriet, der gar kein Ende zu haben schien.

Er ging weiter und traf immer noch keinen Ausweg, das Gehölz ward immer dichter, Vögel schrien und lärmten mit seltsamen Tönen durch die stille Einsamkeit. Ferdinand dachte jetzt an seinen Freund, ihm schien selber sein Unternehmen wahnsinnig, und er nahm sich vor, am folgenden Tage nach seinem Schlosse zurückzukehren. Es wurde Nacht, und wie wenn eine Verblendung plötzlich von ihm genommen wäre, so verschwand seine Leidenschaft, es war wie ein Erwachen aus einem schweren Traume. Er wanderte durch die Nacht weiter, denn der Mond warf seinen Schimmer durch die Zweige hinein, er sah schon seinen Freund vergnügt und versöhnt vor sich stehn, er dachte sich sein künftiges ruhiges Leben. Unter diesen Betrachtungen brach der Morgen an, die Sonne sandte ihre frühen Strahlen durch das grüne Gebüsch, und neuer Mut und neue Heiterkeit ward in ihm wach. Er betrachtete das Gemälde wieder und wußte nicht, was er tun sollte. Alle seine

Entschlüsse fingen an zu wanken, jedes andre Leben erschien ihm leer und nüchtern, er wünschte und dachte nur sie. ‚Wohin soll ich mich wenden?' rief er aus. ‚O Morgenrot! zeige mir den Weg! ruft mich ihr Lerchen, und zieht auf meiner Bahn voran, damit ich wissen möge, wohin ich den irren Fuß setzen soll. Meine Seele schwankt in Leid und Freude, kein Entschluß kann Wurzel fassen, ich weiß nicht, was ich bin, ich weiß nicht, was ich suche. Warum kann ich mich nicht an den gewöhnlichen Wünschen begnügen?'

Indem er so mit sich selber sprach, trat er aus dem Walde heraus, und eine schöne Ebne mit angenehmen Hügeln lag vor ihm. In der Ferne standen Kruzifixe und einige kleine Kapellen im Glanz der Morgensonne. Der wunderbare Trieb, weiterzuwandeln und den Inhalt seiner Gedanken aufzusuchen, ergriff den Jüngling mit neuer Gewalt. Er sah in der Entfernung sich eine weiße Gestalt auf der grünen Wiese bewegen, und als er weiter fortging, unterschied er, daß es eine Pilgerin sei. Die Gegenwart eines Menschen zog ihn nach der langen Einsamkeit an, er verdoppelte seine Schritte. Jetzt war er näher gekommen, als die Pilgerin vor einem Kruzifix am Wege niederkniete, die Hände in die Höhe hob, und andächtig betete. Indem kam ein Reuter vom nächsten Hügel heruntergestürzt; als er näher kam, sah Ferdinand, daß es derselbe sei, der ihm an jenem Morgen vorübersprengte, als er sein geliebtes Bildnis fand. Der Reuter stieg schnell ab und näherte sich der Betenden; als er sie mit einem genauen Blicke betrachtet, ergriff er sie mit einer ungestümen Bewegung. Sie streckte die Hände aus und rief um Hülfe. Zwei Diener kamen mit ihren Pferden und wollten sich auf Befehl ihres Herrn der Pilgerin bemächtigen. Ferdinands Herz ward durch diesen

Anblick bewegt, er zog den Degen und stürzte auf die Räuber ein, die sich zur Wehre setzten. Nach einem kurzen Gefechte verwundete er den Reuter; dieser sank nieder, und die erschrockenen Diener nahmen sich seiner sogleich an. Da er in Ohnmacht lag, so trugen sie ihn zu seinem Pferde, das sie hinter sich führten, um so im nächsten Orte Hülfe zu suchen. Die Pilgerin hatte die Zeit des Kampfes benutzt und war indessen feldeinwärts geflohen. Ferdinand erblickte sie in einer ziemlichen Entfernung. Er eilte ihr nach und sagte: ‚Ihr seid gerettet, Pilgerin, Ihr mögt nun ungehindert Eures Weges fortziehn, die Räuber haben sich davongemacht.' Sie konnte vor Angst noch nicht antworten, sie dankte ihm mit einem scheuen Blicke. Er glaubte sie zu kennen, doch konnte er sich nicht erinnern, sie sonst schon gesehn zu haben. ‚Ich bin Euch meinen herzlichsten Dank schuldig', sagte sie endlich, ‚ich wollte nach einem wundertätigen Bilde der Mutter Gottes wallfahrten, als jener Räuber mich überfiel. O daß er uns nur nicht wieder einholt!'

‚Ich will Euch begleiten', sagte Ferdinand, ‚bis Ihr völlig in Sicherheit seid; aber fürchtet nichts, er ist vielleicht tot, wenigstens sehr schwer verwundet. Aber kehrt zur Straße zurück, denn auf diesem Wege gehn wir nur in der Irre.'

Indem kam ein Gewitter heraufgezogen, und ein Hagelschauer fiel nieder. Die beiden Wandrer retteten sich vor dem Platzregen in eine kleine Kapelle, die dicht vor einem Walde stand. Die Pilgerin war sehr ängstlich, wenn die Donnerschläge in den Bergen widerhallten, und Ferdinand suchte sie zu beruhigen; sie schien sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Endlich hörte das Gewitter auf, und ein lieblicher Regenbogen stand am Himmel, der Wald war frisch und grün, und alle Blätter funkelten von Trop-

fen, die Schwüle des Tages war vorüber, die ganze Natur durchwehte ein kühler Atem, alle Bäume, alle Blumen waren fröhlich. Sie standen beide und sahen in die erfrischte Welt hinaus, und die Pilgerin lehnte sich an Ferdinands Schulter. Da war es ihm, als wenn sich ihm alle Sinne auftäten, als wenn auch aus seinem Gemüte die drückende Schwüle fortzöge, denn er erkannte nun das liebe Gesicht, das ihm so vertraulich nahe war; es war das Original jenes Gemäldes, das er mit so heftiger Sehnsucht gesucht hatte. So freut sich der Durstende, wenn er lange schmachtend in der heißen Wüste umherirrte und nun den Quell in seiner Nähe rieseln hört; so der verirrte Wandersmann, der nun endlich am späten Abend die Glocken der Herden vernimmt, das abendliche Getöse des nahen Dorfes und dem nun von allen Menschen ein alter Herzensfreund zuerst entgegentritt.

Ferdinand zog das Gemälde hervor, die Pilgerin erkannte es. Sie erzählte, daß ein junger Ritter aus der Nachbarschaft sie habe malen lassen, derselbe, von dem Ferdinand sie heute befreit habe; sie sei elternlos und bei armen Bauern auferzogen, aber sie habe sich entschlossen, der Liebe des Ritters zu entfliehen, weil sie ihn nicht lieben könne. ‚So hab ich', sagte sie, ‚nach dem heiligen, wundertätigen Marienbilde eine Wallfahrt tun wollen und bin dabei unter Euren Schutz geraten, den ich Euch nie genug verdanken kann.'

Ferdinand konnte erst vor Entzücken gar nicht sprechen, er traute seiner eignen Überzeugung nicht, daß er den gesuchten Schatz wirklich erbeutet habe; er erzählte der Fremden, die sich Leonore nannte, wie er das Bildnis gefunden und wie es ihn bewegt habe, wie er endlich den Entschluß gefaßt, sie in weiter Welt aufzusuchen, um zu sterben oder sein Gemüt zu beruhigen. Sie hörte ihm geduldig und

mit Lächeln zu, und als er geendigt hatte, nahm sie seine Hand und sagte: ‚Wahrlich, Ritter, ich bin Euch unendlich vielen Dank schuldig, und noch gegen niemand habe ich die Freundschaft empfunden, die ich zu Euch trage. Aber kommt und laßt uns irgendeine Herberge suchen, denn der Abend bricht herein.'

Die untergehende Sonne färbte die Wolken schon mit Gold und Purpur, der Weg führte sie durch den Wald, in welchem ein kühler Abendwind sich in den nassen Blättern bewegte. Ferdinand führte die Pilgerin und drückte ihre Hand an sein klopfendes Herz; sie war stumm. Die Nacht näherte sich immer mehr, und noch trafen sie kein Dorf und keine Hütte; dem Mädchen ward bange, der Wald ward dichter, und einzelne Sterne traten schon aus dem blauen Himmel hervor. Da hörten sie plötzlich von abseits her ein geistliches Lied ertönen, sie gingen dem Schalle nach und sahen in einiger Entfernung die Klause eines Einsiedels vor sich, ein kleines Licht brannte in der Zelle, und er kniete vor einem Kruzifixe nieder, indem er mit lauter Stimme sang. Sie hörten eine Weile dem Liede zu, die Nacht war hereingebrochen, die ganze übrige Welt war still; dann gingen sie Hand in Hand näher. Als sie vor der Zelle stand, fragte Ferdinand das Mädchen leise: ‚Liebst du mich?' Sie schlug die Augen nieder und drückte ihm die Hand; er wagte es und drückte einen Kuß auf ihren schönen Mund; sie widersetzte sich nicht. Zitternd traten sie zum Eremiten hinein und baten um ein Nachtlager als verirrte Wanderer. Der alte Einsiedel hieß sie willkommen und ließ sie niedersitzen, dann trug er ihnen ein kleines Mahl von Milch und Früchten auf, an dem sie sich erquickten. Ferdinand war sich vor Glückseligkeit kaum seiner selbst bewußt, er fühlte sich wie in einer neuen Welt, alles, was vor heute geschehen war, gehörte gleich-

sam gar nicht in seinen Lebenslauf; von diesem entzückenden Kusse, der ihm alle Sinnen geraubt hatte, begann ihm ein neues Gestirn, eine neue Sonne emporzuleuchten, alles vorige Licht war nur matte Finsternis gewesen. Dann wies der Einsiedel Leonoren ein Lager an, und Ferdinand mußte sich gegenüber in eine kleine leere Hütte begeben.

Ferdinand konnte in der Nacht nicht schlafen, seine glückliche Zukunft trat vor sein Lager und erhielt seine Augen wach, er ward nicht müde, hinunterzusehn und in dem glücklichen Reiche der Liebe auf und ab zu wandeln. Leonorens Stimme schien ihm beständig widerzutönen, er glaubte sie nah und streckte die Arme nach ihr aus, er rief sie laut und weinte, indem er sich allein sah. Als der Mond schimmer erblaßte und die Morgenröte nach und nach am Himmel heraufspielte, da verließ er die Hütte, setzte sich unter einem Baume nieder und sang:

‚Bin ich denn gewiß des Glückes?
Ist denn Hand und Lippe mein?
Mir der süße Gruß des Blickes?
Ach, woher du goldner Schein?

Trübe hing ein dichter Schleier
Über Busch und Wald daher.
Sagt: wo ist die Frühlingsfeier?
Ist der Wald an Tönen leer?

Rührt kein Wind sich in den Zweigen,
Treibt die Wolken übers Feld? –
Dumpfes, ödes, totes Schweigen
Die Natur gefangenhält. –

Und mir ward im Busen bange,
Denn kein Stimmlein sprach mich an,

Seufzte tief und harrte lange,
Klagte: Sonne, komm heran!

Aber dichter ward der Schatten,
Wolken hingen tiefer ab,
Dunkler schwärzten sich die Matten,
Alles Feld ein enges Grab.

Durch den Nebel warf ich Blicke
Wie man in die Ferne schaut,
Alle kamen mir zurücke,
Finsternis war vorgebaut.

Da warf ich mich weinend nieder,
Wünscht' im Unmut, tot zu sein:
Tot sind alle Lerchenlieder,
Abgestorben Sonnenschein. –

Warum soll denn ich noch leben
In der wüsten Dunkelheit,
Hier, wo Schrecken um mich weben,
Alle Freuden abwärts streben,
In mir selber Angst und Leid? –

Plötzlich war's, wie wenn an Saiten
Abendwind vorüberschwebt
Und in Harfentönen webt,
Über Blumen hinzuschreiten.

An der fernsten, fernsten Grenze
Teilte sich die dunkle Nacht,
Und ein Sonnenblick voll Pracht
Wand sich durch die Nebelkränze.

Als ich kaum zu atmen wagte,
Schoß der Strahl, ein goldner Pfeil,

Schnell in glühendroter Eil'
Hin zum Orte, wo ich klagte.

Schreckenfroh sah ich den Schein,
Kriegte Mut zu neuem Leben:
Sollte das der Frühling sein?
Könnt' es doch wohl Freuden geben?

Da erglühten schon die Wogen,
Funkeln ging auf grüner Flur,
Morgenrot sprang kühn in Bogen,
Glänzend, taumelnd die Natur.

Und die Waldung blieb nicht träge,
Alle Vögel sprangen auf,
Jubelten durch das Gehäge,
Jagten sich im muntern Lauf. –

In des Jauchzens Lust verloren,
Dacht' ich nicht an Sterben mehr,
Fühlte mich nun neugeboren
In dem goldnen Freudenmeer.

Ach! sie ist mir endlich nahe,
Nach der meine Sehnsucht rang,
Seit ich ihre Augen sahe,
Fühl ich neuen Lebensdrang.

Alle Klagen sind verschwunden,
Fort der Seufzer banger Schwarm,
Um mich tanzen goldne Stunden,
Mit der Liebe fest verbunden,
Ruh ich in des Glückes Arm. –'

Er hatte die letzten Worte noch nicht geendigt, als er den Ritter wieder aus dem Dickicht kommen sah, den er gestern auf dem Felde verwundet hatte; zwei

Diener folgten ihm. Eben sollte der Kampf von neuem beginnen, als der Eremit aus seiner Klause trat. Er hörte den Verwundeten Bertram nennen und erkundigte sich nach dem Orte seines Aufenthalts und nach seinen Verwandten. Der Fremde nannte beides, und der Einsiedler fiel ihm weinend um den Hals, indem er ihn seinen Sohn nannte. Er war es wirklich; als sich der Vater aus der Welt zurückzog, übergab er diesen Sohn seinem Bruder, der aber nach einiger Zeit in den Unruhen des Krieges seinen Wohnort änderte und so dem Einsiedler näher kam, als er es glaubte. ‚Wenn ich jetzt noch Nachrichten von meiner Tochter überkäme', rief der Einsiedler aus, ‚so wäre ich unaussprechlich glücklich!' Leonore trat aus der Tür, weil sie das Geräusch vernommen hatte. Ferdinand ging auf sie zu, und Bertram stürzte sogleich herbei, als er die Pilgerin gewahr ward. Der Einsiedler betrachtete sie aufmerksam; dann fragte er, woher sie die Ohrringe habe, die sie trage. Leonore erzählte ihre Geschichte kurz, daß sie von Bauern erzogen sei, und als diese starben, hätten sie andre gutherzige arme Leute zu sich genommen, die aber der Krieg ebenfalls von ihrem Wohnorte vertrieben habe.

‚Du bist meine Tochter!' sagte der alte Eremit, ‚ich übergab dich Bauern, als ich von meinem Wohnsitze durch der Feinde siegreiches Heer vertrieben wurde. O wie glücklich macht mich dieser Tag!'"

„Was kann das für ein Krieg gewesen sein?" rief Vansen aus.

„Oh, irgendeiner", antwortete Rudolf hastig, „Ihr müßt die Sachen nie so genau nehmen, es ist mir in der Geschichte um einen Krieg zu tun, und da müßt Ihr gar nicht fragen: Wie? Wo? Wann geschahe das?, denn solche Erzählungen sind immer nur aus der Luft gegriffen, und man muß sich für die Ge-

schichte, aber für nichts anders außer ihr, interessieren."

„Erlaubt", sagte Franz bescheiden, „daß ich Euch widerspreche, denn ich bin hierin ganz anderer Meinung. Wenn mir eine Erzählung, sei sie auch nur ein Märchen, Zeit und Ort bestimmt, so macht sie dadurch alles um so lebendiger, die ganze Erde wird dadurch mit befreundeten Geistern bevölkert, und wenn ich nachher den Boden betrete, von dem mir eine liebe Fabel sagte, so ist er dadurch gleichsam eingeweiht, jeder Stein, jeder Baum hat dann eine poetische Bedeutung für mich. Ebenso ist es mit der Zeit. Höre ich von einer Begebenheit, werden Namen aus der Geschichte genannt, so fallen mir zugleich jene poetischen Schatten dabei ins Gedächtnis und machen mir den ganzen Zeitraum lieber."

„Nun, das ist alles auch gut", sagte Rudolf, „das andre aber auch, wenn man sich weder um Zeit noch um Ort bekümmert. So laßt es also den Hussitenkrieg gewesen sein, der alle diese Verwirrungen in unsrer Familie angerichtet hat.

Der Schluß der Geschichte findet sich übrigens von selbst. Alle waren voller Freude, Leonore und Ferdinand waren durch gegenseitige Liebe glücklich, der Eremit blieb im Walde, sosehr ihm auch alle zuredeten, zur Welt zurückzukehren.

Es vermehrte noch eine Person die Gesellschaft, und zwar niemand anders als Leopold, der ausgereiset war, seinen Freund aufzusuchen. Dieser erzählte ihm sein Glück und stellte ihm Leonoren als seine Braut vor. Leopold freute sich mit ihm und sagte: ‚Aber liebster Freund, danke dem Himmel, denn du hast bei weitem mehr Glück als Verstand gehabt.' – ‚Das begegnet jedem Sterblichen', erwiderte Ferdinand, ‚und wie elend müßte der Mensch

sein, wenn es irgendeinmal einen geben sollte, der mehr Verstand als Glück hätte?' –"

Hier schwieg Rudolf. Einige von den Herren waren während der Erzählung eingeschlafen; Franz war sehr nachdenkend geworden. Fast alles, was er hörte und sah, bezog er auf sich, und so traf er in dieser Erzählung auch seine eigne Geschichte an. Sonderbar war's, daß ihn der Schluß beruhigte, daß er dem Glücke vertraute, daß es ihn seine Geliebte und seine Eltern würde finden lassen. Franz und Rudolf wurden auf der Reise vertrauter miteinander, sie freuten sich darauf, in Gesellschaft nach Italien zu gehn. Rudolf war immer lustig, sein Mut verließ ihn nie, und das war für Franz in vielen Stunden sehr erquicklich, der fast beständig ein Mißtrauen gegen sich selber hatte. Es fügte sich, daß einige Meilen vor Antwerpen das Schiff eine Zeitlang stilliegen mußte, ein Boot ward ausgesetzt, und Franz und Rudolf beschlossen, den kleinen Rest der Reise zu Lande zu machen.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne breitete sich hell über die Ebene aus, Rudolf war willens, nach einem Dorfe zu gehn, um ein Mädchen dort zu besuchen, das er vor zwei Jahren hatte kennenlernen. „Du mußt nicht glauben, Franz", sagte er, „daß ich meiner Geliebten in Italien untreu bin oder daß ich sie vergesse, denn das ist unmöglich, aber ich lernte diese Niederländerin auf eine wunderliche Weise kennen, wir wurden so schnell miteinander bekannt, so daß mir das Andenken jener Stunden immer teuer sein wird."

„Dein frohes Gemüt ist eine glückliche Gabe des Himmels", antwortete Franz, „dir bleibt alles neu, und keine Freude veraltet dir, und du bist mit der ganzen Welt zufrieden."

„Warum sollte man es nicht sein!“ rief Rudolf aus; „ist die Welt denn nicht schön, so wie sie ist? Mir ist das ernsthafte Klagen zuwider, weil die wenigsten Menschen wissen, was sie wollen oder was sie wünschen. Sie sind blind und wollen sehn, sie sehn, und sie wollen blind sein.“

„Bist du aber nie traurig oder verdrüßlich?“

„O ja, warum das nicht? Es kehren bei jedem Menschen Stunden ein, in denen er nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll, wo er herumgreift und nach allen seinen Talenten oder Kenntnissen oder Narrheiten sucht, um sich zu trösten, und nichts will ihm helfen. Oft ist unser eignes närrisches Herz die Quelle dieser Übel. Aber bei mir dauert ein solcher Zustand nie lange. So könnt' ich mich grämen, wenn ich an Bianka denke, sie kann krank sein, sie kann sterben, sie kann mich vergessen, und dann mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich zu dieser Reise drängte, die auch jeder andre hätte unternehmen können. Doch, was hilft alles Sorgen?“

Er warf sich unter einen Baum und zog ein kleines Instrument hervor, das die Italiener Cornetto nennen, und blies darauf ein sehr lustiges Stückchen. Franz setzte sich zu ihm. „Liebst du nicht auch das Waldhorn ganz vorzüglich?“ fragte ihn dieser.

„Ich liebe alle Instrumente“, antwortete Rudolf, „sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, denn jegliches hat etwas Eigentümliches, das allen übrigen wieder abgeht. Es ist mir eine treffliche Freude, so eins nach dem andern zu hören und den Empfindungen nachzugehn, die sie mir im Herzen erregen. Wenn du Geduld hast, will ich dir einige Lieder singen, die ich vor einiger Zeit darüber gemacht habe und die den Charakter etlicher Instru-

1. A: „Franz“; muß Rudolf heißen.

mente ausdrücken sollten. Denke dir zum Beispiel hier dies ebene Land gebirgig, mit vielen abwechselnden Waldszenen. Du kömmst nun einen Hügel herunter, ein einsames Tal liegt vor dir, und du hörst nun von gegenüber eine Schalmei spielen.

Schalmeiklang

Himmelblau,
Hellbegrünte Frühlingsau,
Lerchenlieder,
Zur Erde nieder.
Frisches Blut,
Zur Liebe Mut;
Beim Gesang
Hüpfende Schäfchen auf Bergeshang.

Froh und zufrieden
Mit mir und der Welt,
Was Gott mir beschieden,
Mein Liebchen hienieden,
Die Sorgen in Dunkel weit von mir gestellt.

Wie fern liegt dies Tal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumal
Nur Fried' und Freud'.
Ach! Herzeleid,
Wie weit
Um Größe und Geld das nagende Herzeleid!

Nun ist es Mai,
Sie ist mir treu,
Und fährt auch Frühling und Sommer hin,
Und wenn ich auch nicht mehr Bräutigam bin,

6 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 40: *Schalmeyklang*.

So kömmt der Sommer doch balde zurück,
Und Ehestand ist noch schöneres Glück.
Frisch und froh,
Ohne Ach! und Oh!
Vergehen, verwehen die Tage mir so."

„Das Lied gefällt mir sehr", sagte Franz, „denn es führt eine gewisse kindliche Sprache, und mir ist oft beim Klang einer Schalmei dergleichen in den Sinn gekommen."

„Du wirst dich oft", sagte Rudolf, „wundervoll beim Schall eines Posthorns bewegt gefühlt haben. In einer trüben Stunde, als ich selber so reiste, schrieb ich folgendes nieder.

Posthornsschall

Weit weg, weit weg,
Von allen Schmerzen weg,
Durch die Wälder möcht ich eilen,
Niederwärts,
Aufwärts,
Klüften vorüber und von den steilen
Gebirgen rasseln zu tiefen Gründen,
Ruhe zu finden.

Pfeifender Wind,
Treibe geschwind,
Schnell und schneller die Rosse ins Dickicht hinein,
Laß, o laß die trüben Stunden,
Eilend verschwunden,
Rastlos nimmer Stillstand sein.

14 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 41: *Posthornsschall.*
23–29. Vgl. zu diesen Versen die Rezension in der *Deutschen Bibliothek*: Anhang S. 519.

Wo soll ich sie suchen?
Auf Bergeshöhn?
Im Schatten der Buchen?
Wo werd ich sie sehn?

Die Stunden verfliegen,
Tag wechselt mit Nacht,
Die Schmerzen besiegen,
Die Freuden erliegen
Der stürmenden Macht.

Ach! weiter, weiter ohne Stillstand,
Hin wo der Strom braust,
Wo von steiler, moos'ger Felswand
Wind und Woge niedersaust.

Wo Walddunkel schattet,
Wo Wolken sich jagen
Und Nacht und banges Zagen
Mit schwarzen Träumen sich gattet.

Tal nieder, bergauf,
Echo spricht und grüßt herüber,
Ach! statt dieses Treibens ende lieber,
Ende, ende diesen trüben Lauf.

Käm' ich nur zum fremden Orte
In ein wundervolles Land,
Das kein Auge je gekannt,
Aber wechselnd hier mit dort,
Weiß ich schon die Einsamkeiten,
Die sich tückisch mir bereiten,
Kenne schon die trüben Leiden;
Leiden, Leiden.

Nun verliert sich der Schall", sagte Rudolf, „in die einsame Luft, er bricht so plötzlich ab, als er entstanden ist, und man hört den unmelodischen

Wagen rasseln. Ich dichtete dieses Lied in einer großen Beängstigung des Gemüts. – Nun denke dir einen schönen, dichten Wald, in welchem ein Waldhorn mit seinen tiefen Tönen spricht, wie aus volle und doch ruhiger Brust dieser Gesang hervorströmt.

Waldhornsmelodie

Hörst! wie spricht der Wald dir zu,
Baumgesang,
Wellenklang:
Komm und finde hier die Ruh'.

Ruhe aus in dem Gedanken,
Daß sie dich ja wiederliebt,
Sieh, wie alle Zweige schwanken,
Echo Töne wiedergibt.

Spricht's herüber dir ins Herze?
Sei getrost und geh ins Tal,
Weide dich an deinem Schmerze,
Deinem Glücke allzumal.

Bist und wandelst in der grünen Waldnacht,
Von dem Treiben der Welt so weit, weit,
Weißt, daß sie mit Sonnenaufgang bald wacht,
Denkst, empfindest ihre Holdigkeit.

Trara! so springe muntrer Klang
Durch die Berge, durch das grüne Gebüsch;
Fühlst doch nach der Größe, nach Ruhm nicht Drang,
Schlägt dir's Herz vor Liebe doch so frisch.

Und sie hat dir ja versprochen,
Treu zu sein bis an den Tod;

6 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 43: *Waldhornsmelodie*.

Hat ihr Wort noch nie gebrochen,
Nun, was hast du dann für Not?

Und auch wieder wird sie kommen
Mit dem süßen, hold'gen Mund,
Gram hat dann ein End' genommen,
Küssest dich an ihm gesund.

Du hast vielleicht schon", fuhr Rudolf fort, „ein schweizerisches Alphorn gehört. Man sagt, daß bei einem gewissen Liede jeder Schweizer in der Fremde eine unnennbare Sehnsucht nach seiner Heimat empfinde; eine ähnliche Vaterlandsliebe haben auch die Niederländer. Ich habe neulich ein solches Schweizerlied verfertigt.

Alphornlied

Wo bist du treuer Schweizer hingeraten?
Vergissest du dein Vaterland?
Dein liebes Vaterland!
Die wohlbekannten Berge? die frischen grünenden Tale?
Wandelst unter Fremden?

Wer grüßt dich hier mit vaterländ'schem Gruß?
Darfst du umherschaun?
Wo sind die Schneegipfel?

8 ff. Vgl. hierzu eine Stelle aus Wackenroders *Joseph Berglinger* (in den *Herzensergießungen*): „Ich möchte . . . mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten, und seine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekömmt, mit ihm spielen"; auch Schillers *Wilhelm Tell* (II, 1): „Mit heißen Tränen wirst du dich dereinst / Heim sehnen nach den väterlichen Bergen, / Und dieses Herdenreihens Melodie, / Die du in stolzem Überdruß verschmähst, / Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen, / Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde" (dazu Goethes kritische Anmerkung in seinem Brief

Wo klingt das lust'ge Horn?
Wo findest du den Landsmann?

Herüber sehnt sich doch dein Sinn,
Wo der biedre Gruß auf dich wartet,
Wo die Alpe steht,
Die Sennenhütte,
Der weite blaue See,
Die hohen freien Gebirge.

Komm edler Sprößling Tells,
Freigeborner,
In die stillen Täler wieder herab,
Zum einfachen Mahl,
Das Vaterlandsliebe köstlich macht.
Was suchst du hier?
Den Freund? die Geliebte?
Nimmer schlagen dir Schweizerherzen entgegen."

Rudolf stand auf. „Lebe wohl", sagte er schnell, „es ist zu kalt zum Sitzen; ich muß noch weit gehn, das Mädchen wird auf mich warten, denn ich sprach sie, als ich nach England hinüberging. Lebe wohl, in Antwerpen sehn wir uns wieder."

Er eilte schnell davon, und Franz setzte seinen Weg nach der Stadt fort. Die Tage waren aber schon kurz, er mußte in einem Dorfe vor Antwerpen

vom 13. Januar 1804 an Schiller: „... der Schweizer fühlt nicht das Heimwehe, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, soviel ich weiß, sonst nirgends geblasen; sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfnis mangelt"). – Das Heimweh (Nostalgia) galt bis ins 19. Jh. hinein als eine typisch schweizerische Krankheit; vgl. Adelung *Wörterbuch* (2. Aufl., Leipzig 1793 ff., s. v. „Heimweh"): „Die Schweizer, welche in ihrem Vaterlande an eine reine, feine Luft gewöhnt sind, sind dieser Krankheit vor andern ausgesetzet, daher sie in einer dickern und unreinern Luft dieselbe oft in einem hohen Grade bekommen ..."

übernachten. Die Sonne stieg prächtig herauf, als Franz sich niedersetzte und folgende Verse in seine Schreibtafel einschrieb:

Der Dichter und die Stimme

Der Dichter

Wie du mich anlachst, holdes Morgenrot,
Und Mut herab mir in die Seele glühst,
Ich fühl's, die Sorgen sind nun alle tot,
Den Sinn mit goldnen Ketten zu dir ziehst.

Die Stimme

Noch schönres Rot als diese Morgenstrahlen
Wird einst dein Angesicht mit Purpur malen.

Der Dichter

O nun erwacht schon wieder das Verlangen,
Mir gönnt's, mir gönnt's nicht eine Stunde Ruh',
Aus allen Wolken seh ich Bilder hangen
Und alle lächeln wehmutsvoll mir zu.
O wäre nur der trübe Tag zu Ende,
Daß ich im Abendscheine wandeln könnte
Und unter dichten Eichen, dunkeln Buchen
Dem Unmut fliehn, dich, Einsamkeit, zu suchen.

Die Stimme

Was hoffst du auf den zarten Abendschimmer?
Der Unmut ruht im Busen nimmer.

Der Dichter

So will ich mich zu Harfentönen retten,
Im Waldhornsklang einheimisch sein!

4 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 32: *Der Dichter und die Stimme.*

Mein Sinn soll sich in Flötenwollust betten,
Mich lullen Zaubermelodien ein.

Die Stimme

Und dort werd ich in jedem Tone klingen,
Dir süße Bilder vor die Seele bringen.

Der Dichter

So will ich schlafen, mich in Schlummer hüllen,
Und so des Herzens bange Sehnsucht stillen.

Die Stimme

Kennst du die Träume nicht, die dann erwachen?
Dein Auge schnell mit Tränen füllen,
Verlangen in der Brust anfachen,
Und nimmer deine Sehnsucht stillen?
Nein, du bist mein, ich will dich nach mir ziehn,
Und nirgends hin kannst du vor mir entfliehn.

Der Dichter

Wer bist du denn, gewalt'ge Zauberin,
Daß du so quälst und marterst mich zum Tode hin?

Die Stimme

Erinnerung heiß ich; denk der schönen Stunden!
Ach, sind sie nicht zu schnell, zu schnell
verschwunden?

Der Dichter

Kannst du nur quälen, gibst kein tröstend Wort?
Und ängstest mich nur immer fort und fort?
Wird nichts die bange Qual dann wenden?
Wann wirst du die Verfolgung enden?

Die Stimme

Wann du sie wiedersiehst
Und schöner als vom Morgenrot
Du ihr entgegenglühst,
Dann endet deine Not.
Dann freut dich Abendschein,
Dann ist Musik Gespielin dir,
Nennst du die Holde balde dein,
Blüht dir ein Paradies schon hier.
Dann wirst du selber dir vertrauen,
Sehnst dich nach keinen Himmelsauen.

Viertes Kapitel

Die große Handelstätigkeit in Antwerpen war für Franz ein ganz neues Schauspiel. Es kam ihm wunderbar vor, wie sich hier die Menschen untereinander verliefen, wie sie ein ewig bewegtes Meer darstellten und jeglicher nur seinen Vorteil vor Augen hatte. Hier fiel ihm kein Kunstgedanke ein, ja wenn er die Menge der großen Schiffe sah, die Betriebsamkeit, Geld zu gewinnen, die Spannung aller Gemüter auf den Handel, die Versammlungen auf der Börse, so kam es ihm als etwas Unmögliches vor, daß einer von diesen sich der stillen Kunst ergeben solle. Er hörte nur immer, welche Schiffe gekommen und abgegangen waren, die Namen der vornehmsten Kaufleute waren jedem Knaben geläufig, auf allen Spaziergängen setzten die Handelsleute ihre kaufmännischen Gespräche und Spekulationen fort. Franz ward von diesem neuen Anblicke des Lebens zu betäubt, als daß er ihn hätte niederschlagen können.

Vansen lebte hier als ein Kaufmann vom zwei-

ten oder dritten Range, der nur unbedeutende Ge schäfte machte, der in der Stadt selbst nur weni bekannt war, sich aber durch Aufmerksamkeit un Sparsamkeit ein ziemliches Vermögen gesammel hatte. Sternbald suchte ihn bald auf, und das Hau seines neuen Freundes war ihm wie ein Schutzort wie ein stilles Asyl gegen das tobende Gewühl de Stadt. Vansen wohnte etwas abseits, ein kleine Garten war hinter seinem Hause; dabei sprach e nur selten von seinen kaufmännischen Geschäfte und hatte nicht die Eitelkeit, andern, die nichts da von begriffen, seine Spekulationen mitzuteilen: son dern er liebte es, von der Kunst zu sprechen, er sucht eine Ehre darin, für einen Kenner zu gelten. Stern balds kindliches Gemüt schloß sich bald an diese Mann an, in seiner Unbefangenheit hielt er ihn fü mehr, als er wirklich war, denn Vansens Liebe zu Malerei war nichts als ein blinder Trieb, der sich zu fälligerweise auf diese Kunst geworfen hatte. Er hatte angefangen Gemälde zu kaufen, und nachdem er sich einige Kenntnisse erworben hatte, war es nur Eitelkeit und Sucht zu sammeln und aufzuhäufen, daß er es nicht müde ward, sich um Gemälde und ihre Meister zu bekümmern. So treiben die meisten Menschen irgendeine Wissenschaft oder Beschäftigung, und der gute Künstler irrt sehr, wenn er unter diesen die verwandten Geister, die Verehrer der Kunst sucht.

Vansen hatte nur eine einzige Tochter, die er ungemein liebte. Sie galt in der Nachbarschaft für schön, und ihr Gesicht war wirklich liebenswürdig. Der Kaufmann bat unsern jungen Maler, das Bildnis seiner Tochter zu malen, und Franz machte sich hurtig an die Arbeit. Seine Phantasie war weniger angespannt, er foderte nicht zuviel von sich, und das Bild rückte schnell fort und gelang ihm unge-

mein. Er hatte indes einige Gemälde gesehn, die aus Italien gebracht waren, und er bemühte sich, nach diesen seine Färbung zu verbessern.

Franz bemerkte, daß die Tochter immer sehr traurig war; er suchte sie zu erheitern, er ließ oft, wenn er malte, auf einem Instrumente lustige Lieder spielen, aber es hatte gewöhnlich die verkehrte Wirkung, sie wurde noch trauriger oder weinte gar; vor dem Vater suchte sie ihre Melancholie geflissentlich zu verbergen. Franz war zu gut, um sich in das Vertrauen eines Leidenden einzudrängen, er kannte auch die Künste nicht oder verschmähte sie, sich zum Teilnehmer eines Geheimnisses zu machen; daher war er in ihrer Gegenwart in Verlegenheit.

In Vansens Hause versammelten sich oft Leute von den verschiedensten Charakteren, die eine Art von Akademie bildeten und von denen der Wirt manche Redensarten lernte, mit denen er nachher wieder gegen andre glänzte. Franz hörte diesen Gesprächen mit großer Aufmerksamkeit zu, denn bis dahin hatte er noch nie so verschiedene Meinungen oft schnell hintereinander gehört. Vorzüglich zog ihn ein alter Mann an, dem er besonders gern zuhörte, weil jedes seiner Worte das Gepräge eines eigenen festen Sinnes trug. An einem Abend fing der Wirt, wie er oft tat, an, über die Kunst zu reden und den herrlichen Genuß zu preisen, den er vor guten Gemälden empfände. Alle stimmten ihm bei, nur der Alte schwieg still, und als man ihn endlich ausdrücklich um seine Meinung fragte, sagte er:

„Ich mag ungern so sprechen, wie ich darüber denke, weil niemand weiter meiner Meinung sein wird; aber es tut mir immer innerlich wehe, ja ich spüre ein gewisses Mitleid gegen die Menschen, wenn ich sie mit einer so ernsthaften Verehrung von der sogenannten Kunst reden höre. Was ist es denn alles

weiter als eine unnütze Spielerei, wo nicht gar ein schädlicher Zeitverderb? Wenn ich bedenke, was die Menschen in einer versammelten Gesellschaft sein könnten, wie sie durch die Vereinigung stark und unüberwindlich sein müßten, wie jeder dem Ganzen dienen sollte und nichts da sein, nichts ausgeübt werden dürfte, was nicht den allgemeinen Nutzen beförderte: und ich betrachte dann die menschliche Gesellschaft, wie sie wirklich ist, so weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. Es scheint fast, als wäre die Vereinigung nicht entstanden, um allgemein besser zu werden, sondern um sich gegenseitig zu verschlimmern. Da ist keine Aufmunterung zur Tugend, keine Abhärtung zum Kriege, keine Liebe des Vaterlands und der Religion, ja es ist keine Religion und kein Vaterland da, sondern jeder glaubt sich selbst der Nächste zu sein und häuft, ohne auf den gemeinen Nutzen zu sehn, die Güter auf erlaubte und unerlaubte Art zusammen und vertändelt übrigens seine Zeit mit dem ersten, dem besten Steckenpferde. Die Kunst vorzüglich scheint ordentlich dazu erfunden, die bessern Kräfte im Menschen zu erlahmen und nach und nach abzutöten. Ihre gaukelnde Nachäffung, diese armselige Nachahmung der Wirklichkeit, worauf doch alles hinausläuft, zieht den Menschen von allen ernsten Betrachtungen ab und verleitet ihn, seine angeborne Würde zu vergessen. Wenn unser innrer Geist uns zur Tugend antreibt, so lehren uns die mannigfaltigen Künstler, sie zu verspotten; wenn die Erhabenheit mich in ihrer göttlichen Sprache anredet, so unterlassen es die Reimer oder Poeten nicht, sie mit Nichtswürdigkeiten zu überschreien. Und daß ich namentlich von der gepriesenen Malerei rede – Ich habe den Maler, der mir Figuren oder Bäume und Tiere auf flacher Leinwand hinzeichnet, nie höher angeschlagen als den

Menschen, der mit seinem Munde Vögel- und Tiergeschrei nachzuahmen versteht. Es ist eine Künstelei, die keinem frommt und die dabei doch die Wirklichkeit nicht erreicht. Jeder Maler erlernt von seinem Meister eine gewisse Fertigkeit, einige Handgriffe, die er immer wieder anbringt, und wir sind dann gutmütige Kinder genug, stellen uns vor sein Machwerk hin und verwundern uns darüber. Wie da von Genuß der Kunst die Rede sein kann oder von Schönheit, begreife ich nicht: da diese Menschen die Begeistrung nicht kennen, da ihre Schöpfungen nicht aus ihren schönsten Stunden entstehn, sondern sie sich des Gewinstes wegen niedersetzen und Farben über Farben streichen, bis sie nach und nach ihre Figuren zusammengebettelt haben und nun den Lohn an Geld dafür empfangen. Wie sollen diese knechtischen Arbeiten auf edle Seelen wirken können, da sie es selber nicht einmal wollen? Sie dienen höchstens der Sinnlichkeit und trachten vielleicht, elende Begierden zu erwecken oder uns ein Lächeln über ihre verzerrten Gestalten abzuzwingen, damit sie doch irgendwas verursachen. Ich meine also, daß man auf jeden Fall seine Zeit besser anwenden könne, als wenn man sich mit der Kunst beschäftiget."

Franz konnte sich im Unwillen nicht länger halten, sondern er rief aus: „Ihr habt da nur von unwürdigen Künstlern gesprochen, die keine Künstler sind, die die Göttlichkeit ihres Berufs selber nicht kennen, und weil Ihr Euer Auge nur auf diese wendet, so wagt Ihr es, alle übrigen zu verkennen. O Albert Dürer! wie könnte ich es dulden, daß man so von deinem schönsten Lebenslaufe sprechen darf? Ihr habt entweder noch keine guten Bilder gesehn, oder die Augen sind Euch für ihre Göttlichkeit verschlossen geblieben, daß Ihr Euch erkühnt, sie so zu

lästern. Es mag gut sein, wenn in einem Staate alle zu *einem* Zwecke dient, es mag in gewissen Zeiräumen nötig sein, für das Wohl der Bürger, für d Freiheit, daß sie nur ihr Vaterland, nur die Waffe die bürgerliche Freiheit, und nichts weiter liebe aber ihr bedenkt nicht, daß in solchen Staaten jed eigene Gemüt zugrunde geht, um nur das allgemein Bild des Ganzen aufrechtzuerhalten. Die Güter, u derentwillen die Freiheit dem Menschen teuer se muß, die Regung aller seiner Kräfte, die Entwick lung aller Schätze seines Geistes, diese kostbarste Kleinodien müssen wieder aufgeopfert werden, u nur jene Freiheit zu bewahren. Über die Mittel gel der Zweck verloren, nach welchem jene Mittel str ben sollten. Ist es nicht die herrlichste Erscheinun den Menschengeist kühn in tausend Richtungen, tausend mannigfaltigen Strömen, wie die Röhre eines künstlichen Springbrunnens, der Sonne en gegenspielen zu sehn? Eben daß nicht alle Geiste ein und dasselbe wollen, ist erfreulich; darum laß der unschuldigen kindischen Kunst ihren Gang. Den sie ist es doch, in der sich am reinsten, am lieblichsten und auf die unbefangenste Weise die Hohei der Menschenseele offenbart, sie ist nicht ernst wi die Weisheit, sondern ein frommes Kind, dessen unschuldige Spiele jedes reine Gemüt rühren und erfreuen müssen. Sie drückt den Menschen am deutlichsten aus, sie ist Spiel mit Ernst gemischt und Erns durch Lieblichkeit gemildert. Wozu soll sie den Staate, der versammelten Gesellschaft nützen? Wan hat sich je das Große und Schöne so tief erniedrigt um zu nützen? Ein neues Feuer facht der groß Mann, die edle Tat in einem einzelnen Busen an der Haufe staunt dumm und begreift nicht und fühl nicht, er betrachtet ebenso ein noch nie gesehene Tier, er belächelt die Erhabenheit und hält sie fü

Fabel. Wen verehrt die Welt und welchem Geiste wird gehuldigt? Nur das Niedrige versteht der Pöbel, nur das Verächtliche wird von ihm geachtet. Zufälle und Nichtswürdigkeiten sind die Wohltäter des Menschengeschlechts gewesen, wenn du den häuslichen Nutzen dieser armen Welt so hoch anschlägst. Und was drückst du mit dem Worte Nutzen aus? Muß denn alles auf Essen, Trinken und Kleidung hinauslaufen? daß ich sicherer schlafe oder besser ein Schiff regiere, bequemere Maschinen erfinde, wieder nur um besser zu essen? Ich sage es noch einmal, das wahrhaft Hohe darf und kann nicht nützen; dieses Nützlichsein ist seiner göttlichen Natur ganz fremd, und es fodern heißt die Erhabenheit entadeln und zu den gemeinen Bedürfnissen der Menschheit herüberwürdigen. Denn freilich bedarf der Mensch vieles, aber er muß seinen Geist nicht zum Knecht seines Knechtes, des Körpers, erniedrigen: er muß wie ein guter Hausherr sorgen, aber diese Sorge für den Unterhalt muß nicht sein Lebenslauf sein. So halte ich die Kunst für ein Unterpfand unsrer Unsterblichkeit, für ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geister sich wunderbarlich erkennen; der Engel in uns strebt sich zu offenbaren und trifft nur Menschenkräfte an, er kann von seinem Dasein nicht überzeugen und wirkt und regiert nun auf die lieblichste Weise, um uns, wie in einem schönen Traum, den süßen Glauben beizubringen. So entsteht in der Ordnung, in wirkender Harmonie die Kunst. Was der Weise durch Weisheit erhärtet, was der Held durch Aufopferung bewährt, ja, ich bin kühn genug, es auszusprechen, was der Märtyrer durch seinen Tod besiegelt, das kann der große Maler durch seinen Pinsel auswirken und bekräftigen. Es ist der himmlische Strahl, der diesen Geistern nicht die müßige Ruhe erlaubt, sondern sie zu einer

glänzenden Tätigkeit weckt. Und daher sind es wohl die schönsten, die erhabensten Stunden, die ein Meister vor seinem Werke zubringt; er legt bildlich die Liebe hinein, mit der er die ganze Welt an sein Herz drücken möchte, die Urschönheit, das erhabne Bild der Hoheit, vor dem er niederkniet; alles dies trifft der verwandte Geist in den lieblichen Zeichen wieder, die dem Barbaren unverständlich sind, er wird bei diesen Winken entzückt, er fühlt seinen Geist in seiner Brust emporsteigen, er gedenkt alles Schönen, alles Großen, das ihn schon einst bewegt hat, und es ist nun nicht mehr das irdische Bild, das ihn entzückt, liebliche Schatten vom Himmel herab fallen in sein Gemüt und erregen eine bunte Welt von Wohllaut und süßer Harmonie in ihm. O wenn uns die holde Natur lieb ist, wenn wir gern die Pracht des Morgens, die Schimmer des Abends sehn, wenn die Schönheit in Menschengestalten uns anspricht, wie könnten wir uns dann gegen die liebliche Kunst so unfreundlich bezeigen? Gegen die Kunst, die sich bestrebt, uns alles das noch werter und teurer zu machen, uns mit uns selbst zu befreunden, die äußre Welt, die oft so hart um uns steht, mit unserm weichen Herzen zu versöhnen? Nein, es ist unmöglich, daß sich der Sinn irgendeines Menschen freiwillig abwende; es sind nur Mißverständnisse, die ihn vom himmlischen Genusse zurückhalten dürfen. Zweifelt nicht, daß der Künstler in seinem schönen Wahne die ganze Welt und jede Empfindung seines Herzens in seine Kunst verflicht, er führt sein Leben nur für die Kunst, und wenn die Kunst ihm abstürbe, würde er nicht wissen, was er mit seinem übrigen Leben weiter anfangen sollte. Ihr erwähnt es als etwas Schändliches, daß der arme Künstler sich ge

33 ff. Vgl. hierzu die in B eingeschobene Erzählung: Anhang S. 431 ff.

nötigt sieht, um Lohn zu arbeiten, daß er das Werk seines Geistes fortgeben muß, um seinem Körper dadurch fortzuhelfen; er ist aber deshalb eher zu beklagen als zu verachten. Ihr kennt die Empfindung nicht, wenn ein Mann sein liebstes Werk, mit dem er so innig vertraut geworden ist, aus dem ihm sein Fleiß und so viele liebe, mühevolle Stunden anlächeln, wenn er es nun aufopfern muß, es verstoßen und von sich entfremden, daß er es vielleicht niemals wiedersieht, bloß des schnöden Gewinstes wegen und weil eine Familie ihn umgibt, die Nahrung fordert. Es ist zu bejammern, daß in unserm irdischen Leben der Geist so von der Materie abhängig ist. O wahrlich, kein größeres Glück könnte ich mir wünschen, als wenn mir der Himmel vergönnte, daß ich arbeiten könnte, ohne an den Lohn zu denken, daß ich so viel Vermögen besäße, um ganz ohne weitere Rücksicht meiner Kunst zu leben, denn schon oft hat es mir Tränen ausgepreßt, daß sich der Künstler muß bezahlen lassen, daß er mit den Ergießungen seines Herzens Handel treibt und oft von kalten Seelen in seiner Not die Begegnung eines Sklaven erfahren muß."

Franz hielt eine kleine Weile ein, weil er sich wirklich die Tränen abtrocknete; dann fuhr er fort: „Auch kann es der Kunst zu keinem Vorwurfe gereichen, daß ihr unwürdige Menschen zu nahetreten und sich ihr als Priester aufdrängen. Eben daß es Abwege und Irrtümer geben kann, beweist ihre Erhabenheit. Der Handwerker kann nur auf eine Art vortrefflich sein, in den mechanischen Künsten ist eine Erfindung die beste; nicht also mit der göttlichen Malerei. Je tiefer einige sinken, um so höher steigen andre: wenn es jenen vergönnt ist, den Weg zu verfehlen, so dürfen diese dafür das Göttliche erreichen und uns durch Offenbarung mitteilen."

„Ihr habt Eure Sache recht wacker verteidigt“ sagte der Alte, „ob ich gleich noch manches dagegen einwenden möchte.“

Hier wurde das Gespräch durch die Nachricht unterbrochen, daß Vansens Tochter plötzlich krank geworden sei. Der Vater war in der größten Unruhe, er schickte sogleich nach einem Arzte und besuchte seine geliebte Sara. Der Arzt kam und versicherte, daß keine Gefahr zu besorgen sei; es war spät, die Gesellschaft ging auseinander.

Franz ging nicht nach seiner Wohnung, sondern begleitete die übrigen. Jetzt hatten sich alle entfernt und er war mit dem alten Manne allein. „Ihr vergebt mir wohl“, fing er an, „meine Hitze, da ich Euch heute als ein junger Mensch so unbesonnen widersprochen habe; es kam, ohne daß ich sagen könnte, wie es geschah.“

„Ich habe Euch nichts zu vergeben“, sagte der Alte, „Ihr seid ein wackrer Mensch, und das freut mich.“

„Ihr mögt vielleicht recht haben“, sagte Franz –

„Laßt das“, fiel ihm der Alte ein; „haben nicht alle Zungen recht und alle unrecht? Jeder trachte darnach, daß er es wahr und redlich mit sich meine, das ist die Hauptsache.“

Franz sagte: „Wenn Ihr mir also nicht böse seid, so reicht mir zum Zeichen Eure Hand, denn mich gereut meine Heftigkeit.“

Der Alte drückte ihm die Hand herzlich; dann umarmte er ihn und sagte: „Sei immer glücklich, mein Sohn, und bleib bei deiner herzlichen Liebe zu allem Guten.“ Franz ging hierauf sehr vergnügt nach seiner Herberge.

Fünftes Kapitel

Der Winter war beinahe verflossen, Rudolf Florestan war indes nach Antwerpen zurückgekommen. Franz hatte noch einige andre Bilder ausgearbeitet, er besuchte aber seinen Freund Vansen immer noch sehr fleißig; die Tochter war wiederhergestellt, doch blieb sie immer traurig und mißvergnügt.

An einem Morgen traf er Vansen allein, es war ein Sonntag, und der Kaufmann hatte daher keine Geschäfte. „Ihr seid mir sehr willkommen", rief er dem Maler entgegen, „ich habe schon längst über eine Sache mit Euch sprechen wollen, wozu ich noch immer nicht die gelegene Zeit habe treffen können."

Sie setzten sich, und Vansen fuhr in einem vertraulichen Tone fort: „Je mehr ich Euch kennenlerne, lieber Sternbald, je mehr muß ich Euch hochschätzen, denn die jugendliche Schwärmerei, die Euch zuzeiten mit sich fortreißt, wird sich gewiß mit den Jahren verlieren. Seht, das ist das einzige, was ich allenfalls gegen Euch hätte, aber sonst lieb ich Euch so sehr, wie ich bis jetzt noch keinen Menschen wertgehalten habe. Dazu bekennt Ihr Euch zu einer Kunst, die ich von Jugend auf vorzüglich verehrt habe. Doch ich will Euch näherkommen. Ich weiß nicht, ob Ihr das sonderbare Betragen meiner Tochter bemerkt habt, seit Ihr in unserm Hause bekannt geworden seid; meine Sara war sonst nie so melancholisch, sondern die Lustigkeit selbst, seit sie Euch gesehn hat, ist ihr ganzer Sinn umgewandt. Nun sagt mir aufrichtig, wie gefällt sie Euch?"

Franz versicherte, daß er sie sehr liebenswürdig finde, und der Vater fuhr fort: „Seit vielen Jahren habe ich es mir fest vorgenommen, und es ist ein Vorsatz, von dem ich gewiß nicht weiche, daß nie-

mand als ein geschickter Maler mein Eidam werden soll. Es kömmt nun bloß auf Euch an, ob ich in Euch meinen Mann gefunden habe. Ich weiß alles, was Ihr mir antworten könnt, aber laßt mich ausreden. Ich will Euch damit keineswegs von Eurer Reise zurückhalten, sondern ich muntre Euch vielmehr selber auf, Italien zu besuchen und dort zu studieren. Meine Tochter liebt Euch, Ihr versprecht Euch mit ihr, und mein Vermögen macht Euch die Reise bequemer und nützlicher. Ihr kommt dann zurück und was ich besitze, sichert Euch wenigstens vor dem Mangel. Ihr könnt dann Eurer Kunst, wie Ihr Euch immer gewünscht habt, mit allen Kräften obliegen. Ihr werdet bekannt und berühmt, meine Tochter ist mit Euch glücklich, und alle meine Wünsche sind erfüllt."

Franz war heftig bewegt, er dankte in den wärmsten Ausdrücken dem Kaufmanne für sein Wohlwollen, er bat ihn, noch jetzt keine entscheidende Antwort zu verlangen und sein Zögern nicht übel zu deuten. Er verließ ihn und schweifte mit tausend Vorstellungen durch die Straßen umher. So nahe auf ihn zu war das wirkliche Leben noch nie getreten, um sein inneres poetisches zu verdrängen; er fühlte sich angezogen und zurückgestoßen, das schöne Bild seiner Phantasie stand bald ganz hell vor ihm, bald rückte es tief in den Hintergrund hinab. Hier bot sich ihm eine sichre Zukunft an, ganz unverhofft, eine Lebensweise, wie sie immer sein Wunsch gewesen war, und man forderte nichts weiter von ihm, als einen Schatten, ein Traumbild aufzuopfern, das nicht sein war. Doch fürchtete er sich wieder, so seinen Lebenslauf zu bestimmen und sich selber Grenzen zu setzen; die Sehnsucht rief ihn wieder in die Ferne hinein, seltsame Töne lockten ihn und versprachen ihm ein goldenes Glück, das weit ab seiner

warte. In dieser Stimmung besuchte er seinen Freund Rudolf. So vertraut er mit diesem war, so konnte er ihm doch nie seine Geschichte sowie seine wunderbare Liebe entdecken, es war nur Sebastian, dem er dergleichen vertrauen durfte. Aber er erzählte ihm jetzt Vansens Vorschlag und bat um seinen Rat. „Wie soll ich dir hierin raten?" rief Rudolf lachend aus; „das Ratgeben ist überall eine unnütze Sache, aber vollends bei der Ehe; jeder Mensch muß sich sein eignes Glück machen, und dann kömmt auch deine Frage viel zu früh, denn du weißt ja nicht einmal, ob dich das Mädchen haben will."

Franz stutzte. Das Wort Ehe erweckte überdem mancherlei Vorstellungen bei ihm. Er sah alle die Szenen einer ruhigen Häuslichkeit vor sich, Kinder, die ihn umgaben, er hörte die Gespräche seines Schwiegervaters und der Freunde, er fühlte seine frische Jugend verschwunden und sich eingelernt in die ernsteren Verhältnisse des Lebens; seine wunderbaren Gefühle und Wünsche, das zauberische Bild seiner Geliebten, alles hatte Abschied genommen, und sein Herz hing an nichts mehr glühend. Es war wie ein klarer, geschäftiger Tag, der nach der Pracht des Morgenrots erwacht; wie eine Rede nach einem ausgeklungenen Liede. Seine Brust war beängstigt, er wußte sich nicht zu lassen und verließ unmutig den lachenden Florestan. Wie ist es mit dem Leben? dachte er bei sich selber; irgendeinmal ist dieser Taumel der Jugend doch verflogen, endlich einmal nimmt mich doch jenes Leben in Empfang, dem ich jetzt so scheu aus dem Wege trete. Wie wird mir sein, wenn meine schönen Träume hinter mir liegen?

Er kam in Vansens Haus zurück. Die Tochter war allein und spielte auf der Zither. Er nahte ihr mit

13 ff. Vgl. S. 298 ff.

großer Verlegenheit; das Mädchen bemerkte seine Angst und fragte ihn, ob er krank sei. Franz war in Begriff, alles zu erzählen, was ihm der Vater vertraut hatte, als Sara von der Magd heimlich eine Botschaft erhielt, über die sie sehr zu erschrecken schien. Die Magd entfernte sich wieder, und Sara ging weinend auf Sternbald zu und sagte: „Nein, mein liebster Freund, ich habe mich nicht mehr in meiner Gewalt, ich muß Euch mein Leiden klagen. Euch vertraue ich allein, und Ihr werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. O Sternbald, seit acht Wochen leide ich unaussprechlich. Ihr seid gut, Ihr habt Mitleiden mit mir getragen, ich habe es wohl bemerkt, und darum will ich Euch alles sagen. Nicht weit von uns wohnt ein junger Schmied, den ich schon seit lange kenne, der mich liebt und der jetzt krank liegt. Es soll mit seiner Krankheit immer schlimmer werden; er fürchtet jetzt, mein Vater will mich verheiraten, er ist arm, ein Handwerker und nun der Verzweiflung nahe. Oh, wollt Ihr so gütig gegen mich sein und ihn besuchen und trösten? Ihr glaubt nicht, wie gut, wie brav er ist, Ihr würdet gewiß sein Freund werden, wenn Ihr ihn kennen solltet, denn jedermann muß ihn lieben, der ihm nahe kömmt."

Franz war gerührt; er ließ sich das Haus bezeichnen und ging sogleich hin. Er kam in eine armselige Stube, in der der Kranke in einem Bette lag und vor sich Papiere hatte, auf denen er zeichnete. Als Sternbald näher kam, erstaunte er, denn es war derselbe Schmied, mit dem er vor Nürnberg am Tage seiner Auswanderung gesprochen hatte. „O mein lieber Freund", rief er aus, „wie werfe ich es mir vor, daß ich Euch so vergessen und nicht früher aufgesucht habe!" Der junge Schmiedegesell erkannte ihn ebenfalls, und nun eröffnete ihm Franz, aus welcher Ab-

sicht er zu ihm gekommen sei. Messys weinte, als er hörte, wie zärtlich seine Sara für ihn besorgt sei. „O Maler", rief er aus, „Ihr glaubt nicht, was ich ausgestanden habe, seitdem ich Euch damals gesprochen hatte. Seit ich Euren Dürer sah, hatte ich keine Ruhe mehr in mir selber, es war, als wenn es an allen meinen Sinnen zöge und arbeitete, daß ich immer an Malereien, an Zeichnungen denken mußte; an nichts in der Welt fand ich mehr Gefallen, die Schmiedearbeit war mir zur Last. Ich zeichnete täglich etwas, und selbst in der Krankheit kann ich es nicht lassen; seht, da habe ich eine herrliche Figur von Lukas Leyden."

Franz betrachtete sie; der junge Mensch hatte sie sehr gut kopiert, und Franz verwunderte sich darüber, daß er es ohne allen Unterricht so weit habe bringen können. Messys fuhr fort: „So kam ich nach Antwerpen zurück, und nichts war mir hier recht. Ich hatte immer noch den Dürer und seine Werkstätte im Kopf, es kam so weit, daß ich mich meines Hammers schämte, ich verdarb die Arbeit, ich konnte nicht mehr fort. Schon lange hatte ich die Tochter unsers Nachbars gekannt, aber es war mir nie eingefallen, sie als ein reiches und vornehmes Mädchen so anzusehen, als ob ich sie lieben könnte. Aber als ob ein böser Geist recht darauf ausginge, mich zugrunde zu richten, so kam nun alles zusammen. Ich konnte die Augen nicht mehr von ihr abwenden; wenn ich ans Zeichnen dachte, wollte ich ihr Gesicht nur immer auf dem Papiere entwerfen. Ich ging aufs Feld, ich kam zurück, ich wollte sie nicht ansehen, o ich hatte es nicht nötig, denn allenthalben war sie mir vor die Augen wie hingebannt, ich sah nichts anders als sie. Bei jedem Gesichte dacht' ich an das

1. Messys: Quentin (Quinten) Massys (Matsys oder Metsys), flämischer Maler in Antwerpen (um 1465–1530).

ihrige, alle Menschen sah ich darauf an, ob sie ihr ähnlich wären. Sie bemerkte meine Leidenschaft, sie sah mich freundlich an, sie sah mir nach, wenn ich vorbeiging; da war mir, als wenn mich der Blitz angerührt hätte, sooft es geschah, wußte ich nicht, ob ich es glauben sollte. Ihr Vater hatte in Leyden Geschäfte und reiste dorthin; ich weiß nicht, wie ich mich unterfing, sie eines Abends anzureden, ich konnt' es nicht lassen, ich sprach lange mit ihr und nachher schallte mir nur der Ton ihrer Rede, nur einzelne Worte in den Ohren, aber ich wußte nicht was sie gesagt hatte. So sah ich sie öfter; wir gingen heimlich miteinander spazieren, ich wurde vertraulicher, sie gestand mir, daß sie mir gut sei, und nun war ich im Himmel. Da fing ich an aus allen Kräften zu arbeiten; des Abends wenn ich sie nicht sprechen konnte, zeichnete ich ihr Bild oder stellte mich dem Hause gegenüber und ließ so die Nacht heranrücken. O ich bin geschwätzig wie ein Kind. Ehe wir es uns versahen, kam der Vater zurück. Nun war es mit unsern Zusammenkünften aus; ich konnte sie nur manchmal im Vorbeigehn grüßen. Wie eine Decke fiel es mir von den Augen, und mein Herz wollte springen. Ich sah nun wieder den Unterschied unter uns beiden, wie mich der reiche Vater verachten müsse, wie ich in meinem Stande so nichts gegen ihn sei. Nun hörte ich noch dazu, Sara würde bald verheiratet werden; ach! und es geschieht auch gewiß. Was soll ich anfangen? Mein Handwerk war mir ein Abscheu, alles, worauf ich mich sonst wohl freuen konnte, Meister zu werden und bei Gelegenheit eine künstliche Arbeit, einen Springbrunnen, Gitterwerk oder dergleichen zu unternehmen, kam mir nun kläglich vor. Ich wußte gar nicht, was ich in der Welt sollte. Ein Maler zu werden, dazu bin ich nun zu alt; die Sara darf ich nicht sehen, nichts hof-

fen, so geh ich zugrunde. Alles das zusammen hat mich so krank und schwach gemacht, daß ich bald zu sterben hoffe."

Franz sagte weinend: „Nein, das dürft Ihr nicht hoffen; glaubt mir, daß Ihr gewiß noch Zeit genug habt, ein guter Maler zu werden, wenn Ihr diese Liebe zur Kunst behaltet. Ihr zeichnet schon so gut, als wenn Ihr lange in der Lehre gewesen wäret, und es kommt also nur auf Euch an, ein Maler zu werden. Dann dürft Ihr auch auf Eure Geliebte hoffen, denn der Vater achtet die Malerei und will nur einen Malerkünstler zum Eidam haben; darum hat er mir noch heut, so arm ich auch bin, seine Tochter angetragen. Darum tröstet Euch, sammelt wieder Lust zum Leben und Kräfte, denn Ihr könnt noch recht glücklich werden."

Messys schüttelte mit dem Kopfe, als wenn er nicht daran glauben könne, doch Franz fuhr so lange fort, ihn zu trösten, bis jener etwas beruhigt war. Sternbald eilte sogleich zu Vansen, den er bei einer Flasche Wein und bei guter Laune antraf. „Jetzt will ich Euch meine Antwort bringen", sagte Franz, „aber Ihr müßt mir mit Geduld zuhören." Er erzählte hierauf die Geschichte seines Freundes und sprach von der gegenseitigen Liebe der beiden jungen Leute. „Ihr wolltet mir", schloß er, „als einem armen Menschen, der nicht mehr als dieser Schmied besitzt, Eure Tochter geben, Ihr wolltet auf meine Zurückkunft warten, nun, so tut es mit diesem, um das Glück Eurer einzigen Tochter zu begründen; sie ist jung, ich versichere Euch, Messys ist in wenigen Jahren ein guter Maler, der Euch Ehre macht, und so sind alle Eure Wünsche erfüllt."

„Und Ihr seid überzeugt, daß er mit der Zeit gut malt?" fragte Vansen.

„Gewiß", sagte Sternbald, „seht nur diese Zeich-

nungen, die wahrlich einen guten Schüler verra
ten."

Er zeigte ihm hierauf einige Bilder, die er vo
Messys' Hand mitgebracht hatte, und Vansen be
trachtete sie lange mit prüfenden Blicken; doch schie
er endlich mit ihnen zufrieden zu sein. „Ihr seid ei
braver junger Mensch", rief er aus, „Ihr könnte
mich zu allem bewegen, es ist viel, daß Ihr so un
eigennützig seid. So geht also zu dem armen Teufe
und grüßt ihn von mir, sagt, er soll nur gesund wer
den, und wir wollen dann weiter miteinander spre
chen."

Franz sprang auf. Im Vorsaal begegnete ihm Sara,
der er mit wenigen Worten alles erzählte; dann eilte
er zu Messys. „Seid getrost", rief er aus, „alles ist
gut, der Vater bewilligt Euch die Tochter, wenn Ih
Euch auf die Malerei legt. Darum werdet gesund,
damit Ihr ihn selber besuchen könnt."

Der Kranke wußte nicht, ob er recht höre und
sehe. Franz mußte ihm die Versicherung öfters wie-
derholen. Als er sich endlich überzeugte, sprang er
auf und kleidete sich schnell an. Dann sprang und
tanzte er in der Stube herum, wobei er alte nieder-
ländische Bauernlieder sang, umarmte bald und
küßte Sternbald, dann weinte er wieder und trieb
ein seltsames Spiel mit seiner Freude, das den jun-
gen Maler innig bewegte. Sie machten sich hierauf
auf den Weg nach Vansens Hause. Auf der Straße
taumelte der Kranke, als ihn die ungewohnte freie
Luft umfing; Franz unterstützte ihn, und so kamen
sie hin. Das erste, was sie im Hause sahen, war Sara,
und Messys gebärdete sich wie ein Verrückter; sie
schrie laut auf, da sie ihn so unvermutet und so blaß
sah. Sie kamen in des Vaters Zimmer, der sehr
freundlich war. Messys war gegen diesen verlegen
und blöde. „Ihr liebt meine Tochter", sagte der

Kaufmann, „und Ihr versprecht, Euch auf die Malerei zu legen, so daß Ihr Euch in einigen Jahren als ein geschickter Mann zeigen könnt; unter dieser Bedingung verspreche ich sie Euch, aber dazu müßt Ihr reisen und trefflich studieren, ich will Euch zu diesem Endzweck auf alle Weise unterstützen. Vor allen Dingen müßt Ihr suchen gesund zu werden."

Die beiden Liebenden kamen hierauf in Gegenwart ihres Vaters zusammen und fühlten sich unaussprechlich glücklich. Messys mußte eine bessere Wohnung beziehen und nach einigen Tagen war er fast ganz hergestellt. Er wußte nicht, wie er unserm Freunde genug danken sollte.

Es waren jetzt die letzten Tage des Februars, und die erste Sonnenwärme brach durch die neblichte Luft. Franz und Rudolf machten sich auf die Reise. Ehe sie Antwerpen verließen, erhielt Franz von Vansen ein ansehnliches Geschenk; der Kaufmann liebte den jungen Maler zärtlich. Sternbald und Florestan hatten jetzt schon die Tore der Stadt weit hinter sich, sie hörten die Glocken aus der Ferne schlagen, und Rudolf sang mit lauter Stimme:

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt:
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,

23 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 103: *Zuversicht.*

Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern',
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und such es nur,
Der Abend kömmt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jeglich Herz bekömmt das Sein',
Wenn es nur emsig sucht.

Ende des ersten Teils

Nachschrift an den Leser

Dieses Buch sollte erst unter dem Namen des Verfassers der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders erscheinen: daher muß sich der Leser den Ton in manchen Stellen dieses Teils erklären. Die meisten Gespräche, die ich seit mehreren Jahren mit meinem nun verstorbenen Freunde Wackenroder führte, betrafen die Kunst; wir waren in unsern Empfindungen einig und wurden nicht müde, unsre Gedanken darüber gegenseitig zu wiederholen. Er war besonders gegen die zergliedernde Kritik, die dem verehrenden Enthusiasmus entgegensteht, und aus unsern Gesprächen über die Ansicht der Kunst und der Künstler entstanden die Herzensergießungen des Klosterbruders, die 1797 herauskamen. Mein Freund suchte in diesem Buche unsre Gedanken und seine innige Kunstliebe niederzulegen, er wählte absichtlich diese Maske eines religiösen Geistlichen, um sein frommes Gemüt, seine andächtige Liebe zur Kunst freier ausdrücken zu können; der Vortrag in den meisten Aufsätzen gehört ganz ihm. Von meiner Hand ist die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, S. 23, Ein Brief des Malers Antonio und die Antwort, S. 52, Brief eines jungen deutschen Malers, S. 179, und die Bildnisse der Maler, S. 194. Nach jenem Buche hatten wir uns vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben, und so entstand der Plan zu gegenwärti-

1 ff. Vgl. zu dieser Nachschrift: Anhang S. 487 f., 501, 502.
25 f. Brief eines jungen deutschen Malers: Vgl. Anhang S. 488 ff.

gem Roman. In einem gewissen Sinne gehört mei
nem Freunde ein Teil des Werks, ob ihn gleich sein
Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbei
ten, die er übernommen hatte. Der Leser verlier
gewiß viel dabei, daß ich es ohne seine Beihülfe z
Ende führen muß.

Zweiter Teil

ERSTES BUCH

Erstes Kapitel

In einem alten Buche, das in meiner Sammlung sich befindet, habe ich immer folgende Stelle mit vorzüglichem Wohlgefallen gelesen:

O Jugend! du lieber Frühling, der du so sonnenbeschienen vorn im Anfange des Lebens liegst! wo mit zarten Äugelein die Blumen umher, des Waldes neugrüne Blätter, wie mit fröhlicher Stimme dir winken, dir zujauchzen! du bist das Paradies, das jeder der spätgebornen Menschen betritt und das für jeden immer wieder von neuem verloren geht.

Gefilde voll Seligkeit! überhangend von Blüten, durchirrt von Tönen! Sehnsucht weht und spielt in deinen süßen Hainen. Vergangenheit so golden, Zukunft so wunderbar: wie mit dem Sirenengesange der Nachtigall lockt es von dorther; mondliche Schimmer breiten sich auf dem Wege aus, liebliche Düfte ziehen aus dem Tal herauf, vom Berge nieder den Silberquell. O Jüngling, in dir glänzt Morgenröte, sie rückt mit ihren Strahlen und wundergläzenden Wolkenbildern herauf: dann folgt der Tag, bis auf die Spur sogar verfließt die heimliche Sehnsucht; alle Liebesengel ziehen fort, und du bist mit dir allein. War alles nur Dunst und bunter Schatten, wornach du brünstig die Arme strecktest? –

Aus Wolken winken Hände,
An jedem Finger rote Rosen,
Sie winken dir mit schmeichlerischem Kosen,
Du stehst und fragst: wohin der Weg sich wende?

3 ff. Das Folgende stammt natürlich von Tieck selbst.
27 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 105: *Frühling und Leben.*

Da singen alle Frühlingslüfte,
Da duften und klingen die Blumendüfte,
Lieblich Rauschen geht das Tal entlang:
„Sei mutig, nicht bang!

Siehst du des Mondes Schimmer,
Der Quellen hüpfendes Geflimmer?
In Wolken hoch die goldnen Hügel,
Der Morgenröte himmelbreite Flügel?

Dir entgegen ziehn so Glück als Liebe,
Dich als Beute mit goldenen Netzen zu fahn,
So leise lieblich, daß keine Ausflucht bliebe,
Umzingeln sie dich, bald ist's um dich getan."

– Was will das Glück mit mir beginnen?
O Frühlingsnachtigall, singst du drein?
Schon dringt die sehnende Lieb' auf mich ein,
Wie Mondglanz webt's um meine Sinnen. –

Wie bang ist mir's, gefangen mich zu geben,
Sie nahn, die Scharen der Wonne, mit Heeresmacht!
Verloren, verträumt ist das fliehende Leben,
Schon rüstet sich Lieb' und Glück zur Schlacht.

Der Kampf ist begonnen,
Ich fühle die Wonnen
Durchströmen die Brust:
Oh, sel'ge Gefilde,
Ich komme, wie milde
Erquickt und ermattet des Lebens Lust.

Es winket vom Himmel
Der Freuden Gewimmel
Und lagert sich hier:

10. fahn: fahen, veraltet für: fangen.

Im Boden, ich fühle
Der Freuden Gewühle,
Sie streben und drängen entgegen mir.

Der Quellen Getöne,
Der Blümelein Schöne,
Ihr lieblicher Blick,
Sie winken so eigen,
Ich deute das Schweigen:
Sie wünschen mir alle zum Leben Glück. – –

Nun geht das Kind auf grünen Wegen
Den goldglänzenden Strahlen entgegen,
Im bangen Harren geht es weit,
Es klopft das Herz, es flieht die Zeit.

Es ist, als wenn die Quellen schwiegen,
Ihm dünkt, als dunkle Schatten stiegen,
Und löschten des Waldes grüne Flammen,
Es falten die Blumen den Putz zusammen.

Die freundlichen Blüten sind nun fort,
Und Früchte stehn an selbigem Ort;
Die Nachtigall versteckt die Gesänge im Wald,
Nur Echo durch die Einsamkeit schallt.

„Morgenröte, bist du nach Haus gegangen?"
Ruft das Kind und streckt die Händ' und weint;
„O komm, ich bin erlöst vom Bangen,
Du wolltest mich mit goldnen Netzen fangen,
Du hast es gewiß nicht böse gemeint.

Ich will mich gerne drein ergeben,
Es kann und soll nicht anders sein:
Ich opfre dir mein junges Leben,
Oh, komm zurück, du Himmelsschein!"

Aber hoch und höher steigt das Licht
Und bescheint das tränende Gesicht;
Die Nachtigall flieht waldwärts weiter,
Quell wird zum Fluß und immer breiter.

„Ach, und ich kann nicht hinüberfliegen!
Was mich erst lockt, ist nun so weit,
Der Morgenglanz, die Töne müssen jenseits liegen,
Ich stehe hier und fühle nur mein Leid."

– Die Nachtigall singet aus weiter Fern':
„Wir locken, damit du lebest gern,
Daß du dich nach uns sehnst und immer matter sehnst
Ist, was du töricht dein Leben wähnst." – – –

Ich wähle dieses alte, kindlich redende Lied zur
Eingange dieses dritten Buchs meiner Geschichte. De
unbekannte Verfasser beweint in diesen Worten sein
weit entflohene Jugend, und seine Erinnerungen le-
gen sich als Töne und sanfte Bilder vor ihm hin, die
auch mich wieder ansprechen, und jeden, der diese
Stelle liest. – Wie viele Zeit ist indes verflossen! Es
mag kommen, daß nach langer Zeit jemand, den ich
nicht kenne, dieses Buch aufschlägt und von diesen
Worten gerührt wird. Gibt es denn nun, geliebter
Leser, nicht eine ewige Jugend? Indem du dich der
Vergangenheit erinnerst, ist sie nicht vergangen:
deine Ahndung des Künftigen macht die Zukunft
zur Gegenwart, die Verwandelung der Natur außer
dir ist nur scheinbar; wie fliegende Wolken umhüllt
die Wirklichkeit die innere Sonne. Sonnenblicke
wechseln mit Schatten; in ewiger Erneuerung gibt
es kein Alter.

Darum fahre ich in meiner Geschichte fort. Laß

23. Vgl. Schleiermachers Gedanken über die ewige Jugend in
seinen *Monologen* (1800).

die vorige Zeit in dein Gemüt zurückkommen und glaube, daß die Geister der großen Künstler, die damals lebten, dich umgeben und kennen, wie ich es glaube. Dann wirst du an jenen Gestalten Ergötzen finden, die ich dir vorüberführe.

Franz Sternbald und sein Freund Rudolf Florestan durchwanderten jetzt den Elsaß. Es war die Zeit im Jahre, wenn der Frühling in den Baumknospen schläft und die Vögel ihn in den unbelaubten Zweigen aufwecken wollen. Die Sonne schien blaß und gleichsam blöde auf die warme, dampfende Erde hernieder, die das erste neue Gras aus ihrem Schoße gebar. Sternbald erinnerte sich der Zeit, als er zuerst seine Pflegeeltern verließ, um bei Albrecht Dürer in Nürnberg zu lernen, gerade in solchem Wetter hatte er sein friedliches Dorf verlassen. Sie gingen, indem Rudolf fröhliche Geschichten erzählte, durch die schöne Gegend. Straßburg lag hinter ihnen, noch sahen sie den erhabenen Münster; in der nächsten Stadt wollten sie einen Mann erwarten, der auf der Rückreise von Italien begriffen war.

In Straßburg hatte Franz seinem Sebastian folgenden Brief geschrieben:

„Jetzt, lieber Sebastian, ist mir sehr wohl, und Du wirst Dich darüber freuen. Meine Seele ergreift das Ferne und Nahe, die Gegenwart und Vergangenheit mit gleicher Liebe, und alle Empfindungen trage ich sorglich zu meiner Kunst hinüber. Warum quäle ich mich ab, da ich mich doch am Ende überzeugen muß, daß jeder nur das leisten wird, was er leisten kann? Wie kurz ist das Leben, und warum wollen wir es mit unsern Beängstigungen noch mehr verkürzen? Jeder Künstlergeist muß sich ohne Druck und äußern Zwang wie ein edler Baum mit seinen mancherlei Zweigen und Ästen ausbreiten; er strebt von selbst durch eigne Kraft nach den Wolken zu,

und ohne seine Mitwirkung erzeugt sich die erhabene Pflanze, sei es Eiche, Buche oder Zypresse Myrte oder Rosengesträuch, je nachdem der Keim beschaffen war, aus dem sie zuerst in die Höhe sproßte. So musiziert jedes Vögelein seine eigentümlichen Lieder. Freilich will es unter ihnen auch jezuweilen einer dem andern nach- und zuvortun; abe sie verfehlen doch nie so sehr ihren Weg, wie es den Menschen nur gar zu oft geschieht.

So will ich mich denn der Zeit und mir selbe überlassen. Soll ein Künstler, kann ein edler Male aus mir werden, so geschieht es gewiß; mein Freun Rudolf lacht täglich über meine unschlüssige Ängstlichkeit, die sich auch nach und nach verliert. In reinen Sinne spiegeln sich alle Empfindungen un lassen nachher eine Spur zurück, und selbst was da Gemüt nicht aufbewahrt, nährt heimlicherweise der Sinn der Kunst und ist nicht verloren. Das tröste mich und hemmt die Beklemmungen, die mich sonst nur gar zu oft überwältigten.

Auf eine fast magische Weise, zauberisch oder himmlisch (denn ich weiß nicht, wie ich es nennen soll), ist meine Phantasie mit dem Engelsbilde angefüllt, von dem ich Dir schon so oft gesprochen habe. Es ist wunderbar. Die Gestalt, die Blicke, der Zug des Mundes, alles steht deutlich vor mir und doch wieder nicht deutlich, denn es dämmert dann wie eine ungewisse, vorüberschwebende Erscheinung vor meiner Seele, daß ich es festhalten möchte und Sinnen und Erinnerung brünstig ausstrecke, um es wirklich und wahrlich zu gewahren und zu meinem Eigentum zu machen. So ist es mir oft seitdem gegangen, wenn ich die Schönheit einer Landschaft so recht innigst empfinden wollte, oder die Größe eines Gedankens, oder den Glauben an Gott. Es kömmt und geht; bald Dämmerung, bald Mondschein, nur auf

Augenblicke wie helles Tageslicht. Der Geist ist in ewiger Arbeit, im rastlosen Streben, sich aus den Ketten aufzurichten, die ihn im Körper zu Boden halten.

O mein Sebastian! wie wohl ist mir, und wie lieblich fühl ich in mir die Regung der Lebenskraft und die heitere Jugend! Es ist herrlich, was mir die Rheinufer, die Berge und die wunderbaren Krümmungen des Gewässers verkündigt haben. Von dem großen Münster will ich Dir ein andermal reden, ich bin zu voll davon.

In Straßburg habe ich für einen reichen Mann eine Heilige Familie gemalt. Es war das erstemal, daß ich meinen Kräften in allen Stunden vertraute und mich begeistert und doch ruhig fühlte. In der Madonna habe ich gesucht, die Gestalt hinzuzeichnen, die mein Inneres erleuchtet, die geistige Flamme, bei der ich mich selbst sehe, und alles, was in mir ist, und durch die alles von dem lieblichen Widerscheine verschönt und strahlend ist. Es war beim Malen unaufhörlich derselbe Kampf zwischen Deutlichkeit und Ungewißheit in mir, und darüber ist es mir vielleicht nur gelungen. Die Gestalten, die wir wahrhaft anschauen, sind eben dadurch in uns schon zu irdisch und wirklich, sie tragen zu viele Merkmale an sich und vergegenwärtigen sich darum zu körperlich. Geht man aber im Gegenteil aufs Erfinden aus, so bleiben die Gebilde gewöhnlich luftig und allgemein und wagen sich nicht aus ihrer ungewissen Ferne heraus. Es kann sein, daß diese meine Geliebte (denn warum soll ich sie nicht so nennen?) so das Ideal ist, nach dem die großen Meister gestrebt haben und von dem in der Kunst so viel die Rede ist. Ja, ich sage sogar, Sebastian, daß sie es sein muß und daß diese Unbekanntschaft, dies Fernsein von ihr, dies Streben meines Geistes, sie gegenwärtig

zu machen und zu besitzen, meine Begeisterung war
als ich das Bild malte. Darum gab ich es auch so ur
gern aus meinen Händen, und seitdem ist mein
Phantasie noch ungewisser; denn manchmal steh
nur die gemalte Madonna vor meinen Augen, un
ich denke dann, genau so müsse die Unbekannte g
staltet sein. Wenn ich sie einst finden sollte, würd
dann vielleicht mein Künstlertalent seine Endscha
erreicht haben? – Nein, ich will es nicht glauben.

Festen Muts wie ein Eroberer will ich in das Ge
biet der Kunst vorrücken; ich fühle es ja, wie mei
Herz für das Edle und Schöne entzückt ist, es i
also mein Gebiet, mein Eigentum, ich darf dari
schalten und mich einheimisch fühlen.

Wirf mir nicht Stolz vor, Sebastian; denn D
tätest mir Unrecht. Ich bin und bleibe, wie ich wa
Der Himmel schenke Dir Gesundheit."

Nach einigen Tagen waren die Wälder, Felde
und Berge grün geworden, und die Obstbäume blüh-
ten, der Himmel war heiter und blau, sanfte Früh-
lingslüfte spielten zum erstenmal durch den Sonnen-
schein und über die fröhliche Natur hin. Sternbald
und Rudolf waren entzückt, als sie von einem Hü-
gel hinab in die überschwengliche Pracht hinein-
schauten. Das Herz ward ihnen groß, und sie fühl-
ten sich beide neugeboren, von Himmel und Erde
mit Liebe magnetisch angezogen.

„Oh, mein Freund!" rief Sternbald aus, „wie lieb-
reizend hat sich der Frühling so plötzlich aufge-
schlossen! Wie ein melodischer Gesang, wie ange
schlagene Harfensaiten sind diese Blüten, diese Blätter
herausgequollen und strecken sich nun der liebko-
senden, warmen Luft entgegen. Der Winter ist fort,
wie eine Verfinsterung, die ein Sonnenblick von de
Natur hinweggehoben. Sieh, alles keimt und sproßt

und blüht, die kleinsten Blumen, unbemerkte Kräuter drängen sich hinzu; alle Vögel singen und jauchzen und flattern umher, in fröhlicher Ungeduld ist die ganze Schöpfung in Bewegung, und wir sitzen hier als Kinder und fühlen uns dem großen Herzen der mütterlichen Natur am nächsten."

Rudolf nahm seine Flöte und blies ein lustiges Lied. Es schallte fröhlich den Berg hinunter, und Lämmer im Tal fingen an zu tanzen.

„Wenn nur der Frühling nicht so schnell vorüberginge!" sagte Rudolf; „er ist eine Morgenbegeisterung, die die Natur selbst nicht lange aushält."

„Oder daß es uns nur gegeben wäre", sagte Sternbald, „diese Fülle, diese Allmacht der Lieblichkeit in uns zu saugen und im hellsten Bewußtsein diese Schätze aufzusparen. Ich wünsche nichts mehr, als daß ich in Tönen und Gesängen den übrigen Menschen diese Gefühle geben könnte; daß ich unter Musik und Frühlingswehen dichtete und die höchsten Lieder sänge, die der Geist des Menschen bisher noch ausgeströmt hat. Ich fühle es jedesmal, wie Musik die Seele erhebt und die jauchzenden Klänge wie Engel mit himmlischer Unschuld alle irdischen Begierden und Wünsche fern abhalten. Wenn man ein Fegfeuer glauben will, wo die Seele durch Schmerzen geläutert und gereinigt wird, so ist im Gegenteil die Musik ein Vorhimmel, wo diese Läuterung durch wehmütige Wonne geschieht." – „Das ist", sagte Rudolf, „wie du die Musik empfindest; aber gewiß werden wenige Menschen darin mit dir übereinstimmen."

„Davon kann ich mich nicht überzeugen", rief Franz aus. „Nein, Rudolf, sieh alle lebendige Wesen, wie die Töne der Harfe, der Flöte und jedes angeschlagenen Instruments sie ernst machen: selbst die Gesänge, die den Fuß mit lebendiger Kraft zum

Tanz ermuntern, gießen eine schmachtende Sehnsucht, eine unbekannte Wehmut in das Gemüt. Der Jüngling und das Mädchen mischt sich dann in den Reigen; aber sie suchen mit den Gedanken jenseits dem Tanze einen andern, geistigern Genuß."

„O über die Einbildungen!" sagte Rudolf lachend, „eine augenblickliche Stimmung in dir trägst du in die übrigen Menschen hinüber. Wer denkt beim Tanze etwas anders, als daß er den Reigen durchführt, daß er sich im hüpfenden Schwarm auf eine lebendige Art ergötzt und in diesem fröhlichen Augenblick Vergangenheit und Zukunft durchaus vergißt. Der Tänzer sieht nach dem blühenden Mädchen, sie nach ihm; ihre Augen begegnen sich glänzend, und wenn sie eine Sehnsucht empfinden, so ist es gewiß eine ganz andre, als du geschildert hast."

„Du bist zu leichtsinnig", antwortete Franz, „es ist nicht das erstemal, daß ich es bemerke, wie du dir vorsätzlich das schönere Gefühl ableugnest, um einer sinnlichern Schwärmerei nachzuhängen."

„Nur nicht wieder diese grellen Unterschiede!" rief Rudolf aus; „denn das ist der ewige Punkt unsres Streites."

„Aber ich verstehe dich nicht."

„Mag sein!" schloß Florestan, „das Gespräch darüber ist mir jetzt zu umständlich; wir reden wohl ein andermal davon."

Franz war ein wenig auf seinen Freund erzürnt; denn es war nicht das erstemal, daß sie so miteinander stritten. Florestan betrachtete alle Gegenstände leichter und sinnlicher; es war oft dieselbe Empfindung, die Franz nur mit andern Worten ausdrückte; es fügte sich wohl, daß Sternbald nach einiger Zeit denselben Gedanken äußerte, oft kam auch Rudolf später zu dem Gefühl, dem er kurz vorher

an seinem Freunde widersprochen hatte. Wenn die Menschen Meinungen wechseln, so entsteht nur gar zu oft ein blindes Spiel des Zufalls daraus, aus dem Wunsche, sich mitzuteilen, entsteht die Sucht zu streiten, und wir widersprechen oft, statt uns zu bemühen, die Worte des andern zu verstehen.

Nachdem Franz eine Weile geschwiegen hatte, fuhr er fort: „Oh, mein Florestan, was ich mir wünsche, in meinem eigentümlichen Handwerke das auszudrücken, was mir jetzt Geist und Herz bewegt, diese Fülle der Anmut, diese ruhige, scherzende Heiterkeit, die mich umgibt. Malen möchte ich es, wie in dem Luftraume sich edle Geister bewegen und durch den Frühling schreiten, so daß aus dem Bilde ein ewiger Frühling mit unverwelklichen Blüten prangte, der jedem Auge auch nach meinem Tode neu aufginge und den freundlichen Willkommen entgegenbrächte. Meinst du nicht, daß es dem großen Künstler möglich sei, in einem Historiengemälde oder auch auf andre Weise einem fremden Herzen das deutlich hinzugeben, was wir jetzt empfinden?"

„Ich glaube es wohl", antwortete Florestan, „und vielleicht gelingt es manchem, ohne daß er es sich gerade vorsetzt. Geh nach Rom, mein Freund, und dieser ewige Frühling, nach dem du dich sehnst, blüht dort in dem Hause des Agostins Ghigi. Der göttliche Raffael hat ihn dort hingezaubert, und man nennt diese Bilder gewöhnlich die Geschichte des Amor und der Psyche. Diese Luftgestalten schweben dort, vom blauen Äther umgeben und bedeutungsvoll von großen frischen Blumenkränzen statt der Rahmen eingeschränkt und abgesondert. – Wenn

26 ff. Die von Baldassare Peruzzi für Agostino Chigi um 1510 erbaute Villa Farnesina war mit Fresken von Raffael und seinen Schülern ausgestattet, u. a.: Triumph der Galatea, Geschichte von Amor und Psyche. Vgl. die Tafeln 7 und 8.

du diese Bildungen mit dem Auge durchwanders
so wird es dir vielleicht so sein, wie mir immer b
ihrer Betrachtung gewesen ist. Die Geschichte selb
ist so lieblich und zart, ein Bild der ewigen Jugen
von dem Jünglingsgeiste, dem prophetischen Sar
zius, in seiner schönen Entzückung hingemalt, d
Verkündigung der Liebe und der Blumenschönhei
des erhabenen Reizes. Alles ist, um mich so auszu
drücken, eine poetische Offenbarung über die Natu
der Lieblichkeit, und sie ist dem Menschenherze
vertraulich nahegerückt. Wie wenn der Frühling i
seiner höchsten Blüte steht, so schließt die Geschich
in diesen Bildern mit der hohen Pracht der Götte
versammlung, wo im schönsten Leben alle einzelne
Gestalten vereinigt sind und die Seligkeit des Olym
pus den sterblichen Augen enthüllen. Gedulde dic
mein Franz, bis du in Rom bist."

„Ach, Raffael!" sagte Franz Sternbald, „wievie
hab ich nun schon von dir reden hören; wenn ich
dich doch noch im Leben anträfe!"

„Ich will dir noch ein Lied vom Frühling
singen", sagte Rudolf.

Sie standen beide auf, und Florestan sang. E
präludierte auf seiner Flöte, und zwischen jede
Strophe spielte er einige Töne, die sich wunderba
zum Liede paßten und es dem Hörer gleichsam er
läuterten.

„Vöglein kommen hergezogen,
Setzen sich auf dürre Äste: –
‚Weit, ach weit sind wir geflogen,
Angelockt vom Frühlingsweste.'

Also klagen sie, die Kleinen:
‚Schmetterlinge schwärmen schon,

28 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 108: *Frühlings- und Sommerlu*

Bienen sumsen ihren Ton,
Suchen Honig, finden keinen.

Frühling! Frühling! komm hervor!
Höre doch auf unsre Lieder,
Gib uns unsre Blätter wieder,
Horch, wir singen dir ins Ohr.

Kömmt noch nicht das grüne Laub?
Laß die kleinen Blätter spielen,
Daß sie warme Sonne fühlen,
Keines wird dem Frost zu Raub.'

‚Was singt so lieblich leise?'
Spricht drauf die Frühlingswelt:
‚Es ist die alte Weise,
Sie kommen von der Reise,
Keine Furcht mich rückwärts hält.'

Auf tun sich grüne Äugelein,
Die Knospen sich erschließen,
Die Vögelein zu grüßen,
Zu kosten den Sonnenschein.

Durch alle Bäume geht der Waldgeist
Und sumst: ‚Auf, Kinder! der Frühling ist da;
Storch, Schwalbe, die ich schon oftmals sah,
Auch Lerch' und Grasmück' ist hergereist.

Streckt ihnen die grünen Arm' entgegen,
Laßt sie wohnen wie immer im schattigen Zelt,
Daß sie von Zweig zu Zweig sich regen,
Und jubeln und singen in frischer Welt.'

Nun regt sich's und rauscht in allen Zweigen,
Alle Quellen mit neuem Leben spielen,

In den Ästen Lust und Kraft und Wühlen,
Jeder Baum will sich vor dem andern zeigen.

Nun rauscht's, und alle stehn in grüner Pracht,
Die Abendwolken über Wäldern ziehn
Und schöner durch die Wipfel glühn,
Der grüne Hain von goldnem Feuer angefacht.

Gebiert das Tal die Blumen an das Licht,
Die die holde Liebe der Welt verkünden,
Es lächelt und winkt in stillen Gründen
Des sanften Veilchens Angesicht,
Das sinnige Vergißmeinnicht.

Sie sind die Winke, die süßen Blicke,
Die dem Geliebten das Mädchen reicht,
Vorboten vom zukünft'gen Glücke,
Ein Auge, das schmachtend entgegenneigt.

Sie bücken sich mit schalkhaftem Sinn
Und grüßen, wer vorübergeht,
Wer ihren sanften Blick verschmäht,
Dem reichen sie die weißen Finger hin.

Doch nun erscheint des Frühlings Frühlingszeit,
Wenn Liebe Gegenliebe findet
Und sich zu einer Lieb' entzündet,
Dann glänzt die Pracht der Blumen hell und weit

Die Rosen nun am Stock ins Leben kommen
Und brechen hervor mit liebreizendem Prangen,
Die süße Röte ist aufgeglommen,
Daß sie, vereinter Schmuck, dicht aneinander hangen
Dann ist des Frühlings Frühlingszeit,
Mit Küssen, mit Liebesküssen der Busch bestreut.

Rose, süße Blüte, der Blumen Blum',
Der Kuß ist auf deinen Lippen gemalt,

O Ros', auf deinem Munde strahlt
Der küssenden Lieb' Andacht und Heiligtum.

Höher kann das Jahr sich nicht erschwingen,
Schöner als Rose der Frühling nichts bringen,
Nun läßt Nacht'gall Sehnsuchtslieder klingen.
Bei Tage singt das ganze Vögelchor,
Bei Nacht schwillt ihr Gesang hervor.
Und wenn Rose, süß' Rose die Blätter neigt,
Dem Sommer wohl das Vögelchor weicht,
Nachtigall mit allen Tönen schweigt.
Die Küsse sind im Tal verblüht,
Dichtkunst nicht mehr durch Zweige zieht."

Zweites Kapitel

Noch im Felde begegnete ihnen der Mann, den sie in der nächsten Stadt hatten aufsuchen wollen; sie fingen zufälligerweise ein Gespräch an und erkannten sich dadurch. Der Mann nannte sich Bolz und war ein Bildhauer, der jetzt nach Nürnberg, seinem Wohnorte, reiste. Er kam aus Italien zurück und hatte einen Gefährten bei sich, der wie ein Mönch gekleidet war.

Franz war erfreut, wieder jemand vor sich zu sehn, der bald seine liebe Vaterstadt erblicken, der seinen Dürer sprechen sollte; er ging daher dem Fremden mit aufrichtiger Freude und Freundschaft entgegen. Bolz und der Mönch schienen auf Sternbald nicht sonderliche Rücksicht zu nehmen.

Man unterhielt sich von der Kunst, und Franz fragte begierig: „Was macht der edle Raffael von Urbin? Habt Ihr ihn noch gesehn?"

Der Mönch nahm das Wort. „Nein", sagte er,

„leider hat diese schönste Zier der edlen Malerkuns
die Erde verlassen; er ist im vorigen Jahre gestor
ben. Mit ihm ist vielleicht die Kunst aus Italie
entwichen."

„Wie Ihr da sprecht!" rief der Bildhauer Bol
„und was wäre dann der unsterbliche Michel Angel
der die höchste Höhe der Kunst erreicht hat, di
Raffael niemals gekannt hat? Der uns gezeigt ha
was erhabener Reiz sei, und die Ideale der Alte
mit dem genauen Studium der wirklichen Natu
verbunden? Dieser lebt noch, mein junger Freun
und er steht lächelnd am Ziele der Skulptur un
Malerei, als ein hoher Genius, der jedem Schüle
sein Streben andeutet und erleichtert."

„So ist mir dieser Wunsch meines Herzens ver
sagt?" sagte Franz, „den Mann zu sehn, der ei
Freund meines Dürer war, den Dürer so bewun
derte?"

„Nun freilich", rief Bolz aus, „der alte, guther
zige Dürer hat ihn auch wohl bewundern dürfen,
und für ihn ist freilich Raffael noch viel zu gut. Er
ist aber auch nicht imstande, etwas von Agnolos
Größe zu verstehn, wenn er ein Kunstwerk von
diesem erhalten sollte."

„Erlaubt", sagte Florestan, „ich bin kein Kenner
der Kunst; aber doch habe ich von Tausenden ge-
hört, daß Raffael das Kleinod dieser Erde zu nen-
nen sei, und wahrlich! wenn ich meinen Augen und
meinem Gefühle trauen darf, so leuchtet eine erha-
bene Göttlichkeit aus seinen Werken."

„Und wie Ihr alle von Dürer sprecht!" sagte Franz,

2. Raffael starb am 6. April 1520 in Rom.

6. Michelangelo Buonarotti (1475–1564), von den Romanti
kern wiederentdeckt; vgl. Wackenroders *Die Größe des Michel
Angelo Buonarotti* (in *Herzensergießungen*) und Tiecks *Das
jüngste Gericht, von Michael Angelo* (in *Phantasieen*).

„wahrlich! er weiß wohl das Eigne und Große an fremden Werken zu schätzen, wie könnte er sonst selber ein so großer Künstler sein! Ihr liebt Euer deutsches Vaterland wenig, wenn Ihr von seinem ersten Künstler geringe denkt."

„Erzürnt Euch nicht", sagte der Mönch; „denn es ist seine rauhe, wilde Art, daß er alles übertreibt. Ihm dünkt nur das Große, Gigantische schön, und der Sinn für alles übrige scheint ihm versagt."

„Nun, was ist es denn auch mit Deutschland und mit unsrer einheimischen Kunst?" rief Bolz ergrimmt aus. „Wie armselig und handwerksmäßig wird sie ausgeübt und geschätzt! Noch kein wahrer Künstlergeist hat diesen unfruchtbaren deutschen Boden, diesen trüben Himmel besucht. Was soll auch die Kunst hier? Unter diesen kalten, gefühllosen Menschen, die sie in dürftiger Häuslichkeit kaum als Zierat achten? Darum strebt auch keiner von den sogenannten Künstlern, das Höchste und Vollkommenste zu erreichen, sondern sie begnügen sich, der kalten, dürftigen Natur nahezukommen, ihr hin und wieder einen Zug außer dem Zusammenhange abzulauschen, und glauben dann, wenn sie ihr Machwerk in kahler Unbedeutsamkeit stehen lassen, was Rechtes getan zu haben. So ist Euer gepriesener Albert Dürer, Euer Lukas von Leyden, Schoorel, obgleich er in Italien gewesen ist, ja kaum der Schweizer Holbein verdient zu den Malern gezählt zu werden."

„Ihr kennt sie nicht", rief Franz unwillig aus, „oder verkennt sie mit Vorsatz. Soll denn ein Mann allein die Kunst und alle Trefflichkeit erschöpft und beendigt haben, so daß mit ihm, nach ihm kein andrer nach dem Kranze greifen darf? Wie beengt und

26. Schoorel: Jan von Scorel (1495–1562), Schüler von Mabuse (Jan Gossaert) und Dürer.
27. Hans Holbein d. J. (1497–1543).

klein müßte dann das himmlische Gebiet sein, wen
es ein einziger Geist durchschwärmte und wie ei
Herkules an den Grenzen seine Säulen setzte, ur
der Nachwelt zu sagen, wie weit sie gehen könn
Mir scheint es Barbarei und Hartherzigkeit, En
würdigung des Künstlers selbst, den ich vergötter
möchte, wenn ich ihm ausschließlich alle Kunst be
legen will. Bisher scheint mir Dürer der erste Mal
der Welt; aber ich kann es mir vorstellen, und e
hat es selbst oft genug gesagt, wie viele Herrlich
keiten es außerdem noch gibt. Michael Angelo i
wenig, wenn es nicht möglich sein darf, daß es au
jenseit seinem Wege Größe und Erhabenheit gibt.

„Kommt nur nach Italien", sagte Bolz, „und Ih
werdet anders sprechen."

„Nein, Augustin", fiel ihm der Mönch ein. „S
reich die Kunstwelt dort sein mag, so wird diese
junge Mann doch nachher schwerlich anders spre
chen. Ihr gefallt Euch in Euren Übertreibungen, i
Eurer erzwungenen Einseitigkeit und glaubt, daß
es keinen Enthusiasmus ohne Verfolgungsgeist ge
ben könne. Sternbald wird gewiß auch in Rom und
Florenz seinem Dürer getreu bleiben, und er wird
gewiß Angelos Erhabenheit und Raffaels reizende
Schöne mit gleicher Liebe umfassen."

„Und das soll er, das muß er!" rief Rudolf hier
mit einem Ungestüm aus, den man sonst nicht an
ihm sah. „Ihr, mein ungestümer Bruder Augustin,
oder wie Ihr Euch nennt, habt wenig Ehre davon,
daß Ihr solche Gesinnungen und Redensarten aus
dem lieblichen Italien mit Euch bringt; nach Nor
den, nach den Eisländern hättet Ihr reisen müssen.

3. Herkules (griech. Herakles) soll nach altgriechischer An
schauung an verschiedenen Randpunkten des Erdkreises, vor
allem an der Straße von Gibraltar, Säulen errichtet haben.
10. Vgl. S. 121 f.

Ihr sprecht von deutscher Barbarei und fühlt nicht, daß Ihr selbst der größte Barbar seid. Was habt Ihr in Italien gemacht, und wo hat Euch das Herz gesessen, als Ihr im Vatikan vor Raffaels Unsterblichkeit standet?"

Alle mußten über den Ungestüm des Jünglings lachen, und er selbst lachte von Herzen mit, obgleich ihm eine Träne im Auge stand, die ihm seine begeisterte Rede hervorgebracht hatte. „Ich bin ein Römer", sagte er dann, „und ich gestehe, daß ich Rom unaussprechlich liebe; Raffael ist es besonders, der Rom ausgeschmückt hat, und seine hauptsächlichsten Gemälde befinden sich dort. Vergebt mir und sagt nun, was Ihr wollt; ich werde Euch gewiß nicht noch einmal so heftig widersprechen."

„So ist denn dieser Raffael gestorben!" fing Franz von neuem an, indem sie wieder friedlich über das Feld gingen. „Wie alt ist er denn geworden?"

„Gerade neununddreißig Jahre", sagte der Mönch. „Am Karfreitage, an diesem heiligen Tage ist er geboren, und an diesem merkwürdigen Geburtstage ist er auch wieder von der Erde hinweggegangen. Er war und blieb sein lebelang ein Jüngling, und aus allen seinen Werken spricht ein milder, kindlicher Geist. Sein letztes großes Gemälde war die Transfiguration, Christi Verklärung, worin er sich seine eigne Apotheose gemalt hat. Oben die Herrlichkeit des Erlösers, allgemeine Liebe in seinen Blikken, unter ihm der Glaube der Apostel, umgeben von dem übrigen Menschenleben, mit allem Elende, das darin einheimisch ist, Unglückliche, die dem Erlöser zur Heilung gebracht werden, und Zweifel, Hoffnung und Zutrauen in den Umstehenden. Raffaels Sarg stand in der Malerstube, und sein letztes

26. Vgl. Tafel 9.

vollendetes Gemälde daneben, seine eigne Verklä
rung. Der Finger ruhte nun auf immer, der dies
Bilder in Leben und Bewegung gezaubert hat; di
bunte freundliche Welt, die aus ihm hervorgegange
war, stand nun neben der blassen Leiche. Ganz Ror
war in Bewegung, und keiner von denen, die e
sahen, konnte sich der Tränen enthalten."

„Nein", rief Franz aus, „wer wollte sich der Trä
nen bei solchem Anblick enthalten? Was können wi
denn den großen Kunstgeistern zum Dank ander
widmen als unser volles, entzücktes Herz, unsre an
dächtige Verehrung? Für diese unbefangene, kind
liche Rührung, für diese völlige Hingebung unsre
eigentümlichen Selbsts, für diesen vollen Glaube
an ihre edle Trefflichkeit haben sie gearbeitet; die
ist ihr größter und ihr einziger Lohn. Kommen mi
doch jetzt die Tränen in die Augen, wenn ich m
den Abgeschiedenen da liegen denke, unter seine
Gemälden, seine letzte Schöpfung dicht neben ihm
die so kürzlich noch sein Kunstgeist belebte und be-
wegte. Oh, man sollte denken, alle jene lebendigen
Gestalten hätten sich verändern und nur Schmerz
und Verzweiflung über den entflohenen Raffael
äußern müssen."

Der Bildhauer sagte: „Nun, gewiß, Ihr habt eine
lebhafte Imagination; am Ende meint Ihr gar, sein
gemalter Christus hätte ihn wieder vom Tode er-
wecken können!"

„Und ist denn Raffael gestorben?" rief Sternbald
in seiner Begeisterung aus. „Wird Albrecht Dürer
jemals sterben? Nein, kein großer Künstler verläßt
uns ganz; er kann es nicht, sein Geist, seine Kunst
bleibt freundlich unter uns wohnen. Der Name der
Feldherren wird auch vom späten Enkel noch ge-
nannt; aber größern Triumph genießt der Künst-
ler, Raffael ruht neben seinen Kunstwerken glänzen-

der als der Sieger in seinen ehernen Grabmälern; denn er läßt die Bewegungen seines edlen Herzens, die großen Gedanken, die ihn begeisterten, in sichtbaren Bildungen, in lieblichen Klängen unter uns zurück, und jede Gestalt bietet schon jetzt dem noch ungebornen Enkel die Hand, um ihm zu bewillkommen; jedes Gemälde drückt den entzückten Beschauer an das Herz Raffaels, und er fühlt, wie ihn der Geist des Malers liebevoll umfängt und erwärmt, er glaubt den Atem wehen zu hören, die Stimme des Grußes zu vernehmen und ist durch diese Stunde für seine ganze Lebenszeit gestärkt."

Bolz sagte: „Ihr werdet Euer lebelang kein großer Maler werden; Ihr erhitzt Euch über alles ohne Not, und das wird Euch gerade von der Kunst abführen."

„Darin mögt Ihr nicht ganz Unrecht haben", sagte der Mönch. „Ich kenne in Italien einen alten Mann, der mir einmal seine Geschichte erzählte, die mir sehr merkwürdig dünkte. Aus dem ganzen erhellte, besonders nach der Meinung jenes Mannes, daß die Kunst einen ruhigen Geist fordre."

„Das ist wohl ausgemacht", fuhr Rudolf fort; „aber warum muß Euch ein alter Mann, den wir alle nicht kennen, gerade auf diesen Gedanken bringen, der doch so natürlich ist?"

„Er fiel mir nur dabei ein", sagte der Mönch, „weil seine Geschichte recht sehr sonderbar ist und weil der junge Maler dort ihm auf eine wunderbare Weise ähnlich sieht, so daß ich an jenen Alten denke, seitdem wir miteinander gegangen sind."

„Könnt Ihr uns nicht seine Geschichte erzählen?" fragte Franz.

Der Mönch wollte eben anfangen, als sie Jagd-

18. Sternbalds Vater. Vgl. S. 306, Anhang S. 453 und 501.

hörner und Hundegebell hörten. Ein Trupp Reute
jagte bei ihnen vorüber und in den benachbarte
Wald hinein. Die Berge gaben die Töne zurück, un
ein schönes musikalisches Gewirr lärmte durch d
einsame Gegend.

Bolz stand still und sagte: „Laßt um des Himme
willen Eure langweiligen Erzählungen; freut Euc
doch an diesem Konzerte, das, nach meinem Gefüh
jede Brust erregen müßte! Ich kenne nichts Schön
res als Jagdmusik, den Hörnerklang, den Widerha
im Walde, das wiederholte Gebell der Hunde un
das hetzende Hallo der Jäger. Als ich jetzt Italie
verließ, gelang es mir, bei Gelegenheit einer Jag
einem überaus reizenden Mädchen das Leben zu re
ten. Das, Herr Maler, war eine Szene, die der Da
stellung würdig war! Der grüne, dunkelschattig
Wald, das Getümmel der Jagd, ein blondes, g
ängstigtes Mädchen, die, vor Schreck halb ohnmäch
tig, einen Baum hinanklettern will, der Busen hal
frei, die langen Haare aufgelöst, Fuß und Bein von
der Stellung entblößt, ein Mann, der ihr Hülfe lei
stet. – Ich habe nie wieder so etwas Reizendes ge
sehn, und unter allen Menschen hat mir dies Mädchen
den Abschied aus Italien am meisten erschwert."

Franz dachte unwillkürlich an seine Unbekannte,
und der Mönch sagte: „Ich kann den Gegenstand so
besonders malerisch nicht finden; er ist alltäglich
und bedeutungslos."

„Nachdem ihn der Maler nehmen dürfte", fiel
Franz ein; „vielleicht ist kein einziger Gegenstand
ohne Interesse."

„Ihr könntet nun wohl Euer Gezänk abbrechen",
sagte Rudolf; „denn Ihr werdet nie über irgend et
was einig werden."

Sie waren einen Berg hinangestiegen und standen
nun ermüdet still. Indem sie sich an der Aussicht er

götzten, rief Franz aus: „Mich dünkt, ich sehe noch ganz in der Ferne den Münster!"

Sie sahen alle hin, und ein jeglicher glaubte, ihn zu entdecken. „Der Münster", sagte Bolz, „ist noch ein Werk, das den Deutschen Ehre macht!"

„Das aber doch gar nicht zu Euren Begriffen vom Idealischen und Erhabenen paßt", antwortete Franz.

„Was gehen mich meine Begriffe an?" sagte der Bildhauer; „ich knie in Gedanken vor dem Geiste nieder, der diesen allmächtigen Bau entwarf und ausführte. Wahrlich! es war ein ungemeiner Geist, der es wagte, diesen Baum mit Ästen, Zweigen und Blättern so hinzustellen, immer höher den Wolken mit seinen Felsmassen entgegenzugehn und ein Werk hinzuzaubern, das gleichsam ein Bild der Unendlichkeit ist."

Sternbald sagte: „Ich ärgere mich jetzt nicht mehr, wenn ich von diesem Riesengebäude verächtlich sprechen höre, wie es mir ehemals wohl begegnete, da ich es nur noch aus Zeichnungen kannte. Führt jeden Tadler, jeden, der von griechischer und römischer Baukunst spricht, nach Straßburg. Da steht er in voller Herrlichkeit, ist fertig, ist da und bedarf keiner Verteidigung in Worten und auf dem Papiere; er verschmäht das Zeichnen mit Linien und Bögen und all den Wirrwarr von Geschmack und edler Einfachheit. Das Erhabene dieser Größe kann keine andre Erhabenheit darstellen; die Vollendung der Symmetrie, die kühnste allegorische Dichtung des menschlichen Geistes, diese Ausdehnung nach allen Seiten und über sich in den Himmel hinein; das Endlose und doch in sich selbst Geordnete; die Notwendigkeit des Gegenüberstehenden, welches die andre Hälfte erläutert und fertigmacht, so daß eins immer um des andern willen und alles, um die gotische Größe und Herrlichkeit auszudrücken, da ist.

Es ist kein Baum, kein Wald; nein, diese allmächti
gen, unendlich wiederholten Steinmassen drücke
etwas Erhabeneres, ungleich Idealischeres aus. Es is
der Geist des Menschen selbst, seine Mannigfaltig
keit zur sichtbaren Einheit verbunden, sein kühne
Riesenstreben nach dem Himmel, seine kolossal
Dauer und Unbegreiflichkeit: den Geist Erwin
selbst seh ich in einer furchtbar sinnlichen Anschau
ung vor mir stehen. Es ist zum Entsetzen, daß de
Mensch aus den Felsen und Abgründen sich einzel
die Steine hervorholt und nicht rastet und ruht, bi
er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Fe
senmassen hingestellt hat, der sich ewig, ewig e
gießt und wie mit der Stimme des Donners An
betung vor Erwin, vor uns selbst in unsre sterbliche
Gebeine hineinpredigt. Und nun klimmt unbemerk
und unkenntlich ein Wesen, gleich dem Baumeiste
oben wie ein Wurm an den Zinnen umher und im
mer höher und höher, bis ihn der letzte Schwinde
wieder zur flachen, sichern Erde hinunternötigt –
wer da noch demonstrieren und Erwin und das bar
barische Zeitalter bedauern kann – o wahrhaftig,
der begeht, ein armer Sünder, die Verleugnung Petri
an der Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes."

Hier gab der Bildhauer dem Maler die Hand und
sagte: „So hör ich Euch gern."

„Aber wir müssen uns trennen", fuhr er fort; „hier
an diesem Scheidewege geht unsre Straße auseinan
der. Ihr kommt jetzt, junger Freund, nach Italien,
indem es vielleicht seine glänzendste Epoche feiert.
Ihr werdet viele große und verdiente Männer an
treffen und, was an ihnen das Schönste ist, erken-

7. Erwin von Steinbach, Baumeister (gest. 1318), galt als
der Erbauer des Straßburger Münsters, wahrscheinlich nur
Hauptmeister des Fassadenunterbaus; vgl. Goethes Aufsatz
Von deutscher Baukunst (1772) und Tafel 10.

nen. Die meisten arbeiten in der Stille. Vielleicht kommt bald oder irgendeinmal die Zeit, wo man viel Aufhebens von der Kunst macht, viel davon spricht und schreibt, Schulen errichtet und alles ins Geleise und gehörige Ordnung bringen will, und dann ist es wahrscheinlich mit der Kunst selbst zu Ende. Jetzt tut ein jeder, was er vermag und nach seiner besten Überzeugung; aber ich fürchte, bald stehen die falschen Propheten auf, die eine erzwungene Ehrfurcht erheucheln. Jetzt schätzt man die Kunst und ihre Künstler wirklich; dann entsteht vielleicht der Afterenthusiasmus, der das wahrhaft Edle herabwürdigt. – Lebt wohl!"

Sie gingen auseinander, und Franz überdachte die letzten Worte, die ihm unverständlich waren.

Drittes Kapitel

Indem Rudolf und Franz ihren Weg fortsetzten, sprachen sie über ihre Begleiter, die sie verlassen hatten. Franz sagte: „Ich kann es mir nicht erklären, vom ersten Augenblicke an empfand ich einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen diesen Bildhauer, der sich mit jedem Worte, das er sprach, vermehrte. Selbst die freundschaftliche Art, mit der er am Ende Abschied nahm, war mir recht im Herzen zuwider."

„Der Geistliche", antwortete Rudolf, „hatte im Gegenteil etwas Anlockendes, das gleich mein Zutrauen gewann; er schien ein sanfter, freundlicher Mensch, der jedem wohlwollte."

„Er hätte uns", fuhr Sternbald fort, „die Geschichte des alten Mannes erzählen sollen, von dem er sprach. Vielleicht hätte ich daraus viel für mich selbst gelernt."

„Du bist viel zu gewissenhaft, mein Freund“ sagte Rudolf weiter. „Alles in der Welt bestimm dich und hat Einfluß auf dein Gemüt.“

Ein Fußsteig führte sie in einen dichten, kühle Wald hinein, und sie bedachten sich nicht lange, ih nachzugehn. Eine erquickende Luft zog durch d Zweige, und das mannigfaltigste, anmutigste Kor zert der Vögel erschallte. Es war ein lebendiges Ge wimmel in den Gebüschen; die buntgefiederten Sär ger sprangen hier- und dorthin; die Sonne flin merte nur an einzelnen Stellen durch das dich Grün.

Beide Freunde gingen schweigend nebeneinande indem sie des schönen Anblicks genossen. Endlic stand Rudolf still und sagte: „Wenn ich ein Mal wäre, Freund Sternbald, so würde ich vorzüglic Waldszenen studieren und darstellen. Schon de Gedanke eines solchen Gemäldes kann mich en zücken. Wenn ich mir unter diesen dämmernde Schatten die Göttin Diana vorübereilend denke, der Bogen gespannt, das Gewand aufgeschürzt und die schönen Glieder leicht umhüllt, hinter ihr die Nym phen und die muntern Jagdhunde: oder stelle di vor, daß dieser Fußweg sich immer dichter ins Ge büsch hineinwendet, die Bäume werden immer hö her und wunderbarer, einzelne Laute klingen durch das verschlungene Laub, plötzlich steht eine Grotte ein kühles Bad vor uns, und in ihm die Göttin, mit ihren Begleiterinnen, entkleidet.“

„Oder“, sagte Franz, „hier im tiefen Walde ein Grabmal, auf dem ein Freund ausgestreckt liegt und den Toten beweint: dazu die dunkelgrünen Schat ten, der frische Rasen, die einzelnen zerspaltenen Sonnenstrahlen von oben, alles dies zusammen müßte ein vortreffliches Gemälde der Schwermut ausbil den.“

„Fühlst du nicht oft", sprach Rudolf weiter, „einen wunderbaren Zug deines Herzens dem Wunderbaren und Seltsamen entgegen? Man kann sich der Traumbilder dann nicht erwehren, man erwartet eine höchst sonderbare Fortsetzung unsers gewöhnlichen Lebenslaufs. Oft ist es, als wenn der Geist von Ariosts Dichtungen über uns hinwegfliegt und uns in seinen kristallenen Wirbel mitfassen wird; nun horchen wir auf und sind auf die neue Zukunft begierig, auf die Erscheinungen, die an uns mit bunten Zaubergewändern vorübergehn sollen: dann ist es, als wollte der Waldstrom seine Melodie deutlicher aussprechen, als würde den Bäumen die Zunge gelöst, damit ihr Rauschen in verständlichern Gesang dahinrinne. Nun fängt die Liebe an auf fernen Flötentönen heranzuschreiten, das klopfende Herz will ihr entgegenfliegen, die Gegenwart ist wie durch einen mächtigen Bannspruch festgezaubert, und die glänzenden Minuten wagen es nicht, zu entfliehen. Ein Zirkel von Wohllaut hält uns mit magischen Kräften eingeschlossen, und eine neue verklärtere Existenz schimmert wie rätselhaftes Mondlicht in unser wirkliches Leben hinein."

„O du Dichter!" rief Franz aus, „wenn du nicht so leichtsinnig wärst, solltest du ein großes Wundergedicht erschaffen, voll von gaukelndem Glanz und irrenden Klängen, voll Irrlichter und Mondschimmer; ich höre dir mit Freuden zu, und mein Herz ist schon wunderbar von diesen Worten ergriffen."

Nun hörten sie eine rührende Waldmusik von durcheinanderspielenden Hörnern aus der Ferne; sie standen still und horchten, ob es Einbildung oder Wirklichkeit sei; aber ein melodischer Gesang quoll

7. Ludovico Ariosto (1474–1533), wiederentdeckt von Wieland, ohne den die Ariost-Begeisterung der Romantiker kaum denkbar wäre.

durch die Bäume ihnen wie ein rieselnder Bach en-
gegen, und Franz glaubte, die Geisterwelt habe si
plötzlich aufgeschlossen, weil sie vielleicht, ohne
zu wissen, das große zaubernde Wort gefunden hä-
ten, als habe nun der geheimnisvolle unsichtba-
Strom den Weg nach ihnen gelenkt und sie in sein
Fluten aufgenommen. – Sie gingen näher, die Wal
hörner schwiegen, aber eine süße, melodische Stimm
sang nun folgendes Lied:

„Waldnacht! Jagdlust!
Leis' und ferner
Klingen Hörner,
Hebt sich, jauchzt die freie Brust.
Töne, töne nieder zum Tal,
Freun sich, freun sich allzumal
Baum und Strauch beim muntern Schall.

Klinge Bergquell,
Efeuranken
Dich umschwanken,
Riesle durch die Klüfte schnell,
Fliehet, flieht das Leben so fort,
Wandelt hier, dann ist es dort,
Hallt, zerschmilzt ein luftig Wort.

Waldnacht! Jagdlust!
Daß die Liebe
Bei uns bliebe,
Wohnen blieb' in treuer Brust.
Wandelt, wandelt sich allzumal,
Fliehet gleich dem Hörnerschall,
Einsam, einsam grünes Tal.

Klinge Bergquell!
Ach, betrogen

10 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 111: *Waldlied.*

Wasserwogen
Rauschen abwärts nicht so schnell.
Liebe, Leben, sie eilen hin,
Keins von beiden trägt Gewinn,
Ach, daß ich geboren bin!"

Die Stimme schwieg, und die Hörner fielen nun wieder mit schmelzenden Akkorden darein; dann verhallten sie, und eine andre Stimme sang von einem entfernteren Orte:

„Treulieb' ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.

Treulieb' ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist dir, nur dir geweiht.
Bald kömmt der Morgen schön,
Ihn begrüßet,
Wie er küsset,
Freudenträn'."

Die Hörner schlossen auch diesen Gesang mit einigen überaus zärtlichen Tönen.

Franz und Rudolf waren indes näher geschritten und standen jetzt still, an einen alten Baum gelehnt, der sie fast ganz beschattete. Sie sahen eine Gesellschaft von Jägern auf einem kleinen grünen Hügel gelagert, einige darunter waren diejenigen, die ihnen

10 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 112: *Antwort.*

vorher begegnet waren. Ein schöner Jüngling, de
Franz für ein verkleidetes Mädchen hielt, saß
ihrer Mitte; er hatte das erste Lied gesungen, in d
Ferne saß ein junger Mann, der mit schöner voll
Brust die Antwort sang, die übrigen Jäger war
zerstreut, und am Fuße des Hügels lagen die erm
deten Hunde schnaufend. Franz war wie bezaube
das Mädchen erhob sich jetzt, es war eine schö
schlanke Gestalt, sie trug einen Helm mit grün
Feder auf dem Kopfe, ihr Anzug war mit viel
Bändern geschmückt; sie glich, von der Jagd erhitz
einer Göttin. Jetzt ward sie die beiden Reisend
gewahr und ging freundlich auf sie zu, indem s
sich erkundigte, auf welche Weise sie dorthin g
kommen wären. Rudolf merkte nun, daß sie si
verirrt haben müßten, denn sie sahen jetzt kein
Weg, keinen Fußsteig vor sich. Auf den Befehl d
Jägerin reichte man ihnen Wein in Bechern zur E
frischung; dann erzählten sie unverhohlen von ihr
Wanderschaft. Da die schöne Jägerin hörte, da
Sternbald ein Maler sei, bat sie beide Freunde, den
Zuge auf ihr nahe gelegenes Schloß zu folgen, Stern
bald solle ausruhen und, wenn er nachher wolle
etwas für sie malen.

Franz war wie begeistert, er wünschte jetzt nicht
so sehr, als in der Nähe dieses wundervollen Wesen
zu bleiben, wie sie ihm erschien. Die Jäger stiege
also wieder auf ihre Pferde, und zwei von ihne
boten Franz und Rudolf ihre Hengste an. Sie stie
gen auf, und Rudolf war immer der vorderste in
Zuge, wobei sich seine ausländische Tracht, seine vo
Hute flatternden Bänder gut ausnahmen: Sternbal
aber, der noch kein Pferd bestiegen hatte, war ängst
lich und blieb hinten; er wünschte, man hätte ihn z
Fuß folgen lassen.

Jetzt eröffnete sich der Wald, eine schöne Eben

mit Gebüschen und krausen Hügeln in der Ferne lag vor ihnen. Die Pferde wieherten laut und fröhlich, als sie die Rückkehr zur Heimat merkten; das Schloß der Gräfin lag mit glänzenden Fenstern und Zinnen zur Rechten auf einer lieblichen Anhöhe. Ein Jäger, der mit Rudolf den Zug angeführt hatte, bot diesem an, einen Wettlauf bis zum Schlosse anzustellen: Rudolf war willig, beide spornten ihre Rosse und flogen mit gleicher Eile über die Ebene, Rudolf jauchzte und triumphierte, als er seinem Mitkämpfer den Vorsprung abgewann, die übrigen folgten langsam unter einer fröhlichen Musik der Hörner.

Es war um die Mittagszeit, als der Zug im Schlosse ankam, und die ganze Gesellschaft setzte sich bald darauf zur Tafel; die schöne Jägerin war aber nicht zugegen. Die Tischgesellschaft war desto lustiger, Rudolf war vom Reiten erhitzt, und da er überdies noch vielen Wein trank, war er beinahe ausgelassen. Desto mehr aber belustigte er die Gesellschaft, die es nicht müde wurde, seine Einfälle zu belachen; Franz fühlte sich gegen seine Leichtigkeit unbeholfen und ohne alle Fähigkeit zum Umgange. Ein ältlicher Mann, der im Hause aufbewahrt wurde, galt für einen Dichter; er sagte Verse her, die ungemein gefielen, und noch mehr deswegen, weil er sie ohne alle Vorbereitung deklamierte. Unter dem lauten Beifall der Gesellschaft sang er folgendes Trinklied:

„Die Gläser sind nun angefüllt,
Auf, Freunde! stoßet an,
Der edle Traubensaft entquillt
Für jeden braven Mann.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund',
Wer krank ist, trinke sich gesund.

Es kommt vom Himmel Sonnenschein
Und schenkt uns Freud' und Trost,
Dann wächst der liebe süße Wein,
Es rauschet uns der Most.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund',
Wer krank ist, trinke sich gesund."

Da alle das Talent des Mannes bewunderten, sagte Rudolf im Unwillen: „Es geschieht dem Wein keine sonderliche Ehre, daß Ihr ihn auf solche Art lobt; denn es klingt beinahe, als wenn Ihr aus Not ein Dichter wäret, der den lieben Wein nur besingt, weil er sich diesen Gegenstand einmal vorgesetzt hat; es ist wie ein Gelübde, das jemand mit Widerwillen bezahlt. Warum quält Ihr Euch damit, Verse zu machen? Ihr könnt den Wein so durch funfzig Strophen verfolgen, von seiner Herkunft anfangen und seine ganze Erziehung durchgehn. Ich will Euch auf diese Art auch ein Gedicht über den Flachsbau durchsingen und über jedes Manufakturprodukt."

„Das hören wir sehr ungern!" rief einer von den Jägern.

„Wir haben den Mann immer für einen großen Dichter gehalten", sagte ein andrer, „warum macht Ihr uns in unserm Glauben irre?"

„Es ist leichter tadeln als besser machen!" rief ein dritter.

Der Poet selber war sehr aufgebracht, daß ihm ein fremder Ankömmling seinen Lorbeer streitig machen wollte. Er bot dem berauschten Florestan einen dichterischen Zweikampf an, den die Gesellschaft nachher entscheiden sollte. Florestan gab sein

16 ff. Zur Ironisierung dieser Art von Naturpoesie vgl. Tieck *Prinz Zerbino*, VI. Akt.

Zustimmung, und der alte Sänger begann sogleich ein schönes Lied auf den Wein, das alle Gemüter so entzückte, daß Franz für seinen Freund wegen des Ausganges des Krieges in billige Besorgnis geriet.

Während dem Liede war die Tafel aufgehoben, und Florestan bestieg nun den Tisch, indem er seinen Hut aufsetzte, der mit grünem Laube geputzt war; vorher trank er noch ein großes Glas Wein, dann nahm er eine Zither in die Hand, auf der er artig spielte und dazu sang:

„Erwacht ihr Melodien
Und tanzt auf den Saiten dahin,
Ha! meine Augen glühen,
Alle Sorgen erdwärts fliehen,
Himmelwärts entflattert der jauchzende Sinn.

In goldenen Pokalen
Verbirget die Freude sich gern,
Es funkeln in den Schalen
Ha! des Weines liebe Strahlen,
Es regt sich die Welle, ein schimmernder Stern.

In tiefen Bergesklüften,
Wo Gold und der Edelstein keimt,
In Meeres fernen Schlüften,
In Adlers hohen Lüften,
Nirgend Wein wie auf glücklicher Erde schäumt.

Gern mancher sucht' in Schlünden,
Wo selber dem Bergmann graut,
In felsigen Gewinden,
Könnt' er die Wonne finden,
Die so freundlich uns aus dem Becher beschaut. –"

11 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 113: *Trinklied.*
23. Schluft, mitteldeutsch für Schlucht.

Rudolf hielt inne. „Ist es mir, Herr Poet“, fragt
er bescheiden, „nun wohl vergönnt, das Silbenma
ein wenig zu verändern?“

Der Dichter besann sich ein Weilchen, dann nickt
er mit dem Kopfe, um ihm diese Freiheit zuzug
stehn. Rudolf fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Als das Glück von der Erde sich wandte,
Das Geschick alle Götter verbannte,
Da standen die Felsen so kahl,
Es verstummten der Liebenden Lieder,
Sah der Mond auf Betrübte hernieder,
Vergingen die Blumen im Tal.

Sorg' und Angst und Gram ohne Ende,
Nur zur Arbeit bewegten sich Hände,
Trüb und tränend der feurige Blick,
Sehnsucht selber war nun entschwunden,
Keiner dachte der vorigen Stunden,
Keiner wünschte sie heimlich zurück.

Nicht wahr“, unterbrach sich Rudolf selber, „das
war für die arme Menschheit eine traurige Lage, die
so plötzlich das goldene Zeitalter verloren hatte?
Aber hört nur weiter:

Alle Götter ohn' Erbarmen
Sahn hinunter auf die Armen,
Ihr Verderben ihr Entschluß.
Oh, wer wäre Mensch verblieben,
Ohne Götter, ohne Lieben,
Ohne Sehnsucht, ohne Kuß? –

Bacchus sah, ein junger Gott,
Lächelnder Wang' mit Blicken munter,
Zur verlaßnen Erd' hinunter,
Ihn bewegt' der Menschheit Not.

Und es spricht die Silberstimme:
‚Meine Freunde sind zu wild,
Ihrem eigensinn'gen Grimme
Unterliegt das Menschenbild.

Weil kein Tod den Gott betastet,
Höhnen sie die Sterblichkeit,
Die, von ihrem Zorn belastet,
Leben fühlt im bittern Leid.' –

Aber, meine Freunde, ich bin des Singens und Trinkens überdrüssig." Und mit diesen Worten sprang er vom Tische herunter.

Unter der berauschten Gesellschaft entstand ein Gemurmel, weil sie stritten, welcher von den beiden Poeten den Preis verdiene. Die meisten Stimmen schienen für den alten Sänger; einige aber, die durch ihre Vorliebe für das Neue einen bessern Verstand anzudeuten glaubten, nahmen sich des Florestan mit vielem Eifer an, unter diesen war auch Sternbald.

„Man weiß nicht recht, was der junge Mensch mit seinem Gesange oder Liede will", sagte einer von den Ältesten. „Ein gutes Weinlied muß seinen stillen Gang für sich fortgehn, damit man brav Lust bekömmt mitzusingen, deshalb auch oft blinkt, klingt und singt darin angebracht sein muß, wie ich es auch noch allenthalben gefunden habe. Allein was sollen mir dergleichen Geschichten?"

„Freilich", sagte Florestan, „kann es nichts sollen; aber, lieben Freunde, was soll Euch denn der Wein selber? Wenn Ihr Wasser trinkt, bleibt Ihr noch um vieles mäßiger."

„Nein", schrie ein andrer, „auch im Weine kann und muß man mäßig sein; der Genuß ist dazu da, daß man ihn genießt, aber nicht so gänzlich ohne Verstand."

Rudolf lachte und gab ihm recht, wodurch viel ausgesöhnt wurden und zu seiner Partei übergin gen. „Ich habe nur den Tadel", sagte Sternbal „daß dein Gedicht durchaus keinen Schluß hat."

„Und warum muß denn alles eben einen Schlu haben?" rief Florestan, „und nun gar in der en zückenden Poesie! Fangt Ihr nur an zu spielen, u aufzuhören? Denkt Ihr Euch bei jedem Spazie gange gleich das Zurückgehn? Es ist ja schöner, wen ein Ton leise nach und nach verhallt, wenn ein Wa serfall immer fortbraust, wenn die Nachtigall nic verstummt. Müßt Ihr denn Winter haben, um de Frühling zu genießen?"

„Es kann sein, daß Ihr recht habt", antwortete einige, „ein Weinlied nun gar, das nichts als d reinste Fröhlichkeit atmen soll, kann eines Schluss am ersten entbehren."

„Wie Ihr nun wieder sprecht!" rief Florestan in tollen Mute, indem er sich hastig rundherumdrehte. „Ohne Schluß, ohne Endschaft ist kein Genuß, kein Ergötzen durchaus nicht möglich. Wenn ich einen Baumgang hinuntergehe, sei er noch so schön, so muß ich doch an den letzten Baum kommen können, um stillzustehen und zu denken: dort bin ich gegangen. Im Leben wären Liebe, Freude und Entzücken Qualen, wenn sie unaufhörlich wären; daß sie Vergangenheit sein können, macht das zukünftige Glück wieder möglich, ja, zu jedem großen Manne mit allen seinen bewundernswerten Taten gehört der Tod als unentbehrlich zu seiner Größe, damit ich nur imstande bin, die ordentliche Summe seiner Vortrefflichkeit zu ziehn und ihn mit Ruhe zu bewundern. In der Kunst gar ist ja der Schluß nichts weiter als eine Ergänzung des Anfangs."

„Ihr seid ein wunderlicher Mensch", sagte der

alte Poet; „so singt uns also Euren Schluß, wenn er denn so unentbehrlich ist."

„Ihr werdet aber damit noch viel weniger zufrieden sein", sagte Florestan. „Doch es soll Euch ein Genüge geschehn." – Er nahm die Zither wieder in die Hand und spielte und sang:

„Bacchus läßt die Rebe sprießen,
Saft durch ihre Blätter fließen,
Läßt sie weiche Lüfte fächeln,
Sonnet sie mit seinem Lächeln.

Um die Ulme hingeschlungen
Steht die neue Pflanz' im Licht,
Herrlich ist es ihm gelungen,
Ihn gereut die Arbeit nicht.

Läßt die Blüten rötlich schwillen
Und die Beeren saftig quillen,
Fürchtend die Götter und das Geschick
Kömmt er in Trauben verkleidet zur Welt zurück.

Nun kommen die Menschlein hergegangen
Und kosten mit süßem Verlangen
Die neue Frucht, den glühenden Most,
Und finden den Gott, den himmlischen Trost.

In der Kelter springt der mutwillige Götterknabe,
Der Menschen allerliebste Habe,
Sie trinken den Wein, sie kosten das Glück,
Es schleicht sich die goldene Zeit zurück.

Der schöne Rausch erheitert ihr Gesicht,
Sie genießen froh das neue Sonnenlicht,
Sie spüren selber Götter- und Zauberkraft,
Die ihnen die neue Gabe schafft.

7 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 115.

Die Blicke feurig angeglommen,
Zwingen sie die Venus zurückzukommen,
Die Göttin ist da und darf nicht fliehn,
Weil sie sie mächtig rückwärts ziehn.

Die Götterschar wird zum Erstaunen bewogen,
Sie kommen alle zurückgezogen:
‚Wir wollen wieder bei Euch wohnen,
Ihr Menschen, bauet unsre Thronen.'

‚Was brauchen wir Euch und Euer Geschick?'
So tönt von der Erde die Antwort zurück,
‚Wir können Euch ohne Gram entbehren,
Wenn Wein und Liebe bei uns gewähren.'"

Nun schwieg er still und legte mit einer anstä-
digen Verbeugung die Zither weg. „Das ist nun g-
gottlos!" riefen viele von den Zuhörern, „Eu-
Schluß ist das Unerlaubteste von allem, was Ihr un-
vorgesungen habt."

Der Streit über den Wert der beiden Dichter fing
von neuem an. Sternbald ward hitzig für seinen
Freund, und da er ihn einigemal bei seinem Namen
Florestan nannte, so ward der andre Poet dadurch
aufmerksam gemacht; er fragte, er erkundigte sich
das Gespräch nahm eine andre Wendung. Es fand
sich, daß die beiden Streitenden Verwandte waren
sie umarmten sich, sie freuten sich beide, einander
so unverhofft anzutreffen, und es wurde nun weiter
an keine Vergleichung ihrer Talente gedacht.

Viertes Kapitel

Die Gesellschaft zerstreute sich hierauf, und Franz verließ nach dem Getümmel gern das Haus, um sich in den Schloßgarten zu begeben. Eine geschmückte Dame, die er anfangs nicht erkannte, begegnete ihm im Gange; es war niemand als die Jägerin. Sie grüßten sich freundlich, aber nach einem kurzen Gespräch trennten sie sich wieder. Franz betrachtete sinnend einen künstlichen Springbrunnen, der mit seinen kristallenen Strahlen die Luft lieblich abkühlte, und ein sanftes Geräusch ertönen ließ, zu dem die nahen Vögel williger und angenehmer sangen. Er hörte auf den mannigfaltigen Wohllaut, auf den Wechselgesang, den die Fontäne gleichsam mit den Waldbewohnern führte, und sein Geist verlor sich dann wieder in eine entfernte, wunderbare Zaubergegend.

„Bin ich getäuscht, oder ist es wirklich?“ sagte er zu sich selber; „ich werde ungewiß, ob mir allenthalben ihr süßes Bild begegnet oder sie meine Phantasie nur in allen Gestalten wiedererkennt. Diese Gräfin gleicht ihr, die ich nicht zu nennen weiß, die ich suche und doch raste, für die ich nur lebe und sie doch gewiß verliere.“

Eine Flöte ertönte aus dem Gebüsch, und Franz setzte sich auf eine schattige Rasenbank, um den Tönen ruhiger zuzuhören. Als der Spielende eine Weile musiziert hatte, sang eine wohlbekannte Stimme folgendes Lied:

„Holdes, holdes Sehnsuchtrufen
Aus dem Wald, vom Tale her:
Klimm herab die Felsenstufen,

30 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 117: *Wehmuth.*

Folg der Oreade Rufen
Und vertrau dem weiten Meer.

Wohl seh ich Gestalten wanken
Durch des Waldes grüne Nacht,
Die bewegten Zweige schwanken,
Sie entschimmern wie Gedanken,
Die der Schlaf hinweggefacht.

Komm, Erinnrung, liebe Treue,
Die mir oft im Arm geruht,
Nahe flüsternd mir und weihe
Diese Brust, dann fühlt der Scheue
Neue Kraft und Lebensmut.

Kinder lieben ja die Scherze,
Und ich bin ein töricht Kind,
Treu verblieb dir doch mein Herze,
Leichtsinn nur im frohen Scherze,
Bin noch so wie sonst gesinnt.

Wald und Tal und grüne Hügel
Kennt die Wünsche meiner Brust,
Wie ich gern mit goldnem Flügel
Von der Abendröte Hügel
Möchte ziehn zu meiner Lust.

Erd' und Himmel nun in Küssen
Wie mit Liebesscham entbrennt,
Ach! ich muß den Frevel büßen,
Lange noch die Holde missen,
Die mein ganzes Herze nennt.

Morgenröte kommt gegangen,
Macht den Tag von Banden frei,
Erd' und Himmel bräutlich prangen,

Aber ach! ich bin gefangen,
Einsam hier im süßen Mai.

Lieb' und Mailust ist verschwunden,
Ist nur Mai in ihrem Blick,
Keine Rose wird erfunden,
Flieht und eilt, ihr trägen Stunden,
Bringt die Braut mir bald zurück."

Es war Rudolf, der nun hervortrat und sich zu Sternbald an dem Rande des Springbrunnens niedersetzte. „Ich erkannte dich wohl", sagte Franz, „aber ich wollte dich in deinem zärtlichen Gesange nicht stören; doch siehst du munterer aus, als ich dich erwartet hätte."

„Ich bin recht vergnügt", sagte Florestan, „der heutige Tag ist einer meiner heitersten; denn ich kenne nichts Schöneres, als so recht viel und mancherlei durcheinander zu empfinden und deutlich zu fühlen, wie durch Kopf und Herz gleichsam goldene Sterne ziehn und den schweren Menschen wie mit einer lieben, wohltätigen Flamme durchschimmern. Wir sollten täglich recht viele Stimmungen und frische Anklänge zu erleben suchen, statt uns aus Trägheit in uns selbst und die alltägliche Gewöhnlichkeit zu verlieren."

„Der Schluß deines heutigen Trinkliedes", antwortete Franz, „hat mir nicht gefallen; es ist doch immer unerlaubt, auf diese Art mit dem Leichtsinne zu scherzen."

„O mein Freund", rief Rudolf aus, „wie bist du denn heute so gar schwerfällig geworden, daß du es mit einer augenblicklichen Begeisterung so ernst und strenge nimmst. Laß doch der unschuldigen Poesie ihren Gang, wenn der klare Bach sich einmal ergießt, der Scherz soll ja nichts weiter als Scherz bedeuten;

willst du ihn aber für eine Entweihung des Feier-
lichen und Erhabenen nehmen, so tust du dir selb
zu nahe. Sing dafür lieber mit mir dies Lied."

Franz mußte das vorige Lied wiederholen, un
Florestan begleitete ihn mit seiner Flöte; als es g
endigt war, sagte Rudolf: „Ich habe diesen Gesar
heute nachmittag aufgeschrieben, als die Abendröt
anfing heraufzurücken, ich hörte eine Flöte anspie
len, und der Ton des Instruments gab mir diese Ver
ein."

„Das ist ein Beitrag zu jenen Liedern", sag
Sternbald, „die du mir vor Antwerpen einmal sai
gest. Ich habe sie mir aufgeschrieben und kar
manchmal nicht finden, daß sie sich zu den Übe
schriften passen."

„Es tut nichts", sagte Florestan, „sie mögen auc
wohl unpassend sein, aber mir kam es so vor, a
ich sie machte; wer es nicht mitfühlt, dem ist es auc
nicht zu beweisen. Sie sollten gleichsam die Akzente
sein, in die diese Instrumente freiwillig übergingen,
wie sie als lebendige Wesen sprechen und sich aus-
drücken würden. Man könnte sich, wenn man sonst
Lust hätte, ein ganzes Gesprächstück von mancherlei
Tönen aussinnen."

„Es kann sein", antwortete Franz, „von Blumen
kann ich es mir gewissermaßen vorstellen. Es ist
freilich immer nur ein Charakter in allen diesen
Dingen, wie wir ihn als Menschen wahrzunehmen
vermögen."

„So geschieht alle Kunst", antwortete Florestan;
„die Tiere können wir schon richtiger fühlen, weil
sie uns etwas näher stehn. Ich hatte einmal Lust, aus
Lämmern, einigen Vögeln und andern Tieren eine

11. Vgl. S. 163 ff.

Komödie zu formieren, aus Blumen ein Liebesstück und aus den Tönen der Instrumente ein Trauer- oder, wie ich es lieber nennen möchte, ein Geisterspiel."

„Die meisten Leute würden es zu phantastisch finden", sagte Sternbald.

„Das würde gerade meine Absicht sein", antwortete Rudolf, „wenn ich mir Mühe geben wollte, es niederzuschreiben. Es ist indes schon Abend geworden. Kennst du Dantes großes Gedicht?"

„Nein", sagte Franz.

„Auf eine ähnliche ganz allegorische Weise ließe sich vielleicht eine Offenbarung über die Natur schreiben, voller Begeisterung und mit prophetischem Geiste durchdrungen. Ich habe dir einigemal von den seltsamen Arten der spanischen Poesie gesprochen, getraust du dir nun mit mir ein solches Wechsellied zu singen, wie ich es dir beschrieben habe?"

„Wir könnten es versuchen", sagte Franz, „aber du mußt das Silbenmaß setzen."

Rudolf fing an:

„Wer hat den lieben Frühling aufgeschlagen
Gleich wie ein Zelt
In blühnder Welt?
Die Wolken sich nun abwärts jagen;
Das Tal voll Sonne,
Der Wald mit Wonne
Und Lied durchklungen: –
Der Liebe ist das schöne Werk gelungen."

12. Der Gedanke eines großen Naturgedichtes beschäftigte, neben vielen Romantikern, auch Goethe.

22 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 119: *Wettgesang*. Vgl. dazu den Wechselgesang zwischen Andrés und Clemente in *La Gitamilla* aus den *Novelas ejemplares* von Cervantes. Caroline und August Wilhelm Schlegel über dieses Gedicht: Anhang S. 507 und 509.

Franz

„Der Liebe ist das schöne Werk gelungen.
Der Winter kalt
Entwich ihr bald,
Holdsel'ge Macht hat ihn bezwungen.
Die Blumen süße,
Der Quell, die Flüsse,
Befreit von Banden,
Sind aus des Winters hartem Schlaf erstanden."

Rudolf

„Sind aus des Winters hartem Schlaf erstanden
Der Wechselsang,
Der Echoklang,
Die sich durch Waldgezweige fanden.
Die Nachtigallen-
Gesänge schallen,
Die Lindendüfte
Liebkosen liebevoll die Frühlingslüfte."

Franz

„Liebkosen liebevoll die Frühlingslüfte.
Die Blumenschar,
Sie beut sich dar,
Von Rosen glühn die Felsenklüfte.
Um Lauben schwanken
Die Geißblattranken,
Des Himmels Ferne
Erhellen tausend goldne kleine Sterne."

Rudolf

„Erhellen tausend goldne kleine Sterne,
So golden klein,
Der Flimmerschein
Erleuchtet unsre Erde gerne.

Mit Liebesblicken,
Uns zu beglücken,
Schaut grüßend nieder
Die Lieb' und freut sich unsrer Grüße wieder."

Franz

„Die Lieb' und freut sich unsrer Grüße wieder,
Die Blumenwelt
Uns zugesellt,
Gesandt von ihr des Waldes Lieder:
Sie schickt die Rose,
Daß sie uns kose,
Daß wir ihr danken,
Streckt sie entgegen uns die Geißblattsranken."

Rudolf

„Streckt sie entgegen uns die Geißblattsranken,
Die Lilienpracht
Grüßt uns mit Macht,
Daß wir nicht fern von Lieb' erkranken.
Und leise drücken
Wir, Dank in Blicken,
Der Lilie Wange,
Damit die Lieb' von uns den Dank empfange."

Franz

„Damit die Lieb' von uns den Dank empfange,
Wird Mädchenmund
Geküßt zur Stund',
Und Nacht'gall plaudert's im Gesange.
Die Liebe höret,
Was jeder schwöret,
Sie wacht den Eiden,
Verfolgt den Frevelnden mit bittern Leiden."

30. A: „dem Eide", Druckfehler (?); B: „den Eiden".

Rudolf

„Verfolgt den Frevelnden mit bittern Leiden,
Das Mädchen flieht,
Wenn sie ihn sieht,
Ach! jede mag ihn gerne meiden.
In Händen welken
Ihm Ros' und Nelken,
Die Himmelslichter
Erblassen, und er ist ein schlechter Dichter.

Und darum wollen wir lieber aufhören", sagt Rudolf, indem er aufstand; „denn ich gehöre selb nicht zu den reinsten."

Die beiden Freunde gingen nun zurück; der Aben hatte sich schon mit seinen dichtesten Schatten üb den Garten ausgestreckt, und der Mond ging ebe auf. Franz stand sinnend am Fenster seines Zim mers und sah nach dem gegenüberliegenden Berg der mit Tannen und Eichen bewachsen war, zu ihm hinauf schwebte der Mond, als wenn er ihn erklim men wollte, das Tal glänzte im ersten funkelnd gelben Lichte, der Strom ging brausend dem Berge und dem Schlosse vorüber, eine Mühle klapperte und sauste in der Ferne, und nun aus einem entlege nen Fenster wieder die nächtlichen Hörnertöne, die dem Monde entgegengrüßten und drüben in der Einsamkeit des Bergwaldes verhallten.

„Müssen mich diese Töne durch mein ganzes Le ben verfolgen?" seufzte Franz; „wenn ich einma zufrieden und mit mir zur Ruhe bin, dann dringen sie wie eine feindliche Schar in mein innerstes Ge müt und wecken die kranken Kinder, Erinnerung und unbekannte Sehnsucht, wieder auf. Dann drän es mir im Herzen, als wenn ich wie auf Flügeln hin überfliegen sollte, höher über die Wolken hinau und von oben herab meine Brust mit neuem, schöne

rem Klange anfüllen und meinen schmachtenden Geist mit dem höchsten, letzten Wohllaut ersättigen. Ich möchte die ganze Welt mit Liebesgesang durchströmen, den Mondschimmer und die Morgenröte anrühren, daß sie mein Leid und Glück wiederklingen, daß die Melodie Bäume, Zweige, Blätter und Gräser ergreife, damit alle spielend meinen Gesang wie mit Millionen Zungen wiederholen müßten." – –

Er war am folgenden Morgen sehr früh aufgestanden und hatte das Schloß durchwandert. In einem Zimmer hing ein Brustbild eines Mannes, mit einem kostbaren Hute und einer blauen Feder geschmückt; die Miene zog ihn an, und als er es genauer betrachtete, glaubte er in diesem Kopfe das Gesicht des Mönchs zu entdecken, der den Bildhauer Bolz begleitet hatte. Je mehr er das Bild untersuchte, je überzeugender fand er die Ähnlichkeit. – Jetzt trat Rudolf zu ihm, dem er seine Entdeckung mitteilte; Florestan fand sie nach seiner leichtsinnigen Art nicht sonderlich wichtig, sondern brach das Gespräch darüber bald ab, indem er sagte: „Ich habe gestern noch, lieber Franz, ein andres Gedicht geschrieben, in dem ich versucht habe, eine Stimmung auszudrücken und darzustellen, die schon oft meine Seele erfüllt hat." Er las:

„Mondscheinlied

Träuft vom Himmel der kühle Tau,
Tun die Blumen die Kelche zu,
Spätrot sieht scheidend nach der Au,
Flüstern die Pappeln, sinkt nieder die nächt'ge Ruh'.

Kommen und gehn die Schatten,
Wolken bleiben noch spät auf

26 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 122: *Mondscheinlied.*

Und ziehn mit schwerem, unbeholfnem Lauf
Über die erfrischten Matten.

Kommen die Sterne und schwinden wieder,
Blicken winkend und flüchtig nieder,
Wohnt im Wald die Dunkelheit,
Dehnt sich Finster weit und breit.

Hinterm Wasser wie flimmende Flammen,
Berggipfel, oben mit Gold beschienen,
Neigen rauschend und ernst die grünen
Gebüsche, die blinkenden Häupter zusammen.

Welle, rollst du herauf den Schein,
Des Mondes rund freundlich Angesicht?
Es merkt's und freudig bewegt sich der Hain,
Streckt die Zweig' entgegen dem Zauberlicht.

Fangen die Geister auf den Fluten zu springen,
Tun sich die Nachtblumen auf mit Klingen,
Wacht die Nachtigall im dicksten Baum,
Verkündet dichterisch ihren Traum,
Wie helle, blendende Strahlen die Töne niederfließen,
Am Bergeshang den Widerhall zu grüßen.

Flimmern die Wellen,
Funkeln die wandernden Quellen,
Streifen durchs Gesträuch
Die Feuerwürmchen bleich. –

Wie die Wolken wandelt mein Sehnen,
Mein Gedanke bald dunkel, bald hell,
Hüpfen Wünsche um mich wie der Quell,
Kenne nicht die brennenden Tränen.

Bist du nah, bist du weit,
Glück, das nur für mich erblühte?

Ach! daß es die Hände biete
In des Mondes Einsamkeit.

Kömmt's aus dem Walde? schleicht's vom Tal,
Steigt es den Berg vielleicht hernieder?
Kommen alte Schmerzen wieder?
Aus Wolken ab die entflohne Qual?

Und Zukunft wird Vergangenheit,
Bleibt der Strom nie ruhig stehn,
Ach! ist dein Glück auch noch so weit,
Magst du entgegengehn,
Auch Liebesglück wird einst Vergangenheit.

Wolken schwinden,
Den Morgen finden
Die Blumen wieder;
Doch ist die Jugend einst entschwunden,
Ach! der Frühlingsliebe Stunden
Steigen keiner Sehnsucht nieder."

Fünftes Kapitel

Es waren indes einige Tage verflossen; Sternbald hatte die Gräfin zu malen angefangen, neben ihr mußte er den Ritter zeichnen, der dem Mönche so ähnlich sah. Sein Geist war mit der Schönheit seines Gegenstandes beschäftigt, er wußte nicht mehr, ob er sich in Gegenwart der Jägerin seiner Unbekannten erinnere oder diese Bildung selber liebgewann. Sie ließ sich als Jägerin darstellen, fast ebenso, wie er sie zum ersten Male gesehn hatte.

Er ließ oft Musik in den Saal bringen, und ihm war dann, als wäre seine Hand sicherer und geläu-

figer, als würde dann sein Geist zur Kunst liebliche angetrieben. Er zitterte oft, wenn er die zarten Um risse des Busens anblickte und abzeichnete, wenn e den Glanz der schalkhaft feurigen Augen ausdrük ken wollte.

Florestan hatte das Schloß verlassen und schwärm wieder in den benachbarten Gegenden umher, we er niemals lange an einem Orte verweilen mocht Franz wollte diese Zeit benutzen, um seinem Dür und Sebastian einen weitläuftigen Brief zu schreibe allein er verschob es von einem Tage zum ander An manchen Tagen sprach die Gräfin viel, indem sie malte, und seine Aufmerksamkeit wurde g wöhnlich dann ganz zerstreut.

Die Gräfin war an jedem Tage in einer ande Laune, ja sie konnte sogar in derselben Stunde d Stimmung ihres Gemüts auffallend verändern. Fran fühlte einige Teilnahme, wenn sie traurig war, abe er war in einer quälenden Verlegenheit, wenn si ihm mit vertraulicher Lustigkeit näherkam. Dann konnte ihn Musik trösten und beruhigen, es war als wenn ihn die angeschlagenen Akkorde dreiste und kühner machten, die Töne waren sein Beistand und ihm wie zärtliche Freunde nahe, seine Hand arbeitete schneller und williger, und sein Gemüt war durchsichtig und rein wie ein heller Bach. Die Grä fin schien ihn mit jedem Tage lieber zu gewinnen Franz war gewöhnlich stumm, aber sie sprach dest mehr: ihre lebhafte Beweglichkeit ertrug nicht de Stillstand einer Minute, sie machte sich immer etwa zu schaffen, sie erzählte hundert kleine Geschichten und Sternbald wurde nicht selten durch ihre Mun terkeit gestört.

So erfuhr er unter vielen andern Erzählungen daß sie einige Verwandten in Italien, und zwar i Rom habe, an die sie ihm auch Briefe mitzugebe

versprach. Sie schilderte die Lebensart der ganzen Familie und die Eigenheiten eines jeden Charakters bis auf den kleinsten Umstand, sie ging so weit, daß sie Stellungen und Mienen nachahmte, wodurch denn Franz zuweilen im Malen aufgehalten wurde, ja sie unterließ nicht, die Arbeit nach ihrer Laune zu unterbrechen, um mit ihm durch den Garten zu spazieren. Oft verlor sie sich dann so plötzlich in ein trübseliges Nachsinnen, in wehmütige Klagen, daß Franz mit vieler Anstrengung das Amt eines tröstenden Freundes bei ihr übernehmen mußte.

Als Sternbald ihren Kopf fast vollendet hatte und er nun an die Abschilderung des Ritters ging, war ihre Lebhaftigkeit noch mehr erhöht. „Ihr müßt wissen, lieber Freund", sagte sie, „daß jenes Bild von einem wahren Stümper in der edlen Kunst herrührt, der es noch gar nicht einmal verstand, das Holdselige und Angenehme eines Antlitzes zu fühlen und auszudrücken, ihm war es nur darum zu tun, einen Kopf mit den gewöhnlichen Sinnen fertigzumachen, der dem Originale im groben ähnlich sähe. Ihr müßt Euch die Klarheit der Augen, das süße Lächeln der freundlichen Lippen nur vorstellen, denn das Bild selbst gibt Euch keine Anweisung zu dergleichen. Oh, wenn er doch hier wäre! wenn er so vor Euch stände und ich ihm den Arm um den schönen Nacken schlänge! Unmöglich könnt Ihr es Euch vorstellen, und das Gemälde muß notwendig kalt werden. Aber freilich sieht es ihm dann um so ähnlicher, denn er ist jetzt auch kalt und fühllos. Wo mag er umherirren, und wann kommt er zu mir zurück?"

Sie stand auf, Franz mußte die Malerei beiseite legen, sie gingen in ein benachbartes Gehölz. „Hier sah ich ihn zum letzten Male", fuhr die Gräfin fort, „hier stieg er auf sein Roß und sagte mir sein heuch-

lerisches Lebewohl, er wolle noch am Abend wieder kommen; aber es ist schon in meiner Seele Abend g worden, und er ist noch nicht wieder da. Könnt' ic den Undankbaren vergessen, dies Andenken, sei Bild aus meinem Herzen verstoßen und wieder s glücklich und zufrieden werden, als ich vorma war! Dies törichte Herz will ihm nach, ihn in weite Welt aufsuchen, und weiß doch nicht, wohin? Ic finde ihn niemals wieder!" – –

Sie setzten sich im Schatten nieder, und nac einem kleinen Stillschweigen fuhr die Dame for „Ich will Euch kürzlich meine ganze Geschichte e zählen; sie ist unbedeutend und kurz, aber Ihr hat etwas in Eurem Wesen, einen Blick Eurer Auge das alles mir mein Zutrauen abgewinnt. Wenn ma recht unglücklich ist und sich durchaus verlasse fühlt, so sehnt man sich nach dem Mitleiden ein guten Seele, wie nach einer herrlichen Gabe, un darum will ich Euch meine Leiden vertrauen. Kur nachher, als mich der Tod meines Vaters in den Be sitz meiner Güter setzte, erschien in der Nachbar schaft hier ein junger Ritter, der vorgab, er komme aus Franken. Er war so jung, schön und liebenswür dig, daß man ihn allenthalben gern sah: es vergin nur wenige Zeit, und es schien, daß er sich in meine Gegenwart am meisten gefalle, daß ihn nur da freue, was auf mich einigen Bezug habe. Mir schmei chelte dieser Vorzug, ich kam ihm ebenso entgege wie er mir, ich schenkte ihm mein reinstes Wohl wollen; denn es ist einmal der Fehler unseres Ge schlechts, an List und Verstellung nicht zu glauben sondern sich von dem Irrtume blenden zu lassen als könne jede von uns durch einen Betrüger nie mals betrogen werden.

Was soll ich weitläuftig sein? Ihr kennt mein Her nicht und gehört selbst zu dieser hinterlistigen Rotte

Er gestand mir seine Liebe, ich ihm meine Zuneigung; er nannte mir seinen Namen und bekannte, daß er ein armer Edelmann sei, der mir kein Glück anbieten könne; ich wollte ihn zum Herrn aller meiner Besitztümer machen, ich fand mich so groß darin, ihm mein Eigentum, mich selbst ihm zu schenken. Schon war unsre Verlobung, schon der Tag unsrer Vermählung bestimmt, als er mich plötzlich nach einer Jagd hier auf dieser Stelle verließ. Er wolle einen Freund in der Nachbarschaft besuchen, war sein Vorgeben; er lächelte noch, als er fortritt, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehn."

Franz konnte nach ihrer Erzählung nichts antworten, er blieb in sich gekehrt und wünschte seinen Freund Florestan zurück, der sich in jede Lage des Lebens mit Leichtigkeit fand. Es war indes Abend geworden, und die Jäger kamen mit einer Jagdmusik aus dem Walde zurück, dadurch wurde das Gespräch beendigt. Sternbald war verdrüßlich, daß alle Gegenstände und Gespräche so hart auf sein Gemüt fielen, so daß ihn der Eindruck davon bemeisterte und sein Lebenslauf dadurch gestört wurde.

Schon seit langer Zeit hatte er viel von einem wunderbaren Menschen sprechen hören, der sich in den benachbarten Bergen aufhielt, halb wahnsinnig sein sollte, in der Einsamkeit lebte und niemals seinen öden Aufenthalt verließ. Was Franz besonders anzog, war, daß dieser abenteuerliche Eremit auch ein Maler war und gewöhnlich denen, die ihn besuchten, Bildnisse oder andre Malereien zeigte, sie auch um einen billigen Preis verkaufte. Man erzählte so viel Wunderbares von diesem Manne, daß Franz der Begier unmöglich widerstehn konnte, ihn selber aufzusuchen. Da Florestan immer noch nicht zurückkam und die Gräfin wieder eine Jagd, ihre Lieblingsergötzung, anstellte, machte er sich an einem

schönen Morgen auf den Weg, um den bezeichnete
Aufenthalt zu suchen.

Unterwegs überdachte er nach langer Zeit wied
die Veränderungen seines Lebens, es schien ihm all
so sonderbar und doch so gewöhnlich, er wünsch
die Fortsetzung seiner Schicksale und fürchtete si
er erstaunte über sich selber, daß ihn der Enthusia
mus, der ihn zur Reise angetrieben, seitdem n
selten wieder besucht habe.

Er stand oben auf dem Hügel und sah im Ta
die versammelte Jagd, die vom Schlosse ausritt un
sich durch die Ebene verbreitete. Es klangen wied
die musikalischen Töne zu ihm hinauf, die dur
den frischen Morgen in den Bergen widerschallte
die Eichen und Tannen rührten sich bedeutungsvo
Bald verlor er die Jagd aus dem Gesichte, die Musi
der Hörner verschwand, und er wandte sich tief
ins Gebirge hinein, wo die Gegend plötzlich ihre
anmutigen Charakter verlor und wilder und ver
worrener ward, die Aussicht in das ebene Land
schloß sich, man verlor den vollen, herrlichen Stro
aus dem Gesichte, die Berge und Felsen wurden kah
und unfruchtbar.

Der Weg wand sich enge und schmal zwische
Felsen hindurch, Tannengebüsch wechselte auf den
kahlen Boden, und nach einigen Stunden stand Franz
auf dem höheren Gipfel des Gebirges.

Nun war es wieder wie ein Vorhang niederge
fallen, seinem Blicke öffnete sich die Ebene wieder
die kahlen Felsen unter ihm verloren sich lieblich
in dem grünen Gemisch der Wälder und Wiesen
die unfreundliche Natur war verschwunden, sie wa
mit der lieblichen Aussicht eins, von dem übrigen
verschönert, diente sie selber, die andern Gegen
stände zu verschönern. Da lag die Herrlichkeit de
Ströme vor ihm ausgebreitet, er glaubte vor dem

plötzlichen Anblick der weiten, unendlichen, mannigfaltigen Natur zu vergehn, denn es war, als wenn sie mit herzdurchdringender Stimme zu ihm hinaufsprach, als wenn sie mit feurigen Augen vom Himmel und aus dem glänzenden Strom heraus nach ihm blickte, mit ihren Riesengliedern nach ihm hindeutete. Franz streckte die Arme aus, als wenn er etwas Unsichtbares an sein ungeduldiges Herz drükken wollte, als möchte er nun erfassen und festhalten, wonach ihn die Sehnsucht so lange gedrängt: die Wolken zogen unten am Horizont durch den blauen Himmel, die Widerscheine und die Schatten streckten sich auf den Wiesen aus und wechselten mit ihren Farben, fremde Wundertöne gingen den Berg hinab, und Franz fühlte sich wie festgezaubert, wie ein Gebannter, den die zaubernde Gewalt stehen heißt und der sich dem unsichtbaren Kreise, trotz alles Bestrebens, nicht entreißen kann.

„O unmächtige Kunst!" rief er aus und setzte sich auf eine grüne Felsenbank nieder; „wie lallend und kindisch sind deine Töne gegen den vollen, harmonischen Orgelgesang, der aus den innersten Tiefen, aus Berg und Tal und Wald und Stromesglanz in schwellenden, steigenden Akkorden heraufquillt. Ich höre, ich vernehme, wie der ewige Weltgeist mit meisterndem Finger die furchtbare Harfe mit allen ihren Klängen greift, wie die mannigfaltigsten Gebilde sich seinem Spiel erzeugen und umher und über die ganze Natur sich mit geistigen Flügeln ausbreiten. Die Begeisterung meines kleinen Menschenherzens will hineingreifen und ringt sich müde und matt im Kampfe mit dem Hohen, der die Natur leise lieblich regiert und mein Hindrängen zu ihm, mein Winken nach Hülfe in dieser Allmacht der Schönheit vielleicht nicht gewahrt. Die unsterbliche Melodie jauchzt, jubelt und stürmt über

mich hinweg, zu Boden geworfen schwindelt mei
Blick und starren meine Sinnen. O ihr Törichter
die ihr der Meinung seid, die allgewaltige Natu
lasse sich verschönen, wenn ihr nur mit Kunstgriffe
und kleinlicher Hinterlist eurer Ohnmacht zu Hül
eilt, was könnt ihr anders, als uns die Natur nu
ahnden lassen, wenn die Natur uns die Ahndun
der Gottheit gibt? Nicht Ahndung, nicht Vorgefüh
urkräftige Empfindung selbst, sichtbar wandelt hie
auf Höhen und Tiefen die Religion, empfängt un
trägt mit gütigem Erbarmen auch meine Anbetun
Die Hieroglyphe, die das Höchste, die Gott bezeic
net, liegt da vor mir in tätiger Wirksamkeit, in Ar
beit, sich selber aufzulösen und auszusprechen, ic
fühle die Bewegung, das Rätsel im Begriff zu schwir
den – und fühle meine Menschheit. – Die höchst
Kunst kann sich nur selbst erklären, sie ist ein Ge
sang, deren Inhalt nur sie selbst zu sein vermag."

Ungern verließ Sternbald seine Begeisterung und
die Gegend, die ihn entzückt hatte, ja er trauerte
über diese Worte, über diese Gedanken, die er aus-
gesprochen, daß er sie nicht immer in frischer Kraft
aufbewahren könne, daß neue Eindrücke und neue
Ideen diese Empfindungen vertilgen oder überschüt-
ten würden.

Ein dichter Wald empfing ihn auf der Höhe, er warf
oft den Blick zurück und schied ungern, als wenn
er das Leben verließe. Der einsame Schatten erregte
ihm gegen die freie Landschaft eine seltsame Emp-
findung, seine Brust ward beklemmt und von Ängst-
lichkeit zusammengezogen. Als er kaum eine halbe
Stunde gegangen war, stand er vor einer kleinen
Hütte, die offen war, in der er aber niemand antraf.
Ermüdet warf er sich unter einen Baum und betrach-
tete die beschränkte Wohnung, das dürftige Gerät,
mit vieler Rührung eine alte Laute, die an der Wand

hing und auf der eine Saite fehlte. Paletten und Farben lagen und standen umher, einige Kleidungsstücke; Sternbald war wie in die uralte Zeit versetzt, von der wir so gern erzählen hören, wo die Tür noch keinen Riegel kennt, wo noch kein Frevler des andern Gut betastet hat.

Nach einiger Zeit kam der alte Maler zurück; er wunderte sich gar nicht, einen Fremdling vor seiner Schwelle anzutreffen, sondern ging in seine Hütte, räumte auf und spielte dann auf der Zither, als wenn niemand zugegen wäre. Franz betrachtete den Alten mit Verwunderung, der indessen wie ein Kind in seinem Hause saß und zu erkennen gab, wie wohl ihm sei in seiner kleinen Heimat, unter den befreundeten, wohlbekannten Tönen seines Instrumentes. Als er sein Spiel geendigt, packte er Kräuter, Moos und Steine aus seinen Taschen und legte sie sorgfältig in kleine Schachteln zurecht, indem er jedes aufmerksam betrachtete. Über manches lächelte er, anderes schien er mit einiger Verwunderung anzuschauen, indem er die Hände zusammenschlug oder ernsthaft den Kopf schüttelte. Immer noch sah er nach Sternbald nicht hin, bis dieser endlich in das kleine Haus hineintrat und ihm seinen Gruß anbot. Der alte Mann gab ihm die Hand und nötigte ihn schweigend, sich niederzusetzen, indem er sich weder verwunderte noch ihn als einen Fremden genau beachtete.

Die Hütte war mit mannigfaltigen Steinen aufgeputzt, Muscheln standen umher, durchmengt von seltsamen Kräutern, ausgestopften Tieren und Fischen, so daß das Ganze ein höchst abenteuerliches Ansehn erhielt. Stillschweigend holte der Alte unserm Freunde einige Früchte, die er ihm ebenfalls mit stummer Gebärde vorsetzte. Als Franz einige davon gegessen hatte, indem er immer den wunder-

baren Menschen beobachtete, fing er mit diesen Wor
ten das Gespräch an: „Ich habe mich schon seit lan
ger Zeit darauf gefreut, Euch zu sehn, ich hoffe nun
Ihr zeigt mir auch einige von Euren Malereien, den
auf diese bin ich vorzüglich begierig, da ich mic
selbst zur edlen Kunst bekenne."

„Seid Ihr ein Maler?" rief der Alte aus, „nu
wahrlich, so freut es mich, Euch hier zu sehn, se
lange ist mir keiner begegnet. Aber Ihr seid noc
sehr jung, Ihr habt wohl schwerlich schon den rec
ten Sinn für die große Kunst."

„Ich tue mein mögliches", antwortete Franz, „un
will immer das Beste, aber ich fühle freilich woh
daß das nicht zureicht."

„Es ist immer schon genug", rief jener aus; „fre
lich ist es nur wenigen gegeben, das Wahrste un
Höchste auszudrücken, eigentlich können wir ur
alle ihm nur nähern, aber wir haben unsern Zwec
gewißlich schon erreicht, wenn wir nur das wolle
und erkennen, was der Allmächtige in uns hinein-
gelegt hat. Wir können in dieser Welt nur wollen,
nur in Vorsätzen leben, das eigentliche Handeln liegt
jenseits und besteht gewiß aus den eigentlichsten,
wirklichsten Gedanken, da in dieser bunten Welt
alles in allem liegt. So hat sich der großmächtige
Schöpfer heimlich- und kindlicherweise durch seine
Natur unsern schwachen Sinnen offenbart, er ist es
nicht selbst, der zu uns spricht, weil wir dermalen
zu schwach sind, ihn zu verstehn; aber er winkt uns
zu sich, und in jedem Moose, in jeglichem Gestein
ist eine geheime Ziffer verborgen, die sich nie hin-
schreiben, nie völlig erraten läßt, die wir aber be-
ständig wahrzunehmen glauben. Fast ebenso macht

31. Der in der Romantik (und auch im *Sternbald*) häufig wiederkehrende Gedanke von der Chiffreschrift der Natur ist seit Hamann, Kant, Hemsterhuis, Schiller u. a. geläufig.

es der Künstler: wunderliche, fremde, unbekannte Lichter scheinen aus ihm heraus, und er läßt die zauberischen Strahlen durch die Kristalle der Kunst den übrigen Menschen entgegenspielen, damit sie nicht vor ihm erschrecken, sondern ihn auf ihre Weise verstehn und begreifen. Nun vollendet sich das Werk, und dem Geoffenbarten liegt ein weites Land, eine unabsehliche Aussicht da, mit allem Menschenleben, mit himmlischem Glanz überleuchtet, und heimlich sind Blumen hineingewachsen, von denen der Künstler selber nicht weiß, die Gottes Finger hineinwirkte und die uns mit ätherischem Zauber anduften und uns unmerkbar den Künstler als einen Liebling Gottes verkündigen. Seht, so denke ich über die Natur und über die Kunst."

Franz war vor Erstaunen wie gefesselt, denn dermaßen hatten ihn bis dahin noch keine Worte angeredet; er erschrak über sich selber, daß er aus dem Munde eines Mannes, den die übrigen Leute wahnsinnig nannten, seine eigensten Gedanken deutlich ausgesprochen hörte, so daß wie mit Bannsprüchen seine Seele aus ihrem fernen Hinterhalt hervorgezaubert ward und seine unkenntlichen Ahndungen in anschaulichen Bildern vor ihm schwebten.

„Wie willkommen ist mir dieser Ton!" rief er aus, „so habe ich mich denn nicht geirrt, wenn ich mit dem stillen Glauben hier anlangte, daß Ihr mir vielleicht behülflich sein würdet, mich aus der Irre zurechtzufinden."

„Wir irren alle", sagte der Alte, „wir müssen irren, und jenseit dem Irrtum liegt auch gewiß keine Wahrheit, beide stehn sich auch gewiß nicht entgegen, sondern sind nur Worte, die der Mensch in seiner Unbehülflichkeit dichtete, um etwas zu bezeichnen, was er gar nicht meinte. Versteht Ihr mich?"

„Nicht so ganz", sagte Sternbald.

Der Alte fuhr fort: „Wenn ich nur malen, spre
chen oder singen könnte, was mein eigentlichste
Selbst bewegt, dann wäre mir und auch den übrige
geholfen; aber mein Geist verschmäht die Worte un
Zeichen, die sich ihm aufdrängen, und da er m
ihnen nicht hantieren kann, gebraucht er sie nur zu
Spiel. So entsteht die Kunst, so ist das eigentlich
Denken beschaffen."

Franz erinnerte sich, daß Dürer einst diesen G
danken fast mit den nämlichen Worten ausgedrück
habe. Er fragte: „Was haltet Ihr denn nun für d
Höchste, wohin der Mensch gelangen könne?"

„Mit sich zufrieden zu sein", rief der Alte, „m
allen Dingen zufrieden zu sein, denn dann verwa
delt er sich und alles um sich her in ein himmlisch
Kunstwerk, er läutert sich selbst mit dem Feuer d
Gottheit."

„Können wir es dahin bringen?" fragte Franz.

„Wir sollen es wollen", fuhr jener fort, „und wi
wollen es auch alle, nur daß vielen, ja den meisten
ihr eigner Geist auf dieser seltsamen Welt zu seh
verkümmert wird. Daraus entsteht, daß man so sel
ten den andern, noch seltener sich selber innewird."

„Ich suche nach Euren Gemälden", sagte Stern
bald, „aber ich finde sie nicht; nach Euren Gesprä
chen über die Kunst darf ich etwas Großes erwar
ten."

„Das dürft Ihr nicht", sagte der Alte mit einigem
Verdruß, „denn ich bin nicht für die Kunst geboren
ich bin ein verunglückter Künstler, der seinen eigent
lichen Beruf nicht angetroffen hat. Es ergreift man
chen das Gelüste, und er macht sein Leben elend
Von Kindheit auf war es mein Bestreben, nur für

10 ff. Vgl. S. 120.

die Kunst zu leben, aber sie hat sich unwillig von mir abgewendet, sie hat mich niemals für ihren Sohn erkannt, und wenn ich dennoch arbeitete, so geschah es gleichsam hinter ihrem Rücken."

Er öffnete eine Tür und führte den Maler in eine andre kleine Stube, die voller Gemälde hing. Die meisten waren Köpfe, nur wenige Landschaften, noch weniger Historien. Franz betrachtete sie mit vieler Aufmerksamkeit, indes der alte Mann schweigend einen verfallenen Vogelbauer ausbesserte. In allen Bildern spiegelte sich ein strenges, ernstes Gemüt, die Züge waren bestimmt, die Zeichnung scharf, auf Nebendinge gar kein Fleiß gewendet, aber auf den Gesichtern schwebte ein Etwas, das den Blick zugleich anzog und zurückstieß, bei vielen sprach aus den Augen eine Heiterkeit, die man wohl grausam hätte nennen können, andre waren seltsamlich entzückt und erschreckten durch ihre furchtbare Miene. Franz fühlte sich unbeschreiblich einsam, vollends wenn er aus dem kleinen Fenster über die Berge und Wälder hinübersah, wo er auf der fernen Ebene keinen Menschen, kein Haus unterscheiden konnte.

Als Franz seine Betrachtung geendigt hatte, sagte der Alte: „Ich glaube, daß Ihr etwas Besondres an meinen Bildern finden mögt, denn ich habe sie alle in einer seltsamen Stimmung verfertigt. Ich mag nicht malen, wenn ich nicht deutlich und bestimmt vor mir sehe, was ich eigentlich darstellen will. Wenn ich nun manchmal im Schein der Abendsonne vor meiner Hütte sitze oder im frischen Morgen, der die Berge herab über die Fluren hingeht, dann rauschen oft die Bildnisse der Apostel, der heiligen Märtyrer hoch oben in den Bäumen, sie sehen mich mit allen ihren Mienen an, wenn ich zu ihnen bete, und fordern mich auf, sie abzuzeichnen. Dann greife ich nach Pinsel und Palette, und mein bewegtes Gemüt,

von der Inbrunst zu den hohen Männern, von de
Liebe zur verflossenen Zeit ergriffen, schattiert d
Trefflichkeiten mit irdischen Farben hin, die in me
nem Sinn, vor meinen Augen erglänzen."

„So seid Ihr ein glücklicher Mann", sagte Fran
der über diese Rede erstaunte.

„Wie Ihr es wollt", sagte der Alte, „der Künstl
sollte nach meinem Urteile niemals anders arbeite
und was ist seine Begeisterung denn anders? De
Maler muß alles wirklich sein, denn was ist es sons
das er darstellen will? Sein Gemüt muß wie e
Strom bewegt sein, so daß sich seine innere Welt b
auf den tiefsten Grund erschüttert, dann ordnen si
aus der bunten Verwirrung die großen Gestalte
die er seinen Brüdern offenbart. Glaubt mir, no
nie ist ein Künstler auf eine andre Art begeiste
gewesen; man spricht von dieser Begeisterung so o
als von einem natürlichen Dinge, aber sie ist durch
aus unerklärlich, sie kömmt, sie geht, gleich den
ersten Frühlingslichte, das unvermutet aus den Wol
ken niederkömmt, und oft, ehe du es genießest, zu
rückgeflohen ist."

Franz war verlegen, was er antworten sollte; e
war ungewiß, ob der alte Maler wirklich vom Wahn
sinn befallen sei oder ob er nur die Sprache de
Künstler rede.

„Zuweilen", fuhr der Alte fort, „redet mir auch
die umgebende Natur zu und erregt mich, daß ich
mich in der Kunst üben muß. Es ist mir aber be
allen meinen Versuchen niemals um die Natur z
tun, sondern ich suche den Charakter oder die Phy
siognomie herauszufühlen und irgendeinen fromme
Gedanken hineinzulegen, der die Landschaft wiede
in eine schöne Historie verwandelt."

15. A und B: „Glaube", Druckfehler (?).

Er machte hierauf den jungen Maler auf eine Landschaft aufmerksam, die etwas abseits hing. Es war eine Nachtszene, Wald, Berg und Tal lag in unkenntlichen Massen durcheinander, schwarze Wolken tief vom Himmel hinunter. Ein Pilgram ging durch die Nacht, an seinem Stabe, an seinen Muscheln am Hute kennbar: um ihn zog sich das dichteste Dunkel, er selber nur von verstohlenen Mondstrahlen erschimmert; ein finsterer Hohlweg deutete sich an, oben auf einem Hügel von fern her glänzte ein Kruzifix, um das sich die Wolken teilten; ein Strahlenregen vom Monde ergoß sich und spielte um das heilige Zeichen.

„Seht", rief der Alte, „hier habe ich das zeitliche Leben und die überirdische, himmlische Hoffnung malen wollen: seht den Fingerzeig, der uns aus dem finstern Tal herauf zur mondigen Anhöhe ruft. Sind wir etwas weiter als wandernde, verirrte Pilgrime? Kann etwas unsern Weg erhellen als das Licht von oben? Vom Kreuze her dringt mit lieblicher Gewalt der Strahl in die Welt hinein, der uns belebt, der unsre Kräfte aufrecht hält. Seht, hier habe ich gesucht, die Natur wieder zu verwandeln und das auf meine menschliche künstlerische Weise zu sagen, was die Natur selber zu uns redet; ich habe hier ein sanftes Rätsel niedergelegt, das sich nicht jedem entfesselt, das aber doch leichter zu erraten steht als jenes erhabene, das die Natur als Bedeckung um sich schlägt."

„Man könnte", antwortete Franz, „dieses Gemälde ein allegorisches nennen."

„Alle Kunst ist allegorisch", sagte der Maler, „wie Ihr es nehmt. Was kann der Mensch darstellen, einzig und für sich bestehend, abgesondert und ewig

5. A hat nur an dieser Stelle „Pilgram", sonst immer „Pilgrim".

geschieden von der übrigen Welt, wie wir die Ge
genstände vor uns sehn? Die Kunst soll es au
nicht: wir fügen zusammen, wir suchen dem einze
nen einen allgemeinen Sinn aufzuheften, und so en
steht die Allegorie. Das Wort bezeichnet nichts a
ders als die wahrhafte Poesie, die das Hohe u
Edle sucht und es nur auf diesem Wege finden kann

Unter diesen Gesprächen war ein Hänfling u
vermerkt aus seinem Käfig entwischt, der Alte hat
die Tür in der Zerstreuung offengelassen. Er sch
erschreckend auf, als er seinen Verlust bemerkte,
suchte umher, er öffnete das Fenster und lockte pf
fend und liebkosend den Flüchtigen, der nicht wi
derkam. Er konnte sich auf keine Weise zufriede
geben, er hörte auf Sternbalds Worte nicht, der i
zu trösten suchte.

Sternbald sagte, um ihn zu zerstreuen: „Ich glau
es einzusehn, wie Ihr über die Landschaften denk
und mich dünkt, Ihr habt recht. Denn was soll i
mit allen Zweigen und Blättern? mit dieser genaue
Kopie der Gräser und Blumen? Nicht diese Pflan
zen, nicht die Berge will ich abschreiben, sonder
mein Gemüt, meine Stimmung, die mich gerade i
diesem Momente regiert, diese will ich mir selbe
festhalten und den übrigen Verständigen mitteilen.

„Ganz gut", rief der Alte aus, „aber was küm
mert mich das jetzt, da mein Hänfling auf und da
von ist?"

„War er Euch denn so lieb?" fragte Franz.

Der Alte sagte verdrießlich: „So lieb wie mir alle
ist, was ich liebe. Ich mache da eben nicht sonde
liche Unterschiede. Ich denke an seinen schönen Ge
sang, an seine Liebe, die er immer zu mir bewie
und darum hätte ich mir diese Treulosigkeit um s
weniger vermutet. Nun ist sein Gesang nicht me
für mich, sondern er durchfliegt den Wald, und die

ser einzelne, mir so bekannte Vogel vermischt sich mit den übrigen seines Geschlechts. Ich gehe vielleicht einmal aus und höre ihn und sehe ihn, und kenne ihn doch nicht wieder, sondern halte ihn für eine ganz fremde Person. So haben mich schon so viele Freunde verlassen. Ein Freund, der stirbt, tut auch nichts weiter, als daß er sich wieder mit der großen, allmächtigen Erde vermischt und mir unkenntlich wird. So sind sie auch in den Wald hineingeflogen, die ich sonst wohl kannte, so daß ich sie nun nicht wieder herausfinden kann. Wir sind Toren, wenn wir sie verloren wähnen: Kinder, die schreien und jammern, wenn die Eltern mit ihnen Versteckens spielen, denn das tun die Gestorbenen nur mit uns, der kurze Augenblick zwischen Jetzt und dem Wiederfinden ist nicht zu rechnen. Und daß ich das Gleichnis vollende: so ist Freundschaft auch wohl einem Käfige gleich, ich trenne den Vogel von den übrigen, um ihn zu kennen und zu lieben, ich umgebe ihn mit einem Gefängnisse, um ihn mir so recht eigentlich abzusondern. Der Freund sondert den Freund von der ganzen übrigen Welt und hält ihn in seinen ängstlichen Armen eingeschlossen; er läßt ihn nicht zurück, er soll nur für ihn so gut, so zärtlich, so liebevoll sein, die Eifersucht bewacht ihn vor jeder fremden Liebe, verlöre jener sich im Strudel der allgemeinen Welt, so wäre er auch dem Freunde verloren und abgestorben. – Sieh her, mein Sohn, er hat sein Futter nicht einmal verzehrt, so lieb ist es ihm gewesen, mich zu verlassen. Ich habe ihn so sorgfältig gepflegt, und doch ist ihm die Freiheit lieber."

„Ihr habt die Menschen gewißlich recht von Herzen geliebt!" rief Sternbald aus.

„Nicht immer", sagte jener, „die Tiere stehn uns näher, denn sie sind wie kindische Kinder, deren

Liebe immer unterhalten sein will, weil sie ungewi
und unbegreiflich ist, mit dem Menschen rechnen w
gern, und wenn wir Bezahlung wahrnehmen, ve
missen wir schon die Liebe; gegen Tiere sind w
duldend, weil sie unsre Trefflichkeiten nicht beme
ken können und wir ihnen dadurch immer wied
gleichstehn; indem wir aber ihre dumpfe Exister
fühlen und einsehn, entsteht eine magische Freun
schaft, aus Mitleiden, Zuneigung, ja ich möchte s
gen aus Furcht, gemischt, die sich durchaus nic
erklären läßt. Ich will Euch kürzlich meine G
schichte im Auszuge erzählen, damit Ihr begreif
könnt, wie ich hierhergeraten bin."

Sie verließen die Hütte und setzten sich in de
Schatten eines alten Baumes, sie schwiegen eine Wei
dann fing der alte Maler folgende Erzählung an:

„Ich bin in Italien geboren und heiße Anselm
Weiter kann ich Euch eben von meiner Jugend nich
sagen. Meine Eltern starben früh und hinterließe
mir ein kleines Vermögen, das mir zufiel, als ich
mündig war. Meine Jugend war wie ein leichte
Traum verflogen, keine Erinnerung war in meinem
Gedächtnisse gehaftet, ich hatte nicht eine Erfahrung
gemacht. Aber ich hatte die entflohene Zeit auf meine
Art genossen, ich war immer zufrieden und vergnüg
gewesen.

Jetzt nahm ich mir vor, ins Leben einzutreten
und auch, wie andre, einen Platz auszufüllen, dami
von mir die Rede sei, daß ich geachtet würde. Schon
von meiner Kindheit hatte ich in mir einen großen
Trieb zur Kunst gespürt, die Malerei war es, die
meine Seele angezogen hatte, der Ruhm der dama
ligen Künstler begeisterte mich. Ich ging nach Peru
gia, wo damals Pietro in besonderm Rufe stand

28. A: „anzufüllen", Druckfehler (?); B: „auszufüllen".
34. Pietro Perugino (um 1445–1523), Lehrer Raffaels.

ihm wollte ich mich in die Lehre geben. Aber bald ermüdete meine Geduld, ich lernte junge Leute kennen, deren ähnliche Gemütsart mich zu ihrem vertrauten Freunde machte. Wir waren lustig miteinander, wir sangen, wir tanzten und scherzten, an die Kunst ward wenig gedacht."

Franz fiel ihm in die Rede, indem er fragte: „Könnt Ihr Euch vielleicht erinnern, ob damals bei diesem Meister Pietro noch Raffael in der Lehre stand? Raffael Sanzio?"

„O ja", sagte der Alte, „es war ein kleiner unbedeutender Knabe, auf den niemand sonderliche Rücksicht nahm. Ich erstaune, daß Ihr den Namen so eigentlich wißt."

„Und ich erstaune über das, was Ihr mir sagt", rief Sternbald aus. „So wißt Ihr es denn gar nicht, daß dieser Knabe seitdem der erste von allen Malern geworden ist? daß jedermann ihn im Munde führt, jeder ihn anbetet? Er ist seit einem Jahre gestorben, und ganz Europa trauert über seinen Verlust, wo Menschen wohnen, die die Kunst kennen, da ist auch er gekannt, noch keiner hat die Göttlichkeit der Malerei so tief ergründet."

Anselm stand eine Weile in sich gekehrt, dann brach er aus: „O wunderbare Vergangenheit! Wo ist all mein Bestreben geblieben, wie ist es gekommen, daß dieser mir Unbekannte meine innigsten Wünsche ergriffen und zu seinem Eigentume gemacht hat? Ja, ich habe wahrlich umsonst gelebt. Aber ich will meine Erzählung beendigen.

Damals schien die ganze Welt glänzend in mein junges Leben hinein, ich erblickte auf allen Wegen Freundschaft und Liebe. Unter den Mädchen, die ich kennenlernte, zog eine besonders meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, ich liebte sie innig, nach einigen Wochen war sie meine Gattin. Ich hemmte meine

Freude und meine Entzückungen durch nichts, ei
blendender, ungestörter Strom war mein Leben
lauf. In der Gesellschaft der Freunde und der Lieb
vom Wein erhitzt, war es mir oft, als wenn sic
wunderbare Kräfte in meinem Innersten entwicke
ten, als beginne mit mir die Welt eine neue Epoch
In den Stunden, die mir die Freude übrigließ, legt
ich mich wieder auf die Kunst, und es war zuweilen
als wenn vom Himmel herab goldene Strahlen
mein Herz hineinschienen und alle meine Leben
geister erläuterten und erfrischten. Dann drohte ic
mir gleichsam mit ungebornen und unsterbliche
Werken, die meine Hand noch ausführen sollte, ic
sah auf die übrige Kunst wie auf etwas Gemein
und Alltägliches hinab, ich wartete selber mit Sehn
sucht auf die Malereien, durch die sich mein hohe
Genius ankündigen würde. Diese Zeit war die glück
lichste meines Lebens.

Indessen war mein kleines Vermögen aufgegan
gen. Meine Freunde wurden kälter, meine Freude
erlosch, meine Gattin war krank, denn ihre Entbin
dung war nahe, und ich fing an, an meinem Kunst
talent zu zweifeln. Wie ein dürrer Herbstwind wehte
es durch alle meine Empfindungen hindurch, wie ein
Traum wurde mein frischer Geist von mir entrückt
Meine Not ward größer, ich suchte Hülfe bei meinen
Freunden, die mich verließen, die sich bald ganz von
mir entfremdeten. Ich hatte geglaubt, ihr Enthusias
mus würde nie erlöschen, es könne mir an Glück
niemals mangeln, und nun sah ich mich plötzlich ein
sam. Ich erschrak, daß mir mein Streben als etwas
Törichtes erschien, ja daß ich in meinem Innersten
ahndete, ich habe die Kunst niemals geliebt.

Oh, wenn ich an jene drückenden Monate zurück
denke! Wie sich nun in meinem Herzen alles ent
wickelte, wie grausam sich die Wirklichkeit von mei

nen Phantasien losarbeitete und trennte! Ich suchte allenthalben Hülfe, ich versuchte die schmählichsten Mittel, und kaum fristete ich mich dadurch von einem Tage zum andern hin. Nun fühlte ich das Treiben der Welt, nun lernte ich die Not kennen, die meine armen Brüder mit mir teilten. Vorher hatte ich die menschliche Tätigkeit, diese mitleidswürdige Arbeitseligkeit verachtet, mit Tränen in den Augen verehrte ich sie jetzt, ich schämte mich vor dem zerlumpten Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot erwirbt und nicht höher hinausdenkt, als wie er morgen von neuem beginnen will. Vorher hatte ich in der Welt die schönen Formen mit lachenden Augen aufgesucht und mir eingeprägt, jetzt sah ich im angespannten Pferde und Ochsen nur die Sklaverei, die Dienstbarkeit, die den Landmann ernährte, ich sah neidisch in die kleinen, schmutzigen Fenster der Hütten hinein, nicht mehr um seltsame poetische Ideen anzutreffen, sondern um den Hausstand und das Glück dieser Familien zu berechnen. Oh, ich errötete, wenn man das Wort Kunst aussprach, ich fühlte mich unwürdig, und das, was mir vorher als das Göttlichste erschien, kam mir nun als ein müßiges, zeitverderbendes Spielwerk vor, als eine Anmaßung über die leidende und arbeitende Menschheit. Ich war meines Daseins überdrüssig.

Einer meiner Freunde, der mir vielleicht geholfen hätte, war verreist. Ich überließ mich der Verzweiflung. Meine Gattin starb im Wochenbette, das Kind war tot. Ich lag in der Kammer nebenan, und alles erlosch vor meinen Augen. Alles, was mich geliebt hatte, trat in einer fürchterlichen Gleichgültigkeit auf mich zu: alles, was ich für mein gehalten hatte, nahm wie Fremdling von mir auf immer Abschied.

Alle Gestalten der Welt, alles, was sich je in mei-

nem Innern bewegt hatte, verwirrte sich verwilder
durcheinander. Es war, als wenn ich mich verlor un
das Fremdeste, mir bis dahin Verhaßteste mein Selb
wurde. So rang ich im Kampfe und konnte nic
sterben, sondern verlor nur meine Vernunft. Ic
wurde wahnsinnig. Ich weiß nicht, wo ich mich her
umtrieb, was ich damals erlebt habe. In einer klei
nen Kapelle einige Meilen von hier fand ich zuers
mich und meine Besinnung wieder. Wie man au
einem Traume erwacht und einen längst vergessene
Freund vor sich stehen sieht, so seltsam überrascht
so durch mich erschreckt war ich selber.

Seitdem wohne ich hier. Mein Gemüt ist der
Himmel gewidmet. Ich habe alles vergessen. Ic
brauche wenig, und dies wenige besitze ich durc
die Gutheit einiger Menschen."

„Seitdem", fuhr er nach einigem Stillschweigen
fort, „ist die Natur mein vorzüglichstes Studium.
Ich finde allenthalben wunderbare Bedeutsamkeit
und rätselhafte Winke. Jede Blume, jede Muschel
erzählt mir eine Geschichte, so wie ich Euch eine
erzählt habe. Seht diese wunderbaren Moose. Ich
weiß nicht, was alle dergleichen in der Welt soll,
und doch besteht daraus die Welt. So tröste ich mich
über mich und die übrigen Menschen. Die unendliche
Mannigfaltigkeit der Gestalten, die sich bewegen,
die gleichsam mehr ein Leben erstreben und andeu-
ten als wirklich leben, beruhigt mich, daß auch ich
vielleicht so sein mußte und mich von meiner Bahn
niemals so sehr verirrt habe, als ich wohl ehemals
wähnte." –

Es war indessen spät geworden. Franz wollte ge-
hen, ihm aber gern vorher etwas abkaufen, damit
er ihm auf eine leichtere Art ein Geschenk machen
könne. Er sah noch einmal umher und begriff es
selber nicht, wie ihm ein kleines Bild habe entgehn

können, das er nun jetzt erst bemerkte. Es war das genaue Bildnis seiner Unbekannten, jeder Zug, jede Miene, soviel er sich erinnern konnte. Er nahm es hastig herab und verschlang es mit den Augen, sein Herz klopfte ungestüm. Als er darnach fragte, erzählte der Alte, daß es ein junges Frauenzimmer sei, die er vor einem Jahre gemalt habe: sie habe ihn besucht, und ihr holdseliges Gesicht habe sich seinem Gedächtnisse dermaßen eingeprägt, daß er es nachher mit Leichtigkeit habe zeichnen können. Weitere Nachricht konnte er von dem Mädchen nicht geben.

Franz bat um das Bild, das ihm der Alte gern bewilligte: Franz drückte ihm hierauf ein größeres Geschenk in die Hand, als er ihm anfangs zugedacht hatte. Der Alte steckte es ein, ohne die Goldstücke nur zu besehn, dann umarmte er ihn und sagte: „Bleibe immer herzlich und treu gesinnt, mein Sohn, liebe deine Kunst und dich, dann wird es dir immer wohl gehn. Der Künstler muß sich selber lieben, ja verehren, er darf keiner nachteiligen Verachtung den Zugang zu sich verstatten. Sei in allen Dingen glücklich!“

Franz drückte ihn an seine Brust und ging dann den Berg hinunter.

Er war durch die Erzählung des alten Malers wehmütig geworden, es leuchtete ihm ein, daß es ihm möglich sei, sich auch über seine Bestimmung zu irren, dabei war mit frischer Kraft das Andenken und das Bild seiner Geliebten in seine Seele zurückgekommen. Er kam zum Schlosse, indem er den Weg kaum bemerkt hatte, von der Gräfin war er schon vermißt, sie war auf ihr Bildnis begierig, und er mußte gleich am folgenden Morgen weitermalen. Franz fand sie an diesem Tage ungemein liebenswürdig, ja er war auch in ihrer Gesellschaft weniger verlegen; er erzählte ihr von seiner Wallfahrt zum

alten Maler, dessen Geschichte er ihr kürzlich wiederholte. Die Gräfin sagte: „Nun wahrlich, der alte Einsiedler muß Euch auf eine ungemeine Art liebgewonnen haben, da er so viel mit Euch gesprochen hat, denn es ist sonst schon eine große Gefälligkeit wenn er dem Fragenden nur ein einziges Wort antwortet, soviel ich aber weiß, hat er bisher noch keinem einzigen seine Geschichte erzählt."

Franz zeigte ihr hierauf das Gemälde, das er gekauft hatte, ohne den Zusammenhang zu erwähnen den dieses Bild mit seinem Leben hatte. Die Gräfin erstaunte. „Ja, sie ist es!" rief sie aus, „es ist meine arme, unglückliche Schwester!"

„Eure Schwester?" sagte Franz erschrocken, „und Ihr nennt sie unglücklich?"

„Und mit Recht", antwortete die Gräfin; „jetzt ist sie seit neun Monaten tot."

Franz verlor die Sprache, seine Hand zitterte, es war ihm unmöglich, weiterzumalen. Jene fuhr fort: „Sie trug und quälte sich mit einer unglücklichen Liebe, die ihr Leben wegzehrte; vor einem Jahre machte sie eine Reise durch Deutschland, um sich zu zerstreuen und gesunder zu werden, aber sie kam zurück und starb. Der Alte hat sie damals noch gesehen, und wie ich jetzt erfahre, nachher gemalt."

Franz war durch und durch erschüttert. Er stand auf und verließ den Saal. Er irrte umher und warf sich endlich weinend an der dichtesten Stelle des Gehölzes nieder: die Worte, die ihn betäubt hatten, schallten noch immer in seinen Ohren. – „So ist sie denn auf ewig mir verloren, die niemals mein war!" rief er aus. „Oh, wie hart ist die Weise, mit der mich das Schicksal von meinem Wahnsinne heilen will! Oh, Ihr Blumen, Ihr süßen Worte, die Ihr mir so erfreulich wart, du holdselige Schreibtafel, die ich seitdem immer bei mir trage – ach! nun ist alles vor-

über! Von diesem Tage, von heute ist meine Jugend beschlossen, alle jungen Wünsche, alle liebreizenden Hoffnungen verlassen mich nun, alles ruht tief im Grabe. Nun ist mein Leben mir kein Leben mehr, mein Ziel, nach dem ich strebte, ist hinweggenommen, ich bin einsam. Das Haupt, das meine Sonne war, nach dem ich mich wie die Blume wandte, liegt nun im Grabe und ist unkenntlich. Ja, Anselm, sie ist nun auch in den großen, weiten Wald wieder hineingeflogen, meine liebste Sängerin, die ich so gern an diesem Herzen beherbergt hätte, aller Gesang erinnert mich nur an sie, die fließenden Waldbäche hier ermuntern mich, immerfort zu weinen, so wie sie selber tun. Was soll mir Kunst, was Ruhm, wenn sie nicht mehr ist, der ich alles zu Füßen legen wollte?"

Am folgenden Tage kam Rudolf zurück, vor dem Franz sein Geheimnis nun noch geflissentlicher verbarg; er fürchtete den heitern Mutwillen seines Freundes und mochte diese Schmerzen nicht seinen Spöttereien preisgeben. Rudolf erzählte ihm mit kurzen Worten die Geschichte seiner Wanderschaft, wo er sich herumgetrieben, was er in diesen Tagen erlebt. Franz hörte kaum darauf hin, weil er mit seinem Verluste zu innig beschäftigt war.

„Du hast ja hier einen Verwandten gefunden", sagte Sternbald endlich, „aber mich dünkt, du freust dich darüber nicht sonderlich."

„Meine Familie", sagte jener, „ist ziemlich ausgebreitet, ich bin noch niemals lange an einem Orte geblieben, ohne einen Vetter oder eine Muhme anzutreffen. Darum ist mir dergleichen nichts Ungewöhnliches. Dieser da ist ein guter, langweiliger Mann, mit dem ich nun schon alles gesprochen habe, was er zu sagen weiß. Ihr führt aber übrigens hier ein recht langweiliges Leben, und du, mein lieber

Sternbald, wirst darüber ganz traurig und verdrüßlich, so wie es sich auch ziemt. Ich habe also dafür gesorgt, daß wir einige Beschäftigung haben, womit wir uns die Zeit vertreiben können."

Er hatte alle Diener des Schlosses auf seine Seite gebracht und beredet, auch einige andre, besonders Mädchen aus der Nachbarschaft eingeladen, um am folgenden Tage ein lustiges Fest im Walde zu begehn. Franz entschuldigte sich, daß er ihm nicht Gesellschaft leisten könne, aber Florestan hörte nicht darauf. „Ich werde nie wieder vergnügt sein", sagte Franz, als er sich allein sah, „meine Jugend ist vorüber, ich kann auch nicht mehr arbeiten, wenn ich in der Zukunft vielleicht auch geschäftig bin."

Der folgende Tag erschien. Florestan hatte alles angeordnet. Man versammelte sich nachmittags im Walde, die Gräfin hatte allen die Erlaubnis erteilt, der kühlste, schattigste Platz wurde ausgesucht, wo die dicksten Eichen standen, wo der Rasen am grünsten war. Rudolf empfing jeden Ankömmling mit einem fröhlichen Schalmeiliede, die Mädchen waren zierlich geputzt, die Jäger und Diener mit Bändern und bunten Zieraten geschmückt. Nun kamen auch die Spielleute, die lustig aufspielten, wobei Wein und verschiedene Kuchen in die Runde gingen. Die Hitze des Tages konnte an diesen Ort nicht dringen, die Bäche und fernen Gewässer spielten wie eine liebliche Waldorgel dazu, alle Gemüter waren fröhlich.

Im grünen Grase gelagert, wurden Lieder gesungen, die alle Fröhlichkeit atmeten: da war von Liebe und Kuß die Rede, da wurde des schönen Busens erwähnt, und die Mädchen lachten fröhlich dazu. Franz wehrte sich anfangs gegen die Freude, die alle beseelte, er suchte seine Traurigkeit, aber der helle, liebliche Strom ergriff auch ihn mit seinen kri-

stallenen, plätschernden Wellen, er genoß die Gegenwart und vergaß, was er verloren hatte. Er saß neben einem blonden Mädchen, mit der er bald ein freundliches Gespräch begonn und den runden, frischen Mund, die lieblichen Augen, den hebenden Busen ununterbrochen betrachtete.

Als es noch kühler ward, ordnete man auf dem runden Rasenplatze einen lustigen Tanz an. Rudolf hatte sich auf seine Art phantastisch geschmückt und glich einer schönen idealischen Figur auf einem Gemälde. Er war der Ausgelassenste, aber in ihm spiegelte sich die Fröhlichkeit am lieblichsten. Franz tanzte mit seiner blonden Emma, die manchen Händedruck erwiderte, wenn sie den Reigen herunter ihm entgegenkam.

Da aber der Platz für den Tanz fast ein wenig zu eng war, so sonderten sich einige ab, um auszuruhen; unter diesen waren Florestan, Sternbald und die Blonde. Abseits befestigten Franz und Rudolf ein Seil zwischen zwei dicken, nahestehenden Eichen, ein Brett war bald gefunden und die Schaukel fertig. Emma setzte sich furchtsam hinein und flog nun nach dem Takte und Schwunge der Musik im Waldschatten auf und ab. Es war lieblich, wie sie bald hinauf in den Wipfel schwankte, bald wieder wie eine Göttin herabkam und mit leichter Bewegung einen schönen Zirkel beschrieb. Franz fand sie immer schöner; der Busen war verräterisch halb bloß, die Bewegung der Schaukel entblößte eine zierliche Wade und ein schönes rundes Knie, wenn der Schwung sie etwas höher trieb, entdeckte das lüsterne Auge den runden, weißen Schenkel, sie aber saß ängstlich und unbefangen oben und dachte nicht

4. „begonn", veraltete Form, begann.
13. Zur Emma-Episode im *Sternbald* vgl. Heinses *Hildegard von Hohenthal* (1795).

daran, vorsichtiger zu sein, weil sie zu vorsichtig war und nur den Fall befürchtete.

„Nun, mein Freund", rief Rudolf öfter, „bist du nun nicht vergnügt? Laß alle Grillen schwinden!" Franz sah nur die reizende Gestalt, die sich in der Luft bewegte.

Als man des Tanzes überdrüssig war, setzte man sich wieder nieder und ergötzte sich an Liedern und aufgegebenen Rätseln. Jetzt ertrug Sternbald den Mutwillen der Poesie, die in alten Reimen die Reize der Liebsten lobpries: er stimmte mit ein und verließ die blonde Emma niemals, wenigstens mit den Augen.

Der Abend brach ein, in gespaltenen Schimmern floß das Abendrot durch den Wald, die lieblichste stillste Luft umgab die Natur und bewegte auch nicht die Blätter am Baume. Rudolf, dessen Phantasie immer geschäftig war, ließ nun eine lange Tafel bereiten, auf die ebenso viele Blumen als Speisen gesetzt wurden, dazwischen die Lichter, die kein Wind verlöschte, sondern die ruhig fortbrannten und einen zauberischen, berauschenden Anblick gewährten. Man aß unter schallender Musik, dann wurden die Tische auseinandergeschoben und umher zwischen den Bäumen verteilt, die Wachskerzen brannten auch hier. Nun kam ein mutwilliges Pfänderspiel in den Gang, bei dem Sternbald manchen herzlichen Kuß von seiner Blonden empfing, wobei ihm jedesmal das Blut in die Wangen stieg.

Jetzt war es Nacht, man mußte sich trennen. Die Leute aus dem Dorfe und der kleinen Stadt gingen zurück, Rudolf und Sternbald begleiteten den Zug. Laternen gingen voran, dann folgten die Spielleute, die fast beständig ihre Musik erschallen ließen und dadurch den Zug im Takte erhielten; Franz führte seine Emma, er schlang seinen Arm um ihren Leib,

seine Hand fiel auf ihre schöne Brust, er wagte es, von der Dunkelheit, von der Musik berauscht, das Gewand zurückzuschieben, sie widersetzte sich nur schwach. Er drückte die schöne volle Brust mit zitternden Fingern, die ihm mutwillig entgegenquoll. – Jetzt standen sie vor dem Dorfe, er nahm mit einem herzlichen Kusse Abschied; Emma war stumm, er konnte kein Wort hervorbringen.

Schweigend ging er mit Rudolf durch den Wald zurück: als sie heraustraten, glänzte ihnen über die Ebene herüber der aufgehende Mond entgegen: das Schloß brannte in sanften goldenen Flammen.

Sechstes Kapitel

Das Bildnis der Gräfin und des fremden Ritters war beendigt, sie war sehr zufrieden und belohnte den Maler reichlicher, als es beide Freunde erwartet hatten. Franz und Emma sahen sich oft, und Franzens Wünsche und Bitten wurden immer ungestümer und ungeduldiger; er dachte auch dieser Bekanntschaft wegen ungern an die Abreise, an die ihn Rudolf oft erinnerte, um ihn zu ängstigen.

Franz erstaunte oft in einsamen Stunden über sich selber, über die Ungenügsamkeit, die ihn peinigte. Er betrachtete dann mit wehmütiger Ungeduld das Bild seiner ehemaligen Geliebten, er wollte sie seiner Phantasie in aller vorigen Klarheit zurückzaubern, aber sein Geist und seine Sinne waren wie mit ehernen Banden in der Gegenwart festgehalten.

„Bravo!“ sagte an einem Morgen Rudolf zu seinem Freunde, „du gefällst mir, denn ich sehe, du lernst von mir. Du ahmst mir nach, daß du auch eine Liebschaft hast, die deine Lebensgeister in Tätigkeit

erhält, glaube mir, man kann im Leben durchaus nicht anders zurechtkommen. So aber verschönert sich uns jede Gegend, der Name der Dörfer und Städte wird uns teuer und bedeutend, unsre Einbildung wird mit lieblichen Bildern angefüllt, so daß wir uns allenthalben wie in einer ersehnten Heimat fühlen."

„Aber wohin führt uns dieser Leichtsinn?" fragte Franz.

„Wohin?" rief Rudolf aus, „o mein Freund, verbittere dir nicht mit dergleichen Fragen deinen schönsten Lebensgenuß, denn wohin führt dich das Leben endlich?"

„Aber die Sinnlichkeit", sagte Franz, „hörst du nicht jeden rechtlichen Menschen schlecht davon sprechen?"

„O über die rechtlichen Menschen!" sagte Florestan lachend, „sie wissen selbst nicht, was sie wollen. Der Himmel gibt sich die Mühe, uns die Sinnen anzuschaffen, nun, so wollen wir uns deren auch nicht schämen, nach unserm löblichen Tode wollen wir uns dann mit des Himmels Beistand zur Freude besser gebärden."

„Was war das für ein Mädchen", fragte Franz, „das du in der Gegend von Antwerpen besuchtest?"

„Oh, das ist eine Geschichte", antwortete jener, „die ich dir schon lange einmal habe erzählen wollen. Ich war vor einem Jahre auf der Reise und ritt übers Feld, um schneller fortzukommen. Ich war müde, mein Pferd fing an zu hinken, die Meile kam uns unendlich lang vor. Ich sang ein Liedchen, ich besann mich auf hundert Schwänke, die mich in vielen andern Stunden erquickt hätten, aber alles war vergebens. Indem ich mich noch abquäle, sehe ich eine hübsche niederländische Bäuerin am Wege sitzen, die sich die Augen abtrocknet. Ich frage, was

ihr fehlt, und sie erzählt mir mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit, daß sie schon so weit gegangen sei, sich nun zu müde fühle, noch zu ihren Eltern nach Hause zu kommen, und darum weine sie, wie billig. Die Dämmerung war indes schon eingebrochen, mein Entschluß war bald gefaßt: ohne weiter um Rat zu fragen, bot ich ihr das müde Pferd an, um bequemer fortzukommen. Sie ließ sich eine Weile zureden, dann stieg sie hinauf und setzte sich vor mich: ich hielt sie mit den Armen fest. Nun fing ich an, die Meile noch länger zu wünschen, der niedlichste Fuß schwebte vor mir, von der Bewegung entblößt, die frische rote Wange dicht an der meinigen, die freundlichen Augen mir nahe gegenüber. So zogen wir über das Feld, indem sie mir ihre Herkunft und Erziehung erzählte: wir wurden bald vertrauter, und sie sträubte sich gegen meine Küsse nicht mehr.

Nun wurde es Nacht, und die Bangigkeit, die sie erfüllte, erlaubte mir, dreister zu sein. Endlich kamen wir in die Nähe ihrer Behausung, sie stieg behende herunter, wir hatten schon unsre Abrede genommen. Sie eilte voraus, ich blieb eine Weile zurück, dann zwang ich mein Pferd, in einer Art von Galopp mit mir vor das Haus zu sprengen. Es war ein altes, weitläuftiges Gebäude, das abseits vom übrigen Dorfe lag; das Mädchen kam mir entgegen, ich trat als ein verirrter Fremdling ein und bat demütig um ein Nachtlager. Die Eltern bewilligten es mir gern, die Kleine spielte ihre Aufgabe gut durch, sie zeigte mir verstohlen, daß sie neben der Kammer schlafen würde, die man mir einräumte; sie wollte die Tür offenlassen. Das Abendessen, die umständlichen Gespräche wurden mir sehr lang, endlich ging

21. A und B: „in der Nähe".

alles schlafen, meine Freundin aber hatte in der Wirtschaft noch allerhand zu besorgen. Ich betrachtete indessen meine Kammer, sie führte auf der eine Seite nach dem Schlafzimmer des Mädchens, auf der andern in einen langen Gang, dessen äußerste Tür geöffnet war. Freundlich schien durch diese die runde Scheibe des Mondes, das schöne Licht lockt mich hinaus, ein Garten empfängt mich. Ich durchwandere auch diesen, gehe durch ein Gattertor und verliere mich voller Erwartungen im Felde.

Man ist indessen sorgsam gewesen, alle Türen zu verschließen, es war das letzte Geschäft des Vaters, nach allen Riegeln im Hause zu sehn. Bestürzt komme ich zurück, die Gartentür ist verschlossen, ich rufe, ich klopfe, niemand hört mich, ich versuche überzusteigen, aber meine Mühe war vergebens. Ich verwünsche den Mond und die Schönheiten der Natur, ich sehe die Freundliche vor mir, die mich erwartet und mein Zögern nicht begreifen kann.

Unter Verwünschungen und unnützen Bemühungen sah ich mich genötigt, den Morgen auf dem freien Felde abzuwarten: alle Hunde wurden wach, aber kein Mensch hörte mich, der mich eingelassen hätte. Oh, wie segnete ich die ersten Strahlen des Frührots! Die Alten bedauerten mein Unglück, das Mädchen war so verdrüßlich, daß sie anfangs nicht mit mir sprechen wollte, ich versöhnte sie aber endlich, ich mußte fort und versprach ihr, auf meiner Rückreise von England sie gewiß wieder zu besuchen. Und du sahst damals, daß ich ihr auch Wort hielt.

Ich kam an: schon sah ich mit Verdruß und klopfendem Herzen den Garten mit der mir so wohlbekannten Mauer, schon suchte mein Auge das Mädchen, aber die Sachen hatten sich indessen sehr verändert. Sie war verheiratet, sie wohnte in einem andern Hause, und was das Schlimmste war, sie liebte sogar

ihren Mann; als ich sie besuchte, bat sie mich mit der höchsten Angst, doch ja je eher, je lieber wieder fortzugehn. Ich gehorchte ihr, um ihr Glück nicht zu stören. – Siehst du, mein Freund, das ist die unbedeutende Geschichte einer Bekanntschaft, die sich ganz anders endigte, als ich erwartet hatte."

„Dir geschieht schon recht", sagte Franz, „wenn du manchmal für deinen übertriebenen Mutwillen bestraft wirst."

„Oh, daß ihr allenthalben Übertreibungen findet!" rief Florestan aus, „ihr seid immer besorgt, euch in allen Gedanken und Gefühlen zu mäßigen. Aber es gelingt niemals und ist unmöglich, in einem Gebiete zu messen und zu wägen, wo kein Maß und Gewicht anerkannt wird. Es freut mich, dich auch einmal verliebt zu sehn."

Franz sagte: „Ich weiß nicht, ob ich verliebt bin, aber du ängstigest mich mit deinen Reden; wozu wäre es auch, da wir so bald abreisen müssen?"

Florestan lachte und gab ihm gar keine Antwort. – „Nun, wie haben dir die neulichen Lieder gefallen?" sagte er, „und die Lichter, der Wald? Nicht wahr, es war der Mühe wert, fröhlich zu sein?"

Er stellte sich vor Sternbald hin und sang ihm einen von jenen altfränkischen Gesängen:

„Wann ich durch die Gassen schwärme,
Suche dort und suche hier
Bei der sanften Frühlingswärme,
Steht die Liebste vor der Tür.
‚Wen erwartst du auf dem Platz?' –
‚Ach! ich suche meinen Schatz.'

26 ff. August Wilhelm Schlegels Urteil über dies Lied: Anhang S. 509 f. Alle Gedichte aus diesem Kapitel wurden in die Ausgabe von 1843 nicht aufgenommen. Urteile über die Lyrik im *Sternbald*: Anhang S. 507, 509 f., 510, 513, 518 ff., 522 f. u. ö.

‚Komm, ich will dein Schatz dir werden,
Findest keinen Treuern nicht.‘ –
‚Nein, er ist der Schönst’ auf Erden,
Meiner Augen liebstes Licht.‘ –
‚Nimm mich an zu dieser Frist,
Allzutreu nicht löblich ist.‘ –

‚Willst du wohl das Küssen lassen?
Nein bin ja nicht dein Kind,
Geh, ich fange an zu hassen,
Keiner so bei mir gewinnt.
Wider Willen küßt mein Mund,
Macht mit Frevlern keinen Bund.‘ –

‚Aber schön sind deine Küsse,
Deine Lippen kirschenrot,
Ihr Berühren honigsüße,
Hier vergeß ich meine Not.
Mädchen, ach, wie klopft dein Herz!
Ist es Freude, ist es Schmerz?‘ – –

‚Laß das Herz, es ist im Schelten
Über deine freche Hand,
Nein, bei mir darf das nicht gelten,
Aufzulösen jedes Band.
Erst suchst du das Herz mit List,
Nun dein Mund den Busen küßt.‘ –

‚Oh, je freier von Gewändern
Du nur um so schöner prangst,
Häßlich putze sich mit Bändern,
Du gewandlos Ruhm erlangst,
Dich verdunkelt nur dein Kleid,
Überschattet dich mit Neid.

Herrlich ist es, wenn die Hülle
Sich von jedem Gliede neigt,
Und des zarten Busens Fülle

Unserm Blick entgegensteigt,
Wenn das Knie sich uns entblößt,
Gürtel von den Hüften löst.'"

„Du marterst mich nur", sagte Sternbald, als Rudolf geendigt hatte, „sprich, wie du willst, ich werde niemals deiner Meinung sein. Man kann sich in einem leichtsinnigen Augenblicke vergessen, aber wenn man freiwillig den Sinnen den Sieg über sich selbst einräumt, so erniedrigt man sich dadurch unter sich selbst."

„Du willst ein Maler sein und sprichst so?" rief Rudolf aus, „oh, laß ja die Kunst fahren, wenn dir deine Sinnen nicht lieber sind, denn durch diese allein vermagst du die Rührungen hervorzubringen. Was wollt ihr mit allen euren Farben darstellen und ausrichten, als die Sinnen auf die schönste Weise ergötzen? Durch nichts kann der Künstler unsre Phantasie so gefangennehmen als durch den Reiz der vollendeten Schönheit, das ist es, was wir in allen Formen entdecken wollen, wonach unser gieriges Auge allenthalben sucht. Wenn wir sie finden, so sind es auch nicht die Sinne allein, die in Bewegung sind, sondern alle unsre Entzückungen erschüttern uns auf einmal auf die lieblichste Weise. Der freie, unverhüllte Körper ist der höchste Triumph der Kunst, denn was sollen mir jene beschleierten Gestalten? Warum treten sie nicht aus ihren Gewändern heraus, die sie ängstigen, und sind sie selbst? Gewand ist höchstens nur Zugabe, Nebenschönheit. Das griechische Altertum verkündigt sich in seinen nackten Figuren am göttlichsten und menschlichsten. Die Dezenz unsers gemeinen prosaischen Lebens ist in der Kunst unerlaubt, dort in den heitern, reinen Regionen ist sie ungeziemlich, sie ist unter uns selbst das Dokument unsrer Gemeinheit

und Unsittlichkeit. Der Künstler darf seine Be-
kanntschaft mit ihr nicht verraten, oder er gibt z-
erkennen, daß ihm die Kunst nicht das Liebste un-
Beste ist, er gesteht, daß er sich nicht ganz ausspre-
chen darf, und doch ist sein verschlossenes Innerste-
gerade das, was wir von ihm begehren."

In einigen Tagen war ihre Abreise beschlossen;
die Gräfin hatte den versprochenen Brief an di-
italienische Familie geschrieben, den Sternbald mi-
großer Gleichgültigkeit in seine Brieftasche legte;
er zeigte ihn auch seinem Freunde nicht, sonder-
war sogar ungewiß, ob er ihn abgeben solle.

Es war einer der heißesten Tage gewesen, a-
Sternbald gegen Abend das Gehölz besuchte, ur-
sich seinen Gedanken zu überlassen. Im Walde e-
reichte der durchfließende Bach an der schönste-
Stelle eine ziemliche Breite und Tiefe, der Ort wa-
abgelegen, dichtes Gebüsch wuchs umher und machte-
hier die Kühlung noch schöner. Franz entkleidete-
sich und warf sich in die kühlen Wellen des kleinen
Flusses. Sein Gemüt ward heiterer, als er sich rings
vom frischen Elemente umgeben spürte, die Ge-
büsche rauschten um ihn, sein Auge verlor sich in
die schöne Dunkelheit des dichten Waldes, und ihm
fielen allerhand Gemälde ein, auf denen er ähnliche
Darstellungen angetroffen hatte.

Indem er so nach dem Walde hineinschaute, sah
er Emma aus der Dunkelheit hervorkommen. Erst
traute er seinen eigenen Augen nicht, aber sie war
es wirklich. Er verbarg sich in das dichte Gebüsch:
sie kam näher und schien von der Hitze des Tages
und des Weges ermattet, sie sank auf den Rasen hin,
der mit frischem Grün den Bach umkränzte, dann
löste sie die Schuhe ab und erprobte mit dem nack-
ten Fuße und Beine die Kälte des Wassers. Stern-
bald fand sie schöner als je, er wandte seine Augen

in keinem Momente von ihr; sie sah schüchtern und vorsichtig umher, dann machte sie den Busen frei und löste die schönen goldgelben Haare auf. Jetzt war sie nur noch mit einem dünnen Gewande bekleidet, das die schönen, vollen Formen ihres Körpers verriet, im Augenblicke stand sie nackt, verschämt und errötend da und stieg so in das Bad. Franz konnte sich in seiner Verborgenheit nicht länger zurückhalten, er stürzte hervor, sie erschrak, der grüne Rasen, die dichten Gebüsche waren Zeugen ihrer Versöhnung und ihres Glücks. –

Als sie das Schloß verlassen hatten, als beide Freunde sich auf der weiten Heerstraße befanden, gestand Franz seinem Vertrauten diesen Vorfall, er erzählte ihm, wie Emma bei ihrem Abschiede geweint, wie sie gewünscht, ihn wiederzusehn. Rudolf blieb bei dieser Erzählung nachdenklich, er war weniger fröhlich und leichtsinnig, als man ihn sonst sah, er schien Erinnerungen zu bekämpfen, die ihn beinahe schwermütig machten.

„Kein Mensch", rief er endlich aus, „kann seine frohe Laune verbürgen, es kommen Augenblicke und Empfindungen, die ihn wie in einem Kerker verschließen und ihn nicht wieder freigeben wollen. Ich denke eben daran, wie ohne Not und ohne Zweck ich mich hier herumtreibe und indessen das vernachlässige, was doch das einzige Glück in der Welt ist. Wahrlich, ich könnte in manchen Augenblicken so schwermütig sein, daß ich weinte oder tiefsinnige Elegien niederschriebe, daß ich auf meinen Instrumenten Töne hervorsuchte, die in Steine und Felsen Mitleiden hineinzwängen. O mein Freund, wir wollen uns nicht mit unnützem Gram den gegenwärtigen Augenblick verkümmern, diese Gegenwart, in der wir jetzt sind, kömmt nicht zum zweiten Male wieder, mag doch ein jeder Tag für das Seine sorgen.

Auf, mein Freund, durch die Welt,
Über Feld,
Berg und Tal,
Blum' und Blümlein ohne Zahl.

Heute hier, morgen dort,
Jeder Ort
Freuden hegt,
Wenn nur froh dein Herze schlägt.

Darum, mein Freund, entschlage dich aller deiner trübseligen Gedanken, keine schlechtere Frucht hat die menschliche Seele in ihrer Verderbtheit hervorgebracht als die Reue: man sei frisch und froh ein andrer Mensch, wenn es sein muß, nur quäle man sich nicht mit vergeblichen Wünschen, daß man die Vergangenheit zurückruft und darüber sein Herz mit einer fürchterlichen Leere anfüllt; oder man begehe unbekümmert dieselbe Torheit wieder, wenn es die Umstände so mit sich bringen."

Es wurde Abend, ein schöner Himmel erglänzte mit seinen wunderbaren, buntgefärbten Wolkenbildern über ihnen. „Sieh", fuhr Rudolf fort, „wenn ihr Maler mir dergleichen darstellen könntet, so wollte ich euch oft eure beweglichen Historien, eure leidenschaftlichen und verwirrten Darstellungen mit allen unzähligen Figuren erlassen. Meine Seele sollte sich an diesen grellen Farben ohne Zusammenhang, an diesen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergötzen und genügen, ich würde da Handlung, Leidenschaft, Komposition und alles gern vermissen, wenn ihr mir, wie die gütige Natur heute tut, so mit rosenrotem Schlüssel die Heimat aufschließen könntet, wo die Ahndungen der Kindheit wohnen, das glänzende Land, wo in dem grünen, azurnen Meere die goldensten Träume schwimmen, wo Lichtgestalten

zwischen feurigen Blumen gehn und uns die Hände reichen, die wir an unser Herz drücken möchten. O mein Freund, wenn ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in eure Malerei hineinlocken könntet! Aber euch fehlen Farben, und Bedeutung im gewöhnlichen Sinne ist leider eine Bedingung eurer Kunst."

„Ich verstehe, wie du es meinst", sagte Sternbald, „und die freundlichen Himmelslichter entwanken und entfliehen, indem wir sprechen. Wenn du auf der Harfe musizierst und mit den Fingern die Töne suchst, die mit deinen Phantasien verbrüdert sind, so daß beide sich gegenseitig erkennen und nun Töne und Phantasie in der Umarmung gleichsam entzückt immer höher, immer mehr himmelwärts jauchzen, so hast du mir schon oft gesagt, daß die Musik die erste, die unmittelbarste, die kühnste von allen Künsten sei, daß sie einzig das Herz habe, das auszusprechen, was man ihr anvertraut, da die übrigen ihren Auftrag immer nur halb ausrichten und das beste verschweigen: ich habe dir so oft recht geben müssen, aber, mein Freund, ich glaube darum doch, daß sich Musik, Poesie und Malerei oft die Hand bieten, ja daß sie oft ein und dasselbe auf ihren Wegen ausrichten können. Freilich ist es nicht nötig, daß immer nur Handlung, Begebenheit mein Gemüt entzücke, ja es scheint mir sogar schwer zu bestimmen, ob in diesem Gebiete unsre Kunst ihre schönsten Lorbeern antreffe: allein erinnere dich nur selbst der schönen, stillen heiligen Familien, die wir angetroffen haben; liegt nicht in einigen unendlich viele Musik, wie du es nennen willst. Ist in ihnen die Religion, das Heil der Welt, die Anbetung des Höchsten nicht wie in einem Kindergespräche offenbart und ausgedrückt? Ich habe bei den Figuren nicht bloß an die Figuren gedacht, die Gruppierung war

mir nur Nebensache, ja auch der Ausdruck der Mienen, insofern ich ihn auf die gegenwärtige Geschichte auf den wirklichen Zusammenhang bezog. Der Maler hat hier Gelegenheit, die Einbildung in sich selbs zu erregen, ohne sie durch Geschichte, durch Beziehung vorzubereiten. – Die Gemälde von Landschaften scheinen mir aber besonders dazu Veranlassung zu geben."

„Bist du denn auch der Meinung", fragte Rudolf „daß jede Landschaft mit Figuren ausstaffiert sein muß, damit dadurch Leben und Interesse in das Bild hineinkomme?"

„Soviel ich darüber habe einsehen können", antwortete Franz, „scheint es mir unnötig. Eine gute Landschaft kann etwas Wunderbares ausdrücken, so daß die Einsamkeit gerade eine vortreffliche Wirkung tut: auch können so mancherlei Empfindungen erregt werden, daß sich eine Vorschrift darüber wohl schwerlich in so allgemeine Worte fassen läßt. Es können nur selten die Figuren sein, die die Teilnahme erregen, die es beleben, wer sie bloß dazu braucht, scheint mir von seiner Kunst wenig begriffen zu haben, aber sie können vielleicht jenes Spiel der Ideen, jene Musik mit erregen helfen, die alle Kunstwerke zu geheimnisvollen Wunderwerken macht. Aber denke dir eine Waldgegend, die sich im Hintergrunde öffnet und die Durchsicht in eine Wiese läßt, die Sonne steigt herauf, und ganz in der Ferne wirst du ein kleines ländliches Haus gewahr, mit rotem, freundlichen Dache, das gegen das Grün der Büsche und der Wiese lebhaft absticht, so erregt schon diese Einsamkeit ohne alle lebendige Gestalten eine wehmütige, unbegreifliche Empfindung in dir."

„Am meisten ist mir das, was ich so oft von der Malerei wünsche, bei allegorischen Gemälden ein leuchtend", sagte Rudolf.

„Gut, daß du mich daran erinnerst!" rief Franz aus, „hier ist recht der Ort, wo der Maler seine große Imagination, seinen Sinn für die Magie der Kunst offenbaren kann: hier kann er gleichsam über die Grenzen seiner Kunst hinausschreiten und mit dem Dichter wetteifern. Die Begebenheit, die Figuren sind ihm nur Nebensache, und doch machen sie das Bild, es ist Ruhe und Lebendigkeit, Fülle und Leere, und die Kühnheit der Gedanken, der Zusammensetzung findet erst hier ihren rechten Platz. Ich habe es ungern gehört, daß man diesen Gedichten so oft den Mangel an Zierlichkeit vorrückt, daß man hier tätige Bewegung und schnellen Reiz einer Handlung fordert, wenn sie statt eines einzelnen Menschen die Menschheit ausdrücken, statt eines Vorfalls eine erhabene Ruhe. Gerade diese anscheinende Kälte, die Unbiegsamkeit im Stoffe ist das, was mir so oft einen wehmütigen Schauder bei der Betrachtung erregte: daß hier allgemeine Begriffe in sinnlichen Gestalten mit so ernster Bedeutung aufgestellt sind, Kind und Greis in ihren Empfindungen vereinigt, daß das Ganze unzusammenhängend erscheint, wie das menschliche Leben, und doch eins um des andern notwendig ist, wie man auch im Leben nichts aus seiner Verkettung reißen darf, alles dies ist mir immer ungemein erhaben erschienen."

„Ich erinnere mich", antwortete Rudolf, „eines alten Bildes in Pisa, das schon über hundert Jahr alt wurde und das dir auch vielleicht gefallen wird; wenn ich nicht irre, ist es von Andrea Orgagna gemalt. Dieser Künstler hat den Dante mit besondrer

28. Bei der folgenden Beschreibung handelt es sich um den sogenannten *Triumph des Todes*, ein großes Fresko im Campo Santo zu Pisa, das früher Andrea di Cione, genannt Orcagna (1308–77) zugesprochen wurde, nach neueren Forschungen aber wohl von Francesco Traini gemalt wurde. Vgl. die Tafeln 11 und 12.

Vorliebe studiert und in seiner Kunst auch etwas Ähnliches dichten wollen. Auf seinem großen Bilde ist in der Tat das ganze menschliche Leben auf eine recht wehmütige Art abgebildet. Ein Feld prangt mit schönen Blumen von frischen und glänzenden Farben, geschmückte Herren und Damen gehen umher und ergötzen sich an der Pracht. Tanzende Mädchen ziehen mit ihrer muntern Bewegung den Blick auf sich, in den Bäumen, die von Orangen glühn erblickt man Liebesgötter, die schalkhaft mit ihren Geschossen herunterzielen, über den Mädchen schweben andre Amorinen, die nach den geschmückten Spaziergängern zur Vergeltung zielen. Spielleute blasen auf Instrumenten zum Tanz, eine bedeckte Tafel steht in der Ferne. – Gegenüber sieht man steile Felsen, auf denen Einsiedler Buße tun und in andächtiger Stellung beten, einige lesen, einer melkt eine Ziege. Hier ist die Dürftigkeit des armutseligen Lebens dem üppigen glückseligen recht herzhaft gegenübergestellt. – Unten sieht man drei Könige, die mit ihren Gemahlinnen auf die Jagd reiten, denen ein heiliger Mann eröffnete Gräber zeigt, in denen man von Königen verweste Leichname sieht. – Durch die Luft fliegt der Tod, mit schwarzem Gewand, die Sense in der Hand, unter ihm Leichen aus allen Ständen, auf die er hindeutet. – Dieses Bild mit seinen treuherzigen Reimen, die vielen Personen aus dem Munde gehn, hat immer in mir das Bild des großen menschlichen Lebens hervorgebracht, in welchem keiner vom andern weiß und sich alle blind und taub durcheinanderbewegen."

Unter diesen Gesprächen waren sie an eine dichte Stelle im Walde gekommen, abseits an einer Eiche gelehnt lag ein Rittersmann, mit dem sich ein Pilgrim beschäftigte und ihm eine Wunde zu verbinden suchte. Die beiden Wanderer eilten sogleich hinzu,

sie erkannten den Ritter, Franz zuerst, es war derselbe, den sie vor einiger Zeit als Mönch gesehn hatten und den Sternbald im Schlosse gemalt hatte. Der Ritter war in Ohnmacht gesunken, er hatte viel Blut verloren, aber durch die vereinigte Hülfe kam er bald wieder zu sich. Der Pilgrim dankte den beiden Freunden herzlich, daß sie ihm geholfen, den armen Verwundeten zu pflegen, sie machten in der Eile eine Trage von Zweigen und Blättern, worauf sie ihn legten und so abwechselnd trugen. Der Ritter erholte sich bald, so daß er bat, sie möchten diese Mühe unterlassen; er versuchte es, auf die Füße zu kommen, und es gelang ihm, daß er sich mit einiger Beschwerlichkeit und langsam fortbewegen konnte, die übrigen führten und unterstützten ihn. Der Ritter erkannte Franz und Rudolf ebenfalls, er gestand, daß er derselbe sei, den sie neulich in einer Verkleidung getroffen. Der Pilgrim erzählte, daß er nach Loretto wallfahrte, um ein Gelübde zu bezahlen, das er in einem Sturm auf der See getan.

Es wurde dunkel, als sie immer tiefer in den Wald hineingerieten und kaum noch den Weg bemerken konnten. Franz und Rudolf riefen laut, um jemand herbeizulocken, der ihnen raten, der sie aus der Irre führen könne, aber vergebens, sie hörten nichts als das Echo ihrer eignen Stimme. Endlich war es, als wenn sie durch die Verworrenheit der Gebüsche ein fernes Glöcklein vernähmen, und sogleich richteten sie nach diesem Schalle ihre Schritte. Der Pilger insonderheit war sehr ermüdet und wünschte einen Ruheplatz anzutreffen, er gestand es ungern, daß ihn sein übereiltes Gelübde schon oft gereut habe, daß er es aber nun schuldig sei zu bezahlen, um Gott nicht zu irren. Er seufzte fast bei jedem Schritte,

34. zu irren: zu täuschen, zu betrügen.

und der Ritter konnte es nicht unterlassen, so er müdet er selber war, bisweilen über ihn zu spotten Franz und Rudolf sangen Lieder, um die Ermüde ten zu trösten und anzufrischen, sehnten sich abe auch herzlich nach einer ruhigen Herberge.

Jetzt sahen sie ein Licht ungewiß durch die Zweig schimmern, und die Hoffnung von allen wurde ge stärkt, das Glöcklein ließ sich von Zeit zu Zeit wie der hören und viel vernehmlicher. Sie glaubten sich in der Nähe eines Dorfs zu befinden, als sie abe noch eine Weile gegangen waren, standen sie vo einer kleinen Hütte, in der ein Licht brannte, da ihnen entgegenglänzte, ein Mann saß darin und la mit vieler Aufmerksamkeit in einem Buche, ein gro ßer Rosenkranz hing an seiner Seite, über der Hütt war eine Glocke angebracht, die er abwechselnd anzog und die den Schall verursacht hatte.

Er erstaunte, als er von der Gesellschaft in seinen Betrachtungen gestört wurde, doch nahm er alle sehr freundlich auf. Er bereitete schnell aus Kräutern einen Saft, mit dem er die Wunde des Ritters verband, wonach dieser sogleich Linderung spürte und zum Schlafe geneigt war. Auch Franz war müde, der Pilgrim war schon in einem Winkel des Hauses eingeschlafen, nur Rudolf blieb munter und verzehrte einiges von den Früchten, Brot und Honig, das der Einsiedler aufgetragen hatte. „Ihr seid in meiner Einsamkeit willkommen", sagte dieser zu Florestan, „und es ist mein tägliches Gebet zu Gott, daß er mir Gelegenheit geben möge, zuweilen einiges Gute zu tun, und so ist sie mir denn heute wider Erwarten gekommen. Sonst bringe ich meine Zeit mit Andacht und Beten zu, auch lasse ich nach gewissen Gebeten immer mein Glöcklein erschallen, damit die Hirten und Bauern im Walde oder die Leute im nächsten Dorfe wissen mögen, daß ich

munter bin und für sie dem Herrn danke, das einzige, was ich zur Vergeltung für ihre Wohltaten zu tun imstande bin."

Rudolf blieb mit dem Einsiedler noch lange munter, sie sprachen allerhand, doch ließ sich der Alte nicht zu lange von seinen vorgesetzten Gebeten abwendig machen, sondern wiederholte sie während ihrer Erzählung: Franz hörte im Schlummer die beiden miteinander sprechen, dann zuweilen das Glöcklein klingen, den Gesang des Alten, und es dünkte ihm unter seinen Träumen alles höchst wunderbar.

Gegen Morgen schlief Rudolf auch ein, so viele Mühe er sich auch gab, wach zu bleiben, der Alte sang indes:

„Bald kommt des Morgens früher Strahl
Und funkelt tief ins ferne Tal
Und macht die Leutlein munter:
Dann regt zur Arbeit alles sich
Und preist den Schöpfer festiglich,
Weicht Nacht und Schlaf hinunter,
Weil' nicht,
Süß' Licht,
Morgenröte,
Magst die Öde
Hell entzünden,
Gottes Lieb' zu uns verkünden."

Das Morgenrot brach liebreich herauf und schimmerte erst an den Baumwipfeln, an den hellen Wolken, dann sah man die ersten Strahlen der Sonne durch den Wald leuchten. Die Vögel wurden rege, die Lerchen jubelten aus den Wolken herab, der Morgenwind schüttelte die Zweige. Die Schläfer wurden nach und nach wieder wach: der Ritter fühlte sich gestärkt und munter, der Einsiedel ver-

sicherte, daß seine Wunde nichts zu bedeuten habe. Franz und Rudolf machten einen Spaziergang durch den Wald, wo sie eine Anhöhe erstiegen und sich niedersetzten.

„Sind die Menschen nicht wunderlich?" fing Florestan an, „dieser Pilgrim kreuzt durch die Welt, verläßt sein geliebtes Weib, wie er uns selber erzählt hat, um Gott zu Gefallen die Kapelle zu Loretto zu besuchen. Der Einsiedler hat mir in der Nacht seine ganze Geschichte erzählt: er hat die Welt auf immer verlassen, weil er unglücklich geliebt hat, das Mädchen, das ihn entzückte, hat sich einem andern ergeben, und darum will er nun sein Leben in der Einsamkeit beschließen, mit seinem Rosenkranze, Buche und Glocke beschäftigt."

Franz dachte an das Bildnis, an den Tod seiner Geliebten und sagte seufzend: „O laß ihn, denn ihm ist wohl, tadle nicht zu strenge die Glückseligkeit andrer Menschen, weil sie nicht die deinige ist. Wenn er wirklich geliebt hat, was kann er nun noch in der Welt wollen? In seiner Geliebten ist ihm die ganze Welt abgestorben, nun ist sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Andenken an sie, ein immerwährendes Opfer, das er der Schönsten bringt. Ja, seine Andacht vermischt sich mit seiner Liebe, seine Liebe ist seine Religion, und sein Herz bleibt rein und geläutert. Sie strahlt ihm wie Morgensonne in sein Gedächtnis – kein gewöhnliches Leben hat ihr Bild entweiht, und so ist sie ihm Madonna, Gefährtin und Lehrerin im Gebet. O mein Freund, in manchen Stunden möchte ich mich so wie er der Einsamkeit ergeben und von Vergangenheit und Zukunft Abschied nehmen. Wie wohl würde mir das Rauschen des Waldes tun, die Wiederkehr der gleichförmigen Tage, der ununterbrochene leise Fluß der Zeit, der mich so unvermerkt ins Alter hineintrüge,

jedes Rauschen ein andächtiger Gedanke, ein Lobgesang. Müssen wir uns denn nicht doch einst von allem irdischen Glücke trennen? Was ist dann Reichtum und Liebe und Kunst? Die edelsten Geister haben müssen Abschied nehmen, warum sollen es die schwächern nicht schon früher tun, um sich einzulernen?"

Florestan verwunderte sich über seinen Freund, doch bezwang er diesmal seinen Mutwillen und antwortete mit keinem Scherze, weil Franz zu ernstlich gesprochen hatte. Er vermutete im Herzen Sternbalds einen geheimen Kummer, er gab ihm daher schweigend die Hand, und Arm in Arm gingen sie herzlich zur Hütte des armen Klausners zurück.

Der Ritter stand angekleidet vor der Tür. Die Röte war auf seine Wangen zurückgekommen, und sein Gesicht glänzte im Sonnenschein, seine Augen funkelten freundlich, er war ein schöner Mann. Der Pilgrim und der Einsiedler hatten sich zu einer Andachtsübung vereinigt und saßen in tiefsinnigen Gebeten im kleinen Hause.

Die drei setzten sich im Grase nieder, und Rudolf faßte die Hand des Fremden und sagte mit lachendem Gesicht: „Herr Ritter, Ihr dürft es mir wahrlich nicht verargen, wenn ich nun meine Neugier nicht mehr bezähmen kann, Ihr seid überdies auch ziemlich wiederhergestellt, so daß Ihr wohl die Mühe des Erzählens über Euch nehmen könnt. Ich und mein Freund haben Euer Bildnis in dem Schlosse einer schönen Dame angetroffen, sie hat uns vertraut, wie sie mit Euch verbunden ist, Ihr könnt kein andrer sein, Ihr dürft also gegen uns nicht weiter rückhalten."

„Ich will es auch nicht", sagte der junge Ritter, „schon neulich, als ich Euch sah, faßte ich ein recht herzliches Vertrauen zu Euch und Eurem Freunde

Sternbald, daher will ich Euch recht gern erzählen, was ich selber von mir weiß, denn noch nie habe ich mich in solcher Verwirrung befunden. Ich beding es mir aber aus, daß Ihr niemand von dem etwa sagt, was ich jetzt erzählen werde; Ihr dürft darun keine seltsame Geheimnisse erwarten, sondern ich bitte Euch bloß darum, weil ich nicht weiß, in wel che Verlegenheiten mich etwa künftig Euer Mange an Verschwiegenheit setzen dürfte.

Wißt also, daß ich kein Deutscher bin, sonder ich bin aus einer edlen italienischen Familie ent sprossen, mein Name ist Roderigo. Meine Elter gaben mir eine sehr freie Erziehung, mein Vate der mich übermäßig liebte, sah mir in allen Wild heiten nach, und als ich daher älter wurde und e mit seinem guten Rate nachkommen wollte, war e natürlich, daß ich auf seine Worte gar nicht achtete. Seine Liebe zu mir erlaubte ihm aber nicht, zu stren gern Mitteln als gelinden Verweisen seine Zuflucht zu nehmen, und darüber wurde ich mit jedem Tage wilder und ausgelassener. Er konnte es nicht ver bergen, daß er über meine unbesonnenen Streiche mehr Vergnügen und Zufriedenheit als Kummer empfand, und das machte mich in meinem seltsamen Lebenslaufe nur desto sicherer. Er war selbst in sei ner Jugend ein wilder Bursche gewesen, und dadurch hatte er eine Vorliebe für solche Lebensweise behal ten, ja er sah in mir nur seine Jugend glänzend wie der aufleben.

Was mich aber mehr als alles übrige bestimmte und begeisterte, war ein junger Mensch von meinem Alter, der sich Ludoviko nannte und bald mein vertrautester Freund wurde. Wir waren unzertrenn lich, wir streiften in Romanien, Kalabrien und Ober-

32. Sternbalds Bruder; vgl. Anhang S. 501.

italien umher, denn die Reisesucht, das Verlangen, fremde Gegenden zu sehn, das in uns beiden fast gleich stark war, hatte uns zuerst aneinandergeknüpft. Ich habe nie wieder einen so wunderbaren Menschen gesehn als diesen Ludoviko, ja ich kann wohl sagen, daß mir ein solcher Charakter auch vorher in der Imagination nicht als möglich vorgekommen war. Immer ebenso heiter als unbesonnen, auch in der verdrießlichsten Lage fröhlich und voll Mut: jede Gelegenheit ergriff er, die ihn in Verwirrung bringen konnte, und seine größte Freude bestand darin, mich in Not oder Gefahr zu verwickeln und mich nachher steckenzulassen. Dabei war er so unbeschreiblich gutmütig, daß ich niemals auf ihn zürnen konnte. So vertraut wir miteinander waren, hat er mir doch niemals entdeckt, wer er eigentlich sei, welcher Familie er angehöre, sooft ich ihn darum fragte, wies er mich mit der Antwort zurück: daß mir dergleichen völlig gleichgültig bleiben müsse, wenn ich sein wirklicher Freund sei. Oft verließ er mich wieder auf einige Wochen und schwärmte für sich allein umher, dann erzählten wir uns unsre Abenteuer, wenn wir uns wiederfanden."

„So gibt es doch noch so vernünftige Menschen in der Welt!" rief Rudolf heftig aus, „wahrlich, das macht mir ganz neue Lust, in meinem Leben auf meine Art weiterzuleben! Oh, wie freut es mich, daß ich Euch habe kennenlernen, fahrt um Gottes willen in Eurer vortrefflichen Erzählung fort!"

Der Ritter lächelte über diese Unterbrechung und fuhr mit folgenden Worten fort: „Es war fast kein Stand, keine Verkleidung zu erdenken, in der wir nicht das Land durchstreift hätten, als Bauern, als Bettler, als Künstler oder wieder als Grafen zogen wir umher, als Spielleute musizierten wir auf Hochzeiten und Jahrmärkten, ja der mutwillige Ludo-

viko verschmähte es nicht, zuweilen als eine artige Zigeunerin herumzuwandern und den Leuten, besonders den hübschen Mädchen, ihr Glück zu verkündigen. Von den lächerlichen Drangsalen, die wir oft überstehen mußten, sowie von den verliebten Abenteuern, die uns ergötzten, laßt mich schweigen denn ich würde Euch in der Tat ermüden."

„Gewiß nicht", sagte Rudolf, „aber macht es, wie es Euch gefällt, denn ich glaube selbst, Ihr würdet über die Mannigfaltigkeit Eurer Erzählungen müde werden."

„Vielleicht", sagte der Ritter. „Von meinem Freunde glaubte ich heimlich, daß er seinen Eltern entlaufen sei und sich nun auf gut Glück in der Welt herumtreibe. Aber dann konnte ich wieder nicht begreifen daß es ihm fast niemals an Gelde fehle, mit dem er verschwenderisch und unbeschreiblich großmütig umging. Fast sooft er mich verließ, kam er mit einer reichen Börse zurück. Unsre größte Aufmerksamkeit war auf die schönen Mädchen aus allen Ständen gerichtet; in kurzer Zeit war unsre Bekanntschaft unter diesen außerordentlich ausgebreitet, wo wir uns aufhielten, wurden wir von den Eltern ungern gesehn, nicht selten wurden wir verfolgt, oft entgingen wir nur mit genauer Not der Rache der beleidigten Liebhaber, den Nachstellungen der Mädchen, wenn wir sie einer neuen Schönheit aufopferten. Aber diese Gefährlichkeiten waren eben die Würze unsres Lebens, wir vermieden mit gutem Willen keine.

Die Reiselust ergriff meinen Freund oft auf eine so gewaltsame Weise, daß er weder auf die Vernunft noch selber auf meine Einwürfe hörte, der ich doch Tor gern genug war. Nachdem wir Italien ge-

34. der ich doch selber ein Tor war.

nug zu kennen glaubten, wollte er plötzlich nach Afrika übersetzen. Die See war von den Korsaren so beunruhigt, daß kein Schiff gern überfuhr, aber er lachte, als ich ihm davon erzählte, er zwang mich beinahe, sein Begleiter zu sein, und wir schifften mit glücklichem Winde fort. Er stand auf dem Verdecke und sang verliebte Lieder, alle Matrosen waren ihm gut, jedermann drängte sich zu ihm, die afrikanische Küste lag schon vor uns. Plötzlich entdeckten wir ein Schiff, das auf uns zusegelte, es waren Seeräuber. Nach einem hartnäckigen Gefechte, in welchem mein Freund Wunder der Tapferkeit tat, wurden wir erobert und gefangen fortgeführt. Ludoviko verlor seine Munterkeit nicht, er verspottete meinen Kleinmut, und die Korsaren beteuerten, daß sie noch nie einen so tollkühnen Wagehals gesehen hätten. ‚Was soll mir das Leben?' sagte er dagegen in ihrer Sprache, die wir beide gelernt hatten, ‚heute ist es da, morgen wieder fort; jedermann sei froh, so hat er seine Pflicht getan, keiner weiß, was morgen ist, keiner hat das Angesicht der zukünftigen Stunde gesehn. Spotte über die Falten, über das Zürnen, das uns Saturn oft im Vorüberfliegen vorhält, der Alte wird schon wieder gut, er ist wacker und lächelt endlich über seine eigne Verspottung, er bittet euch, wie Alte Kindern tun, nachher seine Unfreundlichkeit ab. Heute mir, morgen dir: wer Glück liebt, muß auch sein Unglück willkommen heißen. Das ganze Leben ist nicht der Sorge wert.'

So stand er mit seinen Ketten unter ihnen, und wahrlich! ich vergaß über seinen Heldenmut mein eignes Elend. – Wir wurden ans Land gesetzt und als Sklaven verkauft: noch als wir getrennt wurden, nickte Ludoviko mir ein freundliches Lebewohl zu.

Wir arbeiteten in zwei benachbarten Gärten, ich verlor in meiner Dürftigkeit, in dieser Unterjochung

allen Mut, aber ich hörte ihn aus der Ferne sein gewöhnlichen Lieder singen, und wenn ich ihn ein mal sah, war er so freundlich und vergnügt wie im mer. Er tat gar nicht, als wäre etwas Besondres vor gefallen. Ich konnte innerlich über seinen Leichtsin recht von Herzen böse sein, und wenn ich dann wie der sein lächelndes Gesicht vor mir sah, war alle Zorn verschwunden, alles vergessen.

Nach acht Wochen steckte er mir ein Briefchen z er hatte andre Christensklaven auf seine Seite g bracht, sie wollten sich eines Fahrzeugs bemächtige und darauf entfliehen: er meldete mir, daß er mic mitnehmen wolle, wenn dieser Vorsatz gleich sein Flucht um vieles erschwere; ich solle den Mut nich verlieren.

Ich verließ mich auf sein gutes Glück, daß uns de Vorsatz gelingen werde. Wir kamen in einer Nacht am Ufer der See zusammen, wir bemächtigten uns des kleinen Schiffs, der Wind war uns anfangs gün stig. Wir waren schon tief ins Meer hinein, wir glaubten uns bald der italienischen Küste zu nähern, als sich mit dem Anbruche des Morgens ein Sturm erhob, der immer stärker wurde. Ich riet, ans näch ste Land zurückzufahren und uns dort zu verbergen, bis sich der Sturm gelegt hätte, aber mein Freund war andrer Meinung, er glaubte, wir könnten dann von unsern Feinden entdeckt werden, er schlug vor, daß wir auf der See bleiben und uns lieber der Gnade des Sturms überlassen sollten. Seine Über redung drang durch, wir zogen alle Segel ein und suchten uns soviel als möglich zu erhalten, denn wir konnten überzeugt sein, daß bei diesem Ungewitter uns niemand verfolgen würde. Der Wind drehte sich, Sturm und Donner nahmen zu, das empörte Meer warf uns bald bis in die Wolken, bald verschlang uns der Abgrund. Alle verließ der Mut, ich brach in

Klagen aus, in Vorwürfe gegen meinen Freund. Ludoviko, der bis dahin unablässig gearbeitet und mit allen Elementen gerungen hatte, wurde nun zum ersten Male in seinem Leben zornig, er ergriff mich und warf mich im Schiffe zu Boden. ‚Bist du, Elender', rief er aus, ‚mein Freund und unterstehst dich zu klagen wie die Sklaven dort? Roderigo, sei munter und fröhlich, das rat ich dir, wenn ich dir gewogen bleiben soll, denn wir können ins Teufels Namen nicht mehr als sterben!' Und unter diesen Worten setzte er mir mit derben Faustschlägen dermaßen zu, daß ich bald alle Besinnung verlor und den Donner, die See und den Sturm nicht mehr vernahm.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich Land vor mir, der Sturm hatte sich gelegt, ich lag in den Armen meines Freundes. ‚Vergib mir', sagte er leutselig, ‚wir sind gerettet, dort ist Italien, du hättest den Mut nicht verlieren sollen.' – Ich gab ihm die Hand und nahm mir im Herzen vor, den Menschen künftig zu vermeiden, der meinem Glücke und Leben gleichsam auf alle Weise nachstellte; aber ich hatte meinen Vorsatz schon vergessen, noch ehe wir ans Land gestiegen waren, denn ich sah ein, daß er mein eigentliches Glück sei."

Rudolf, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, konnte sich nun nicht länger halten, er sprang heftig auf und rief: „Nun, bei allen Heiligen, Euer Freund ist ein wahrer Teufelskerl! Wie lumpig ist alles, was ich erlebt habe und worauf ich mir wohl manchmal etwas zugute tat, gegen diesen Menschen! Ich muß ihn kennenlernen, wahrhaftig, und sollte ich nach dieser Seltenheit bis ans Ende der Welt laufen!"

„Wenn er nur noch lebt", antwortete Roderigo, „denn nun ist es schon länger als ein Jahr, daß ich

ihn nicht gesehen habe. Ich habe Euch diesen Vorfal nur darum weitläuftiger erzählt, um Euch einiger maßen einen Begriff von seinem Charakter zu ge ben. Meine Eltern priesen sich glücklich, als sie mic wiedersahen, aber Ludoviko hatte mich bald wiede in neue Abenteuer verwickelt. Ich wollte die Schwei und Deutschland besuchen, er wollte ohne mein Gesellschaft eine andre Reise unternehmen, es wa nichts Geringeres, als daß er nach Ägypten gehe wollte, die seltsamen uralten Pyramiden, das wun derbare Rote Meer, die Sandwüsten mit ihren Sphin xen, der fruchtbare Nil, diese Gegenstände, von de nen man schon in der Kindheit so viel hört, ware es, die ihn dorthin riefen. Unser Abschied war über aus zärtlich, er versprach mir, in einem Jahre nac Italien zurückzukommen; ich nahm auf ebensolange von meinen Eltern Urlaub und trat meine Reise nach Deutschland an.

Ich fühlte mich ohne meinen Gefährten recht ein sam und verlassen, der Mut wollte sich anfangs gar nicht einstellen, der mich sonst aufrecht gehalten hatte. Die hohen Gebirge der Schweiz und in Tirol, die furchtbare Majestät der Natur, alles stimmte mich auf lange Zeit traurig, ich bereute es oft, ihm nicht wider seinen Willen gefolgt zu sein und an seinem Wahnsinne teilzunehmen. Einigemal war ich im Begriff, zu meiner Familie zurückzukehren, aber die Sucht, ein fernes Land, fremde Menschen zu sehn, trieb mich wieder vorwärts, auch die Scham, einer Lebensart untreu zu werden, die bis dahin mein höchstes Glück ausgemacht hatte. Ich will Euch die einzelnen Vorfälle verschweigen und mich zu der Begebenheit wenden, die Ursache ist, daß Ihr mich hier angetroffen.

Nach manchen lustigen Abenteuern, nach man chen angenehmen Bekanntschaften langte ich in der

Gegend des Schlosses an, wo Ihr gekannt seid. Ich saß auf einer Anhöhe und überdachte die Mannigfaltigkeiten meines Lebenslaufs, als eine fröhliche Jagdmusik mich aufmerksam machte. Ein Zug von Jägern kam näher, in ihrer Mitte eine schöne Dame, die einen Falken auf der Hand trug; die Einsamkeit, ihr schimmernder Anzug, alles trug dazu bei, sie ungemein reizend darzustellen. Meine Sinne waren gefangengenommen, ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden: alle Schönheiten, die ich sonst gesehn hatte, schienen mir gegen diese alltäglich, es war nicht dieser und jener Zug, der mich an ihr entzückte, nicht der Wuchs, nicht die Farbe der Wangen oder der Blick der Augen, sondern auf geheimnisvolle Weise alles dies zusammen. Es war ein Gefühl in meinem Busen, das ich bis dahin noch nicht empfunden hatte, es durchdrang mich ganz, nur sie allein sah ich in der weiten Welt, jenseit ihres Besitzes lag kein Wunsch mehr in der Welt.

Ich suchte ihre Bekanntschaft, ich verschwieg ihr meinen Namen. Ich fand sie meinen Wünschen geneigt, ich war auf dem höchsten Gipfel meiner Seligkeit. Wie arm kam mir mein Leben bis dahin vor, wie entsagte ich allen meinen Schwärmereien! Der Tag unsrer Hochzeit war festgesetzt.

O meine Freunde, ich kann Euch nicht beschreiben, ich kann sie selber nicht begreifen, die wunderbare Veränderung, die nun mit mir vorging! Ich sah ein bestimmtes Glück vor mir liegen, aber ich war an diesem Glücke festgeschmiedet: wie wenn ich in Meeresstille vor Anker läge und nun sähe, wie Mast und Segel vom Schiffe heruntergeschlagen würden, um mich hier, nur hier ewig festzuhalten.

‚O süße Reiselust!‘ sagte ich zu mir selber, ‚geheimnisreiche Ferne, ich werde nun von euch Abschied nehmen und eine Heimat dafür besitzen! Lockt

mich nicht mehr weit weg, denn alle eure Töne sind vergeblich, ihr ziehenden Vögel, du Schwalbe mit deinen lieblichen Gesängen, du Lerche mit deinen Reiseliedern! Keine Städte, keine Dörfer werden mir mehr mit ihren glänzenden Fenstern entgegenblicken, und ich werde nun nicht mehr denken: Welche weibliche Gestalt steht dort hinter den Vorhängen und sieht mir den Berg herauf entgegen? Bei keinem fremden liebreizenden Gesichte darf mir nun mehr einfallen: Wir werden bekannter miteinander werden, dieser Busen wird vielleicht am meinigen ruhn, diese Lippen werden mit meinen Küssen vertraut sein.'

Mein Gemüt ward hin- und zurückgezogen, häusliche Heimat, rätselhafte Fremde; ich stand in der Mitte und wußte nicht, wohin. Ich wünschte, die Gräfin möchte mich weniger lieben, ein anderer möchte mich aus ihrer Gunst verdrängen, dann hätte ich sie zürnend und verzweifelt verlassen, um wieder umherzustreifen und in den Bergen, im Talschatten den frischen, lebendigen Geist wiederzusuchen, der mich verlassen hatte. Aber sie hing an mir mit allem Feuer der ersten Liebe, sie zählte die Minuten, die ich nicht bei ihr zugebracht: sie haderte mit meiner Kälte. Noch nie war ich so geliebt, und die Fülle meines Glücks übertäubte mich. Sehnsüchtig sah ich jedem Wandersmann nach, der auf der Landstraße vorüberzog; ‚wie wohl ist dir', sagte ich, ‚daß du dein ungewisses Glück noch suchst! ich habe es gefunden!'

Ich ritt aus, um mich zu sammeln. Ich hielt mir in der Einsamkeit meinen Undank vor. ‚Was willst du in der Welt als Liebe?' so redete ich mich selber an; ‚siehe, sie ist dir geworden, sei zufrieden, begnüge dich, du kannst nicht mehr erobern: was du in einsamen Abenden mit aller Sehnsucht des Herzens er-

wünschtest, wonach du in Wäldern jagtest, was die Bergströme dir entgegensangen, dies unnennbare Glück ist dir geworden, ist wirklich dein, die Seele, die du weit umher gesucht, ist dir entgegengekommen.'

Wie kam es, daß die Dörfer mit ihren kleinen Häusern so seltsamlich vor mir lagen? daß mir jede Heimat zu enge und beschränkt dünkte? Das Abendrot schien in die Welt hinein, da ritt ich vor einem niedrigen Bauernhause vorbei, auf dem Hofe stand ein Brunnen, davor war ein Mägdlein, das sich bückte, den schweren gefüllten Eimer heraufzuziehen. Sie sah zu mir herauf, indem ich stillhielt, der Abendschein lag auf ihren Wangen, ein knappes Mieder schloß sich traulich um den schönen vollen Busen, dessen genaue Umrisse sich nicht verbergen ließen. ‚Wer ist sie?' sagte ich zu mir, ‚warum hat sie dich betrachtet?' Ich grüßte, sie dankte und lächelte. Ich ritt fort und rettete mich in die Dämmerung des Waldes hinein: mein Herz klopfte, als wenn ich dem Tode entgegenginge, als mir die Lichter aus dem Schlosse entgegenglänzten. ‚Sie wartet auf dich', sagte ich zu mir, ‚freundlich hat sie das Abendessen bereitet, sie sorgt, daß du müde bist, sie trocknet dir die Stirn. Nein, ich liebe sie', rief ich aus, ‚wie sie mich liebt.'

In der Nacht tönte der Lauf der Bergquellen in mein Ohr, die Winde rauschten durch die Bäume, der Mond stieg herauf und ging wieder unter: alles, die ganze Natur in freier, willkürlicher Bewegung, nur ich war gefesselt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich wieder durch das Dorf ritt, es traf sich, daß das Mädchen wieder am Brunnen stand: ich war meiner nicht mehr mächtig. Ich stieg vom Pferde, sie war ganz allein, sie antwortete so freundlich auf alle meine Fragen, ich war in meinem Leben

zum erstenmal mit einem Weibe verlegen, ich machte mir Vorwürfe, ich wußte nicht, was ich sprach. Neben der Tür des Hauses war eine dichte Laube, wir setzten uns nieder; die schönsten blauen Augen sahen mich an, ich konnte den frischen Lippen nicht widerstehen, die zum Kuß einluden, sie war nicht strenge gegen mich, ich vergaß die Stunde. Nachdenkend ritt ich zurück, ich wußte nun bestimmt, daß ich in dieser Einschränkung, in der Ehe mit der schönen Gräfin nicht glücklich sein würde. Ich hatte es sonst oft belacht, daß man mit dem gewechselten Ringe die Freiheit fortschenkte, jetzt erst verstand ich den Sinn dieser Redensart. Ich vermied die Gräfin, ihre Schönheit lockte mich wieder an, ich verachtete mich, daß ich zu keinem Entschlusse kommen konnte. Der Hochzeitstag war indes ganz nahe herangerückt, meine Braut machte alle Anstalten, ich hörte immer schon von den künftigen Einrichtungen sprechen; mein Herz schlug mir bei jedem Worte.

Man erzählt, daß man vor dem letzten Unglück des Markus Antonius wunderbare Töne wie von Instrumenten gehört habe, wodurch sein Schutzgott Herkules von ihm Abschied genommen: so hört' ich in jedem Lerchengesange, in jedem Klang einer Trompete, jeglichen Instruments das Glück, das mir seinen Abschied wehmütig zurief. Immer lag mir die gründämmernde Laube im Sinne, das blaue Auge, der volle Busen. Ich war entschlossen. ‚Nein, Ludoviko', rief ich aus, ‚ich will dir nicht untreu werden, du sollst mich nicht als Sklav' wiederfinden, nachdem du mich von der ersten Kette losgemacht hast. Soll ich ein Ehemann werden, weil ich liebte? Seltsame Folge!'

Ich nahm Abschied von ihr, ich versteckte mich in

21. Marcus Antonius (um 82–30 v. Chr.), Triumvir, zusammen mit Octavian und Lepidus.

die Kleidung eines Mönchs, so streifte ich umher, und so traf ich auf jenen Bildhauer Bolz, der eben aus Italien zurückkam.

Ich glaubte in ihm einige Züge von meinem Freunde anzutreffen und entdeckte ihm meine seltsame Leidenschaft. Er ward mein Begleiter. Wie genau lernte ich nun Laube, Haus und Garten meiner Geliebten kennen! Wie oft saßen wir da in den Nachtstunden Arm in Arm geschlungen, indem uns der Vollmond ins Gesicht schien! In der Kleidung eines gemeinen Bauern machte ich auch mit den Eltern Bekanntschaft und schmeckte nun nach langer Zeit wieder die Süßigkeiten meiner sonstigen Lebensweise.

Dann brach ich plötzlich wieder auf; nicht weit von hier wohnt ein schönes Mädchen, die die Eltern dem Kloster bestimmt haben, sie beweint ihr Schicksal. Ich war bereit, sie in dieser Nacht zu entführen; ich vertraute dem Gefährten meinen Plan, dieser Tückische, der sie anbetet, lockt mich hierher in den dichten Wald und versetzt mir heimlich diese Wunde. Darauf verließ er mich schnell. Seht, das ist meine Geschichte.

Unaufhörlich schwebt das Bild der Gräfin nun vor meinen Augen. Soll ich sie lassen? kann ich sie wiederfinden? soll ich einem Wesen mein ganzes Leben opfern?"

Franz sagte: „Eure Geschichte ist seltsam, die Liebe heilt Euch vielleicht einmal, daß Ihr Euch in der Beschränkung durchaus glücklich fühlt, denn noch habt Ihr die Liebe nicht gekannt."

„Du bist zu voreilig, mein Freund", sagte Florestan, „nicht alle Menschen sind wie du, und genaugenommen weißt du auch noch nicht einmal, wie du beschaffen bist."

Der Einsiedler kam, um nach der Wunde des Rit-

ters zu sehn, die sich sehr gebessert hatte. Rudolf nahm seine Schreibtafel und schrieb etwas hinein, Franz ging sinnend im Walde hin und her.

Nach einer halben Stunde suchte Florestan seinen Freund und las ihm folgendes Gedicht vor, das Sternbald sehr bewegte:

„Das Kind

Ach! wie schön die Welt!
Ruht der freundliche Glanz auf den grünen Bergen,
Winkt mir der goldne Strahl durch die Bäume,
Durch den dichten Wald.
Welch ein schönes Land mag hinter den Bergen anfangen,
Hör ich, wie bunte Hähne von dorther krähen,
Hör ich Hündchen bellen, mich locken,
Aber ich darf nicht folgen.

Über Wiesen kommen mir vielleicht mit vielen Blumen
Schöne Kinder entgegen,
Goldne Haare hängen über die Stirne,
Herrliches, wunderbares Spielzeug halten sie in den kleinen Händen,
Alles wollen sie mir gern und freundlich geben.
Meine Lippen würden sie küssen,
Gingen dann miteinander
Über die bunte, blumenglänzende Wiese.

Ach! und einsam muß ich nun hier stehn,
Die Kinder, die ich kenne, gefallen mir nicht,
Sie spielen mit mir, und ich muß weinen,
Daß ich die Herrlichkeiten in der Ferne nicht suchen darf.

Oh, wär' ich groß und stark und dürfte der Vater
Nicht mehr schelten, die Mutter nicht mehr sorgen,
Wie wollt' ich eilen hinein in die Welt und alles suchen,
Was ich mir wünsche.

Der Jüngling

Rastlos irrt' ich hin und her
Durch die Länder, übers Meer,
Weiter drängte mich der Mut,
Suchte unbekanntes Gut,
Immer weiter lockten die Sterne,
Immer ferner die zauberische Ferne,
Suchte immer in Meer und Land,
Was mir gebrach, was ich doch nicht fand.
Schmachtend kam ich stets zurück,
Nirgend auf weiter Erde mein Glück.
O Tor, und hast es nicht gefunden,
Wonach alle Sehnsucht rang,
Dem dein Herz entgegendrang
In den bittersüßen Stunden?
Zu ihr, zu ihr mein Herz gerissen,
Entgegen ihren Wonneküssen!

Diese Trauer beengte die Brust,
Vergällte jede Lebenslust,
Daß keiner dies mein Herz verstand,
Jedweder Sinn mir abgewandt;
Das trieb mich her, das trieb mich hin,
Und nirgend war mein Leben mir Gewinn.
Die Schwesterseele mein Geist gefunden,
Und Seele mit Seele fest verbunden,
Das halbe Wort, der Blick, der Ton,
Mir mehr als Rede verständlich schon:

Seh ich des Auges Holdseligkeit,
Ihr Geist den süßen Gruß mir beut,
Die Lippe nicht allein, die küßt,
Im Küssen ein Geist im andern ist,
Himmelsodem umweht mich mit
Engelsschwingen,
Alle Pulse Wonn' und Entzücken klingen.

Keine Sehnsucht weckt des Waldes Ton,
Blickt mich an der holde Augenstern,
Fliegt mein Geist nach Strömen nicht davon,
Lockt mich keine zauberreiche Fern',
Bleibe in der Heimat gern.

Der Mann

Irrte der Mensch in der schönsten Zeit des Lebens
nicht rastlos
Über Klippen und Fels, glücklich wäre der Mensch.
Aber er sucht in Bergen, im Tal das befreundete
Wesen,
Jenes bleibt ihm fremd, er nur sich selber getreu.
Könnte Vernunft durchs Leben den raschen Jüngling
geleiten,
Daß er das Leben nicht selbst wie ein Verschwender
verlör',
Suchend, was niemals noch vor ihm ein einz'ger
gefunden,
Daß er doch glaubte, was ihn Mutter Erfahrung
belehrt,
Lernte zum Nutzen für sich und andre die Kräfte
beherrschen,
Die zur Zerstörung nur leider die Jugend gebraucht. –
Hohen Mut und Geisterkraft empfind ich im Innern.

13 ff. Dazu August Wilhelm Schlegels Urteil: Anhang S. 509.

Aber noch ist nichts Würdiges durch mich geschehn,
Doch, zu Taten soll mich die schönste Hoffnung
begeistern,
Alles, was ich bin, Wohltat für jeglichen sei,
Heiter seh ich dann am Abend ins Leben zurücke,
Mich beruhigt es dann, daß ich gewirkt und
genützt,
Daß ich getan, so viel das Geschick mir immer
erlaubte,
Und von meinem Platz niemals den Bessern
verdrängt.

Der Greis

Von der langen Lebensreise müde,
Bin ich an des Todes Tor gekommen,
Sitze da und schau auf meinen Weg. –
Viele mühevolle Schritte, wie vergeblich,
Aber mich gereut nicht einer.
Unerfüllt dem Jüngling des Kindes Sehnsucht,
Ward die Hoffnung des Manns betrogen,
Aber ich traure nicht darob.
Hier im Baumschatten ruhend schau ich
Wohlgemut nach meinen gepflanzten Blumen,
Die mit süßen Düften mich erquicken;
Denke bei den kleinen Blumen jeder Gegend,
Die ich sonst wohl sah, die mir jetzt fern liegt,
Aber nun lockt mich die Ferne nicht mehr.

Rasche Jünglinge nennen meine Blumensorge
Spiel des Alters, was gewinnen sie mit
Ihrer stürmenden Kraft?
Diese Blumen wachsen, blühn und duften,
Alle meine Wünsche sind erfüllt.
In des Lebens harten Felsen stecken sie,
Ach! manche Hoffnung und wünschen ihr Gedeihn,

Wie selten, daß der Same grün emporschießt,
Wie seltner, daß er Blüten trägt!

Um mich sammeln sich die Kinder,
Und es freut mich, Spielwerk für sie zu schnitzen,
Dann seh ich den ernsten Mann wohl lächeln,
Der den Geschäften sein Leben weiht.
Nennt mein Beginnen kindisch und weiß nicht,
Daß er mit unzufriednen Kindern nur zu tun hat,
Denen er das Spielzeug nimmer recht macht.

Töricht ist es, auf und ab zu treiben,
Der Seele Heimat hier auf Erden suchend,
Sie kann auf dieser Erde nirgend sein.
Auf meinen Blumen zittert das Abendrot
Und versinkt dann hinter Bergen.
Oh, daß ich so in die kühle grüne Erde sänke,
Dann suchte die freie Seele durch den Luftraum
Die schönre Heimat unter den Gestirnen,
Dann fänd' ich den geliebten Bruder,
Den ich vergeblich mit Schmerzen hier gesucht,
Dann träf' ich die wirkende Kraft und Dauer,
Da ich mich hier in vergeblicher Arbeit abgequält."

Franz Sternbald suchte den Ritter wieder auf, nachdem Florestan ihn verlassen hatte, und sagte: „Ihr seid vorher gegen meinen Freund so willfährig gewesen, daß Ihr mich dreist gemacht habt, Euch um die Geschichte jenes alten Mannes zu bitten, dessen Ihr an dem Morgen erwähntet, als wir uns hinter Straßburg trafen."

„So viel ich mich erinnern kann", sagte der Ritter, „will ich Euch erzählen. – Auf einer meiner einsa men Wanderungen kam ich in ein Gehölz, das mich bald zu zwei einsamen Felsen führte, die sich wie zwei Tore gegenüberstanden. Ich bewunderte die

seltsame Symmetrie der Natur, als ich auf einen schönen Baumgang aufmerksam wurde, der sich hinter den Felsen eröffnete. Ich ging hindurch und fand einen weiten Platz, durch den die Allee von Bäumen gezogen war, ein schöner heller Bach floß auf der Seite, Nachtigallen sangen, und eine schöne Ruhe lud mich ein, mich niederzusetzen und auf das Plätschern einer Fontäne zu hören, die aus dichtem Gebüsche herausplauderte.

Ich saß eine Weile, als mich der liebliche Ton einer Harfe aufmerksam machte, und als ich mich umsah, ward ich die Büste Ariosts gewahr, die über einem kleinen Altar erhaben stand, unter dieser spielte ein schöner Jüngling auf dem Instrumente." –

Hier wurde die Erzählung des Ritters durch einen sonderbaren Vorfall unterbrochen.

ZWEITES BUCH

Erstes Kapitel

In der Klause entstand ein Geräusch und Gezänk, gleich darauf sah man den Eremiten und Pilgrin beide erhitzt, heraustreten, aus dem Walde kam ei großer, ansehnlicher Mann, auf den Roderigo so gleich hinzueilte und ihn in seine Arme schloß. „O mein Ludoviko!“ rief er aus, „bist du wieder da Wie kömmst du hierher? geht es dir wohl? bist d noch wie sonst mein Freund?“

Jener konnte vor dem Entzücken Roderigos im mer noch nicht zu Worte kommen, indessen die hei ligen Männer in ihrem eifrigen Gezänk fortfuhren. Da Florestan den Namen Ludoviko nennen hörte, verließ er auch Sternbald und eilte zu den beiden, indem er ausrief: „Gott sei gedankt, wenn Ihr Ludoviko seid! Ihr seid uns hier in der Einsamkeit unaussprechlich willkommen!“

Ludoviko umarmte seinen Freund, indem Sternbald voller Erstaunen verlassen dastand, dann sagte er lustig: „Mich freut es, dich zu sehn, aber wir müssen doch dort die streitenden Parteien auseinanderbringen.“

Als sie den fremden schönen Mann auf sich zukommen sahen, der ganz so tat, als wenn es seine Sache sein müßte, ihren Zwist zu schlichten, ließen sie freiwillig voneinander ab. Sie waren von der edlen Gestalt wie bezaubert, Roderigo war vor Freude trunken, seinen Freund wieder zu besitzen, und Florestan konnte kein Auge von ihm verwenden. „Was haben die beiden heiligen Männer gehabt?“ fragte Ludoviko.

16. A und B: „aufrief“.

Der Eremit fing an, seinen Unstern zu erzählen. Der Pilger sei derselbe, der seine Geliebte geheiratet habe, diese Entdeckung habe sich unvermutet während ihrer Gebete hervorgetan, er sei darüber erbittert worden, daß er nun noch zum Überfluß seinem ärgsten Feinde Herberge geben müßte.

Der Pilgrim verantwortete sich dagegen: daß es seine Schuld nicht sei, daß jener gegen die Gastfreiheit gehandelt und ihn mit Schimpfreden überhäuft habe.

Ludoviko sagte: „Mein lieber Pilger, wenn dir die Großmut recht an die Seele geheftet ist, so überlaß jenem eifrigen Liebhaber deine bisherige Frau und bewohne du seine Klause. Vielleicht, daß er sich bald hierher zurücksehnt und du dann gewiß nicht zum zweiten Male den Tausch eingehn wirst."

Rudolf lachte laut über den wunderlichen Zank und über diese lustige Entscheidung, Franz aber erstaunte, daß Einsiedler, heilige Männer so unheiligen und gemeinen Leidenschaften, als dem Zorne, Raum verstatten könnten. Der Pilgrim war gar nicht willens, seine Frau zu verlassen, um ein Waldbruder zu werden, der Eremit schämte sich seiner Heftigkeit.

Alle Parteien waren ausgesöhnt, und sie setzten sich mit friedlichen Gemütern an das kleine Mittagsmahl.

„Du hast dich gar nicht verändert", sagte Roderigo.

„Und muß man sich denn immer verändern?" rief Ludoviko aus; „nein, auch Ägypten mit seinen Pyramiden und seiner heißen Sonne kann mir nichts anhaben. Nichts ist lächerlicher als die Menschen, die mit ernsthaftern Gesichtern zurückkommen, weil sie etwa entfernte Gegenden gesehn haben, alte Gebäude und wunderliche Sitten. Was ist es denn nun mehr? Nein, mein Roderigo, hüte dich vor dem An-

derswerden, denn an den meisten Menschen ist di
Jugend noch das Beste, und was ich habe, ist mir au
jeden Fall lieber, als was ich erst bekommen sol
Eine Wahrheit, die nur bei einer Frau eine Aus
nahme leidet. Nicht wahr, mein lieber Pilgrim? Du
selbst kömmst mir aber etwas anders vor."

„Und wie steht es denn in Ägypten?" fragte Flo
restan, der gern mit dem seltsamen Fremden be
kannter werden wollte.

„Die alten Sachen stehn noch immer am alte
Fleck", sagte jener, „und wenn man dort ist, vergiß
man, daß man sich vorher darüber verwundert ha
Man ist dann so eben und gewöhnlich mit sich und
allem außer sich, wie mir hier im Walde ist. De
Mensch weiß nicht, was er will, wenn er Sehnsuch
nach der Fremde fühlt, und wenn er dort ist, hat er
nichts. Das Lächerlichste an mir ist, daß ich nicht
immer an demselben Orte bleibe."

„Habt Ihr die seltsamen Kunstsachen in Augen
schein genommen?" fragte Franz bescheiden.

„Was mir vor die Augen getreten ist", sagte Lu
doviko, „habe ich ziemlich genau betrachtet. Die
Sphinxe sehn unsereins mit gar wunderlichen Augen
an, sie stehn aus dem fernen Altertum gleichsam
spöttisch da und fragen: ‚Wo bist du her? was willst
du hier?' Ich habe in ihrer Gegenwart meiner Toll
kühnheit mich mehr geschämt, als wenn vernünftige
Leute mich tadelten oder andre mittlern Alters mich
lobten."

„Oh, wie gern möchte ich Euer Gefährte gewesen
sein!" rief Franz aus, „die Gegenden wirklich und
wahrhaftig zu sehn, die schon in der Imagination
unsrer Kindheit vor uns stehn, die Örter zu besu
chen, die gleichsam die Wiege der Menschheit sind
Nun dem wunderbaren Laufe des alten Nils zu fol
gen, von Ruinen in fremder, schauerlicher, halbver-

ständlicher Sprache angeredet zu werden, Sphinxe im Sande, die hohen Pyramiden, Memnons wundersame Bildsäule, und immer das Gefühl der alten Geschichten mit sich herumzutragen, noch einzelne lebende Laute aus der längst entflohenen Heldenzeit zu vernehmen, übers Meer nach Griechenland hinüberzublicken, zu träumen, wie die Vorwelt aus dem Staube sich wieder emporgearbeitet, wie wieder griechische Flotten landen – oh, alles das in unbegreiflicher Gegenwart nun vor sich zu haben, könnt Ihr gegen Euer Glück wirklich so undankbar sein?"

„Ich bin es nicht", sagte Ludoviko, „und mir sind diese Empfindungen auch oft auf den Bergen, an der Seeküste durch die Brust gegangen. Oft faßte ich aber auch eine Handvoll Sand und dachte: Warum bist du nun so mühsam, mit so mancher Gefahr, so weit gereist, um dies Teilchen Erde zu sehn, das Sage und Geschichte dir nun so lange nennt? Ist denn die übrige Erde jünger? Darfst du dich in deiner Heimat nicht verwundern? Sieh die ewigen Felsen dort an, den Ätna in Sizilien, den alten Schlund des Charybdis. Und mußt du dich verwundern, um glücklich zu sein? – Ich sagte dann zu mir selber: ‚Tor! Tor!' und wahrlich, ich verachtete in eben dem Augenblicke den Menschen, der diese Torheit nicht mit mir hätte begehn können."

Unter mancherlei Erzählungen verstrich auch dieser Tag, der Einsiedel sagte oft: „Ich begreife nicht, wie ich in Eurer Gesellschaft bin, ich bin wohl und sogar lustig, ja meine Lebensweise ist mir weniger

2 f. Memnons Bildsäule: Sitzfigur des ägyptischen Königs Amenophis III. aus dem 2. Jh. v. Chr. (in der Nähe von Theben); sie soll beim Sonnenaufgang singende Töne hervorgebracht haben.

21 f. A und B: „des Charybdis", entgegen der üblichen Form „der Charybdis"; bei Homer ein Seeungeheuer, Meeresstrudel in der Straße von Messina.

angenehm als bisher. Ihr steckt uns alle mit d
Reisesucht an; ich glaubte über alle Torheiten d
Lebens hinüber zu sein, und Ihr weckt eine neu
Lust dazu in mir auf."

Am folgenden Morgen nahmen sie Abschied; de
Pilgrim hatte sich mit dem Einsiedel völlig versöhn
sie schieden als gute Freunde. Ludoviko führte de
Zug an, die übrigen folgten ihm.

Auf dem Wege erkundigte sich Ludoviko nac
Sternbald und seinem Gefährten Florestan, er lach
über diesen oft, der sich alle Mühe gab, von ihm be
merkt zu werden, Sternbald war still und begleite
sie in tiefen Gedanken. Ludoviko sagte zu Fran
als er hörte, dieser sei ein Maler: „Nun, mein Freun
wie treibt Ihr es mit Eurer Kunst? Ich bin gern i
der Gesellschaft von Künstlern, denn gewöhnlich
sind es die wunderlichsten Menschen, auch falle
wegen ihrer seltsamen Beschäftigung alle ihre Lau
nen mehr in die Augen als bei andern Leuten. Ihr
Stolz macht einen wunderlichen Kontrast mit ihrem
übrigen Verhältnis im Leben, ihre poetischen Be
geisterungen tragen sie nur zu oft in alle Stunden
über, auch unterlassen sie es selten, die Gemeinheit
ihres Lebens in ihre Kunstbeschäftigungen hineinzu
nehmen. Sie sind schmeichelnde Sklaven gegen die
Großen, und doch verachten sie alles in ihrem Stolze,
was nicht Künstler ist. Aus allen diesen Mißhellig
keiten entstehen gewöhnlich Charaktere, die lustig
genug ins Auge fallen."

Franz sagte beschämt: „Ihr seid ein sehr strenger
Richter, Herr Ritter."

Ludoviko fuhr fort: „Ich habe noch wenige Künst
ler gesehen, bei denen man es nicht in den ersten
Augenblicken bemerkt hätte, daß man mit keinen

30 f. A: „strenger Ritter", Druckfehler (?); B: „strenger Richter".

gewöhnlichen Menschen zu tun habe. Fast alle sind unnötig verschlossen und zudringlich offenherzig. Ich habe mich selbst zuweilen geübt, dergleichen Leute darzustellen, und es niemals unterlassen, diese Seltsamkeiten in das hellste Licht zu stellen. Es fällt gewiß schwer, Mensch wie die übrigen zu bleiben, wenn man sein Leben damit zubringt, etwas zu tun und zu treiben, wovon ein jeder glaubt, daß es übermenschlich sei: in jedem Augenblicke zu fühlen, daß man mit dem übrigen Menschengeschlechte eben nicht weiter zusammenhänge. Diese Sterblichen leben nur in Tönen, in Zeichen, gleichsam in einem Luftreviere wie Feen und Kobolde, es ist nur scheinbar, wenn man sie glaubt die Erde betreten zu sehen."

„Ihr mögt in einiger Hinsicht nicht unrecht haben", sagte Franz.

„Wer sich der Kunst ergibt", sagte jener weiter, „muß das, was er als Mensch ist und sein könnte, aufopfern. Was aber das schlimmste ist, so suchen jene Leute, die sich für Künstler wollen halten lassen, noch allerhand Seltsamkeiten und auffallende Torheiten zusammen, um sie recht eigentlich zur Schau zu tragen, als Orden oder Ordenskreuz, in Ermangelung dessen, damit man sie in der Ferne gleich erkennen soll, ja sie halten darauf mehr als auf ihre wirkliche Kunst. Hütet Euch davor, Herr Maler."

„Man erzählt doch von manchem großen Manne", sagte Franz, „der von dergleichen Torheiten frei geblieben ist."

„Nennt mir einige", rief Ludoviko.

Sternbald sagte: „Zum Beispiel der edle Malergeist Raffael Sanzio von Urbin."

„Ihr habt recht", sagte der heftige Ritter, „und überhaupt", fuhr er nach einem kleinen Nachdenken fort, „laßt Euch meine Rede nicht so sehr auf-

fallen, denn sie braucht gar nicht so ganz wahr zu sein. Ihr habt mich mit dem einzigen Namen beschämt und in die Flucht geschlagen, und alle meine Worte erscheinen mir nun wie eine Lästerung auf die menschliche Größe. Ich bin selbst ein Tor, das wollen wir für ausgemacht gelten lassen."

Roderigo sagte: „Du hast manche Seiten von dir selbst geschildert."

„Mag sein", sagte sein Freund, „man kann nichts Bessers und nichts Schlechters tun. Laßt uns lieber von der Kunst selber sprechen. Ich habe mir in vielen Stunden gewünscht, ein Maler zu sein."

Sternbald fragte: „Wie seid Ihr darauf gekommen?"

„Erstlich", antwortete der junge Ritter, „weil es mir ein großes Vergnügen sein würde, manche von den Mädchen so mit Farben vor mich hinzustellen, die ich wohl ehemals gekannt habe, dann mir andre, noch schönere, abzuzeichnen, die ich manchmal in glücklichen Stunden in meinem Gemüte gewahr werde. Dann erleide ich auch zuweilen recht sonderbare Begeisterung, so daß mein Geist sehr heftig bewegt ist, dann glaube ich, wenn mir die Geschicklichkeit zu Gebote stände, ich würde recht wunderbare und merkwürdige Sachen ausarbeiten können. Seht, mein Freund, dann würde ich einsame, schauerliche Gegenden abschildern, morsche zerbrochene Brücken über zwei schroffen Felsen, einem Abgrunde hinüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt: verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlwege heraus, angefallene und geplünderte Wägen, Kampf mit den Reisenden. – Dann wieder eine Gemsenjagd in einsamen, furchtbaren

33. Wägen: süddeutsche Pluralform.

Felsenklippen, die kletternden Jäger, die springenden, gejagten Tiere von oben herab, die schwindelnden Abstürze. Figuren, die oben auf schmalen überragenden Steinen Schwindel ausdrücken und sich eben in ihren Fall ergeben wollen, der Freund, der jenen zu Hülfe eilt, in der Ferne das ruhige Tal. Einzelne Bäume und Gesträuche, die die Einsamkeit nur noch besser ausdrücken, auf die Verlassenheit noch aufmerksamer machen. – Oder dann wieder den Bach und Wassersturz, mit dem Fischer, der angelt, mit der Mühle, die sich dreht, vom Monde beschienen. Ein Kahn auf dem Wasser, ausgeworfene Netze. – Zuweilen kämpft meine Imagination und ruht nicht und gibt sich nicht zufrieden, um etwas durchaus Unerhörtes zu ersinnen und zustande zu bringen. Äußerst seltsame Gestalten würde ich dann hinmalen, in einer verworrenen, fast unverständlichen Verbindung, Figuren, die sich aus allen Tierarten zusammenfänden und unten wieder in Pflanzen endigten: Insekten und Gewürme, denen ich eine wundersame Ähnlichkeit mit menschlichen Charakteren aufdrücken wollte, so daß sie Gesinnungen und Leidenschaften possierlich und doch furchtbar äußerten; ich würde die ganze sichtbare Welt aufbieten, aus jedem das Seltsamste wählen, um ein Gemälde zu machen, das Herz und Sinnen ergriffe, das Erstaunen und Schauder erregte und wovon man noch nie etwas Ähnliches gesehn und gehört hätte. Denn ich finde das an unsrer Kunst zu tadeln, daß alle Meister ohngefähr nach einem Ziele hinarbeiten, es ist alles gut und löblich, aber es ist immer mit wenigen Abänderungen das Alte."

Franz war einen Augenblick stumm, dann sagte er: „Ihr würdet auf eine eigene Weise das Gebiet unsrer Kunst erweitern, mit wunderbaren Mitteln das Wunderbarste erringen oder in Euren Bemühun-

gen erliegen. Eure Einbildung ist so lebhaft und lebendig, so zahlreich an Gestalt und Erfindung, daß ihr das Unmöglichste nur ein leichtes Spiel dünkt. Oh, wie viel billigere Forderungen muß der Künstler aufgeben, wenn er zur wirklichen Arbeit schreitet!"

Hier stimmte der Pilgrim plötzlich ein geistliches Lied an, denn es war nun die Tageszeit gekommen, an welcher er es nach seinem Gelübde absingen mußte. Das Gespräch wurde unterbrochen, weil alle aufmerksam zuhörten, ohne daß eigentlich einer von ihnen wußte, warum er es tat.

Mit dem Schlusse des Gesanges traten sie in ein anmutiges Tal, in dem eine Herde weidete, ein Schalmei tönte herüber, und Sternbalds Gemüt war so heiter und mutig gestimmt, daß er von freien Stücken Florestans Schalmeilied zum Ergötzen der übrigen wiederholte; als er geendigt hatte, stieg der mutwillige Ludoviko auf einen Baum und sang von oben in den Tönen einer Wachtel, eines Kuckuks und einer Nachtigall herunter. „Nun haben wir alle unsre Pflicht getan", sagte er, „jetzt haben wir es wohl verdient, daß wir uns ausruhen dürfen, wobei uns der junge Florestan mit einem Liede erquicken soll."

Sie setzten sich auf den Rasen nieder, und Florestan fragte: „Welcher Inhalt soll denn in meinem Liede sein?"

„Welcher du willst", antwortete Ludoviko, „wenn es dir recht ist, gar keiner; wir sind mit allem zufrieden, wenn es dir nur gemütlich ist, warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?"

Rudolf sang:

„Durch den Himmel zieht der Vögel Zug,
Sie sind auf Wanderschaft begriffen,

32 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 546: *Umgänglichkeit*; dazu August Wilhelm Schlegel: Anhang S. 509.

Da hört man gezwitschert und gepfiffen
Von groß und klein der Melodien genug.

Der Kleine singt mit feiner Stimm',
Der Große krächzt gleich wie im Grimm,
Und ein'ge stottern, andre schnarren,
Und Drossel, Gimpel, Schwalbe, Staren,

Sie wissen alle nicht, was sie meinen,
Sie wissen's wohl und sagen's nicht,
Und wenn sie auch zu reden scheinen,
Ist ihr Gerede nicht von Gewicht.

– ‚Holla! warum seid ihr auf der Reise?' –
‚Das ist nun einmal unsre Weise.'
– ‚Warum bleibt ihr nicht zu jeglicher Stund'?' –
‚Die Erd' ist allenthalben rund.'

Auf die armen Lerchen wird Jagd gemacht,
Die Schnepfen gar in Dohnen gefangen,
Dort sind die Vöglein aufgehangen,
An keine Rückfahrt mehr gedacht.

– ‚Ist das die Art, mit uns zu sprechen?
Uns armen Vögeln den Hals zu brechen?'
– ‚Verständlich ist doch diese Sprache',
So ruft der Mensch, ‚sie dient zur Sache,
In allen Natur die Sprache regiert,
Daß eins mit dem andern Kriege führt,
Man dann am besten räsoniert und beweist,
Wenn eins vom andern wird aufgespeist:
Die Ströme sind im Meere verschlungen,
Vom Schicksal wieder der Mensch bezwungen,
Den tapfersten Magen hat die Zeit,
Ihr nimmermehr ein Essen gereut,

12. A und B: „Da ist".
16. Dohne: Schlinge zum Vogelfang.

Doch wie von der Zeit eine alte Fabel besagt,
Macht auf sie das Jüngste Gericht einst Jagd.
Ein' andre Speise gibt's nachher nicht,
Heißt wohl mit Recht das letzte Gericht.'"

Rudolf sang diese tollen Verse mit so lächerliche Bewegungen, daß sich keiner des Lachens enthalte konnte. Als der Pilgrim wieder ernsthaft war, sagt er sehr feierlich: „Verzeiht mir, man wird unte Euch wie ein Trunkener, wenn Ihr mich noch lan begleitet, so wird aus meiner Pilgerschaft gleichsa eine Narrenreise."

Man verzehrte auf der Wiese ein Mittagsmah das sie mitgenommen hatten, und Ludoviko wurd nicht müde, sich bei Roderigo nach allerhand Neuig keiten zu erkundigen. Roderigo verschwieg, ob au einer Art von Scham oder weil er vor den beide die Erzählung nicht wiederholen mochte, seine eigne Geschichte. Er kam durch einen Zufall auf Luthern und die Reformation zu sprechen.

„Oh, schweig mir davon", rief Ludoviko aus, „denn es ist mir ein Verdruß zu hören. Jedweder, der sich für klug hält, nimmt in unsern Tagen die Partei dieses Mannes, der es gewiß gut und redlich meint, der aber doch immer mit seinen Ideen nicht recht weiß, wo er hinaus will."

„Ihr erstaunt mich!" sagte Franz.

„Ihr seid ein Deutscher", fuhr Ludoviko fort, „ein Nürnberger, es nimmt mich nicht wunder, wenn Ihr Euch der guten Sache annehmt, wie sie Euch wohl erscheinen muß. Ich glaube auch, daß Luther einen wahrhaft großen Geist hat, aber ich bin ihm darum doch nicht gewogen. Es ist schlimm, daß die Men schen nichts einreißen können, nicht die Wand eines Hofs, ohne gleich darauf Lust zu kriegen, ein neues Gebäude aufzuführen. Wir haben eingesehn, daß

Irren möglich sei, nun irren wir lieber noch jenseits, als in der geraden, lieblichen Straße zu bleiben. Ich sehe schon im voraus die Zeit kommen, die die gegenwärtige Zeit fast notwendig hervorbringen muß, wo ein Mann sich schon für ein Wunder seines Jahrhunderts hält, wenn er eigentlich nichts ist. Ihr fangt an zu untersuchen, wo nichts zu untersuchen ist, Ihr tastet die Göttlichkeit unsrer Religion an, die wie ein wunderbares Gedicht vor uns da liegt, und nun einmal keinem andern verständlich ist, als der sie versteht: hier wollt Ihr ergrübeln und widerlegen und könnt mit allem Trachten nicht weiter vorwärtsdringen, als es dem Blödsinne auch gelingen würde, da im Gegenteil die höhere Vernunft sich in der Untersuchung wie in Netzen würde gefangen fühlen und lieber die edle Poesie glauben als sie den Unmündigen erklären wollen."

„Oh, Martin Luther!" seufzte Franz, „Ihr habt da ein kühnes Wort über ihn gesprochen."

Ludoviko sagte: „Es geht eigentlich nicht ihn an, auch will ich die Mißbräuche des Zeitalters nicht in Schutz nehmen, gegen die er vornehmlich eifert, aber mich dünkt doch, daß diese ihn zu weit führen, daß er nun zu ängstlich strebt, das Gemeine zu sondern, und darüber das Edelste mit ergreift. Wie es den Menschen geht, seine Nachfolger mögen leicht ihn selber nicht verstehn, und so erzeugt sich statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre, vernünftige Leerheit, die alle Herzen schmachtend zurückläßt, der ewige Strom voll großer Bilder und kolossaler Lichtgestalten trocknet aus, die dürre, gleichgültige Welt bleibt zurück, und einzeln, zerstückt und mit ohnmächtigen Kämpfen muß das wieder erobert werden, was verloren ist, das Reich der Geister ist entflohen, und nur einzelne Engel kehren zurück."

„Du bist ein Prophet geworden", sagte Roderigo,

„seht, meine Freunde, er hat die ägyptische Weisheit heimgebracht."

„Wie könnt Ihr nur", sagte der Pilgrim, „so weise und so törichte Dinge in einem Atem sprechen und verrichten? Sollte man Euch diese frommen Gemütsbewegungen zutrauen?" –

Rudolf stand auf und gab dem Ludoviko die Hand und sagte: „Wollt Ihr mein Freund sein oder mich fürs erste nur um Euch dulden, so will ich Euch begleiten, wohin Ihr auch geht, seid Ihr mein Meister, ich will Euer Schüler werden. Ich opfere Euch jetzt alles auf, Braut und Vater und Geschwister."

„Habt Ihr Geschwister?" fragte Ludoviko.

„Zwei Brüder", antwortete Rudolf, „wir lieben uns von Kindesbeinen, aber seitdem ich Euch gesehn habe, fühle ich gar keine Sehnsucht mehr, Italien wiederzusehn."

Ludoviko sagte: „Wenn ich über irgend etwas in der Welt traurig werden könnte, so wäre es darüber, daß ich nie eine Schwester, einen Bruder gekannt habe. Mir ist das Glück versagt, in die Welt zu treten und Geschwister anzutreffen, die gleich dem Herzen am nächsten zugehören. Wie wollte ich einen Bruder lieben, wie hätte ich ihm mit voller Freude begegnen, meine Seele in die seinige fest hineinwachsen wollen, wenn er schon meine Kinderspiele geteilt hätte! Aber ich habe mich immer einsam gefunden, mein tolles Glück, mein wunderliches Landschwärmen sind mir nur ein geringer Ersatz für die Bruderliebe, die ich immer gesucht habe. Zürne mir nicht, Roderigo, denn du bist mein bester Freund. Aber wenn ich ein Wesen fände, in dem ich den Vater, sein Temperament, seine Launen wahrnähme, mit welchem Erschrecken der Freude und des Entzückens würde ich darauf zueilen und es in meine brüderlichen Arme schließen! Mich selbst, im wahr-

sten Sinn, fände ich in einem solchen wieder. – Aber ich habe eine einsame Kindheit verlebt, ich habe niemand weiter gekannt, der sich um mein Herz beworben hätte, und darum kann es wohl sein, daß ich keinen Menschen auf die wahre Art zu lieben verstehe, denn durch Geschwister lernen wir die Liebe, und in der Kindheit liebt das Herz am schönsten. – So bin ich hartherzig geworden und muß mich nun selber dem Zufalle verspielen, um die Zeit nur hinzubringen. Die schönste Sehnsucht ist mir unbekannt geblieben, kein brüderliches Herz weiß von mir und schmachtet nach mir, ich darf meine Arme nicht in die weite Welt hineinstrecken, denn es kommt doch keiner meinem schlagenden Herzen entgegen."

Franz trocknete sich die Tränen ab, er unterdrückte sein Schluchzen. Es war ihm, als drängte ihn eine unsichtbare Gewalt aufzustehn, die Hand des Unbekannten zu fassen, ihm in die Arme zu stürzen und auszurufen: „Nimm mich zu deinem Bruder an!" Er fühlte die Einsamkeit, die Leere in seinem eignen Herzen, Ludoviko sprach die Wünsche aus, die ihn so oft in stillen Stunden geängstigt hatten, er wollte seinen Klagen, seinem Jammer den freien Lauf lassen, als er wieder innerlich fühlte: Nein, alle diese Menschen sind mir doch fremd, er kann ja doch nicht mein Bruder werden, und vielleicht würde er nur meine Liebe verspotten.

Unter allerhand Liedern, gegen die der andächtige Gesang des Pilgers wunderlich abstach, gingen sie weiter. Roderigo sagte: „Mein Freund, du hast nun ein paarmal deines Vaters erwähnt, willst du mir nicht endlich einmal seinen Namen sagen?"

„Und wißt Ihr denn nicht", fiel Rudolf hastig ein, „daß Euer Freund dergleichen Fragen nicht liebt? Wie könnt Ihr ihn nur damit quälen?"

„Du kennst mich schon besser als jener", sagt Ludoviko, „ich denke, wir sollen gute Kamerade werden. Aber warum ist dein Freund Sternbald s betrübt?"

Sternbald sagte: „Soll ich darüber nicht trauern daß der Mensch mich nun verläßt, mit dem ich s lange gelebt habe? Denn ich muß nun doch mein Reise fortsetzen, ich habe mich nur zu lange auf halten lassen. Ich weiß selbst nicht, wie es kömmt daß ich meinen Zweck fast ganz und gar vergesse."

„Man kann seinen Zweck nicht vergessen", fie Ludoviko ein, „weil der vernünftige Mensch sic schon so einrichtet, daß er gar keinen Zweck ha Ich muß nur lachen, wenn ich Leute so große An stalten machen sehe, um ein Leben zu führen, da Leben ist dahin, noch ehe sie mit den Vorbereitun gen fertig sind."

Unter solchen Gesprächen zogen sie wie auf einem Marsche über Feld. Rudolf ging voran, indem er auf seiner Pfeife ein munteres Lied blies, seine Bänder flogen vom Hute in der spielenden Luft, in seiner Schärpe trug er einen kleinen Säbel. Ludoviko war noch seltsamer gekleidet; sein Gewand war hell blau, ein schönes Schwert hing an einem zierlich gewirkten Bandelier über seine Schulter, eine goldene Kette trug er um den Hals, sein braunes Haar war lockig. Roderigo folgte in Rittertracht, neben dem der Pilgrim mit seinem Stabe und einfachen Anzuge gut kontrastierte. Sternbald glaubte oft, einen seltsamen Zug auf einem alten Gemälde anzusehn.

Es war gegen Abend, als sie alle sehr ermüdet waren, und noch ließ sich keine Stadt, kein Dorf antreffen. Sie wünschten wieder einen gutmütigen, stillen Einsiedel zu finden, der sie bewirtete, sie

25. Bandelier: Schulterriemen, Wehrgehänge.

horchten, ob sie nicht Glockenschall vernähmen, aber ihre Bemühung war ohne Erfolg. Ludoviko schlug vor, im Walde das Nachtlager aufzuschlagen, aber alle, außer Florestan, waren dagegen, der die größte Lust bezeigte, sein Handwerk als Abenteurer recht sonderbar und auffallend anzufangen. Der Pilgrim glaubte, daß sie sich verirrt hätten und daß alles vergebens sein würde, bis sie den rechten Weg wieder angetroffen hätten. Rudolf wollte den längern Streit nicht mit anhören, sondern blies mit seiner Pfeife dazwischen: alle waren in Verwirrung und sprachen durcheinander, jeder tat Vorschläge, und keiner ward gehört. Während des Streites zogen sie in der größten Eile fort, als wenn sie vor jemand flöhen, so daß sie in weniger Zeit eine große Strecke Weges zurücklegten. Der Pilgrim sank endlich fast atemlos nieder und nötigte sie auf diese Weise, stillezuhalten.

Als sie sich ein wenig erholt hatten, glänzten die Wolken schon vom Abendrot; sie gingen langsam weiter. – Sie zogen durch ein kleines, angenehmes Gehölz und fanden sich auf einem runden, grünen Rasenplatz, vor ihnen lag ein Garten, mit einem Stakete umgeben, durch dessen Stäbe und Verzierungen man hindurchblicken konnte. Alles war artig eingerichtet, das Geländer war allenthalben durchbrochen gearbeitet, eiserne Türen zeigten sich an etlichen Stellen, kein Palast war sichtbar. Dichte Baumgänge lagen vor ihnen, kühle Felsengrotten, Springbrunnen hörte man aus der Ferne plätschern. Alle standen still, in dem zauberischen Anblicke verloren, den niemand erwartet hatte: späte Rosen glühten ihnen von schlanken, erhabenen Stämmen entgegen, weiter ab standen dunkelrote Malven, die wie krause,

24. Staket: Lattenzaun.

gewundene Säulen die dämmerndgrünen Gänge zu stützen schienen. Alles umher war still, keine Menschenstimme war zu vernehmen.

„Ist dieser Feengarten", rief Roderigo aus, „nich wie durch Zauberei hierhergekommen? Wenn wir mit dem Besitzer des Hauses bekannt wären, wie erquicklich müßte es sein, in diesen anmutigen Grotten auszuruhen, in diesen dunkeln Gängen zu spazieren und sich mit süßen Früchten abzukühlen! Wenn wir nur einen Menschen wahrnähmen, der un die Erlaubnis erteilen könnte!"

Indem wurde Ludoviko einige Bäume mit sehr schönen Früchten gewahr, die im Garten standen, große saftige Birnen und hochrote Pflaumen. Er hatte einen schnellen Entschluß gefaßt. „Laßt uns meine guten Freunde", rief er aus, „ohne Zeremonien über das Spalier dieses Gartens steigen, uns in jener Grotte ausruhen, mit Früchten sättigen und dann den Mondschein abwarten, um unsre Reise fortzusetzen."

Alle waren über seine Verwegenheit in Verwunderung gesetzt, aber Rudolf ging sogleich zu seiner Meinung über. Sternbald und der Pilgrim widersetzten sich am längsten, aber indem sie noch sprachen, war Ludoviko, ohne danach hinzuhören, schon in den Garten geklettert und gesprungen, er half Florestan nach, Roderigo rief den Rückbleibenden ebenfalls zu, Sternbald bequemte sich, und der Pilgrim, den auch nach dem Obste gelüstete, fand es bedenklich, ganz ohne Gesellschaft seine Reise fortzusetzen. Er machte nachher noch viele Einwendungen, auf die niemand hörte, denn Ludoviko fing an aus allen Kräften die Bäume zu schütteln, die auch reichlich Obst hergaben, das die übrigen mit vieler Emsigkeit aufsammelten.

Dann setzten sie sich in der kühlen Grotte zum

Essen nieder, und Ludoviko sagte: „Wenn uns nun auch jemand antrifft, was ist es denn mehr? Er müßte sehr ungesittet sein, wenn er auf unsre Bitte um Verzeihung nicht hören wollte, und sehr stark, wenn wir ihm nicht vereinigt widerstehn sollten."

Als der Pilger eine Weile gegessen hatte, fing er an, große Reue zu fühlen, aber Florestan sagte im lustigen Mute: „Seht, Freunde, so leben wir im eigentlichen Stande der Unschuld, im Goldenen Zeitalter, das wir so oft zurückwünschen und das wir uns eigenmächtig, wenigstens auf einige Stunden, erschaffen haben. O wahrlich, das freie Leben, das ein Räuber führt, der jeden Tag erobert, ist nicht so gänzlich zu verachten: wir verwöhnen uns in unsrer Sicherheit und Ruhe zu sehr. Was kann es geben, als höchstens einen kleinen Kampf? Wir sind gut bewaffnet, wir fürchten uns nicht, wir sind durch uns selbst gesichert."

Sie horchten auf, es war, als wenn sie ganz in der Ferne Töne von Waldhörnern vernähmen, aber der Klang verstummte wieder. „Seid unverzagt", rief Ludoviko aus, „und tut, als wenn ihr hier zu Hause wäret, ich stehe euch für alles."

Der Pilgrim mußte nach dem Springbrunnen, um seine Flasche mit Wasser zu füllen, sie tranken alle nach der Reihe mit großem Wohlbehagen. Der Abend ward immer kühler, die Blumen dufteten süßer, alle Erinnerungen wurden im Herzen geweckt. „Du weißt nicht, mein lieber Roderigo", fing Ludoviko von neuem an, „daß ich jetzt in Italien, in Rom wieder eine Liebe habe, die mir mehr ist, als mir je eine gewesen war. Ich verließ das schöne Land mit einem gewissen Widerstreben, ich sah mit unaussprechlicher Sehnsucht nach der Stadt zurück, weil Marie dort zurückblieb. Ich habe sie erst seit kurzem kennengelernt, und ich möchte dir fast vorschlagen, gleich mit

mir zurückzureisen, dann blieben wir alle, so wie wir hier sind, in einer Gesellschaft. O Roderigo, du hast die Vollendung des Weibes noch nicht gesehn, denn du hast sie nicht gesehn! all der süße, geheime Zauber, der die Gestalt umschwebt, das Heilige, das dir aus blauen, verklärten Augen entgegenblickt: die Unschuld, der lockende Mutwille, der sich auf Wange in den liebreizenden Lippen abbildet; – ich kann es dir nicht schildern. In ihrer Gegenwart empfand ich die ersten Jugendgefühle wieder, es war mir wieder als wenn ich mit dem ersten Mädchen spräche, das mir die andern alle als meinesgleichen vorkommen. Es ist ein Zug zwischen den glatten schönen Augen braunen, der die Phantasie in Ehrfurcht hält, und doch stehn die Braunen, die langen Wimpern wie goldene Netze des Liebesgottes da, um alle Seele, alle Wünsche, alle fremde Augen wegzufangen. Hat man sie einmal gesehn, so sieht man keinem andern Mädchen mehr nach, kein Blick, kein verstohlenes Lächeln lockt dich mehr, sie wohnt mit aller ihrer Holdseligkeit in deiner Brust, dein Herz ist wie eine treibende Feder, die dich ihr, nur ihr durch alle Gassen, durch alle Gärten nachdrängt; und wenn dann ihr himmelsüßer Blick dich nur im Vorübergehen streift, so zittert die Seele in dir, so schwindelt dein Auge von dem Blick in das rote Lächeln der Lippen hinunter, in die Lieblichkeit der Wangen verirrt, gern und ungern auf dem schönsten Busen festgehalten, den du nur erraten darfst. O Himmel, gib mir nur dies Mädchen in meine Arme, und ich will deine ganze übrige Welt, mit allem, allem, was sie Köstliches hat, ohne Neid jedem andern überlassen!"

„Du schwärmst", sagte Roderigo, „in dieser Sprache habe ich dich noch niemals sprechen hören."

„Ich habe die Sprache noch nicht gekannt", fuhr Ludoviko fort, „ich habe noch nichts gekannt, ich

bin bis dahin taub und blind gewesen. Was fehlt uns hier, als daß Rudolf nur noch ein Lied sänge? Eins von jenen leichten, scherzenden Liedern, die die Erde nicht berühren, die mit luftigem Schritt über den goldenen Fußboden des Abendrots gehn und von dort in die Welt hineingrüßen. Laß einmal alle Liebe, die du je empfandest, in deinem Herzen aufzittern und dann sprich die Rätselsprache, die nur der Eingeweihte versteht."

„So gut ich kann, will ich Euch dienen", sagte Rudolf, „mir fällt soeben ein Lied von der Sehnsucht ein, das Euch vielleicht gefallen wird.

Warum die Blume das Köpfchen senkt,
Warum die Rosen so blaß?
Ach! die Träne am Blatt der Lilie hängt,
Vergangen das schön frische Gras.
Die Blumen erbleichen,
Die Farben entweichen,
Denn sie, denn sie ist weit,
Die allerholdseligste Maid.

Keine Anmut auf dem Feld,
Keine süße Blüte am Baume mehr,
Die Farben, die Töne durchstreifen die Welt
Und suchen die Schönste weit umher.
Unser Tal ist leer
Bis zur Wiederkehr,
Ach! bringt sie gefesselt in Schöne
Zurücke ihr Farben, ihr Töne.

Regenbogen leuchtet voran
Und Blumen folgen ihm nach,
Nacht'gall singt auf der Bahn,
Rieselt der silberne Bach:

13 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 124: *Lied der Sehnsucht.*

Tun, als wäre der Frühling vergangen,
Doch bringen sie sie nur gefangen,
Wird Frühling aus dem Herbst alsbald,
Herrscht über uns kein Winter kalt.

Ach! ihr findet sie nicht, ihr findet sie nicht,
Habt kein Auge, die Schönste zu suchen,
Euch mangelt der Liebe Augenlicht,
Ihr ermüdet über dem Suchen.
Treibt wie Blumen die Sache als fröhlichen Scherz,
Ach! nehmet mein Herz,
Damit nach dem holden Engelskinde
Der Frühling den Weg gewißlich finde.

Und habt ihr Kinder entdeckt die Spur,
O so hört, o so hört mein ängstlich Flehn,
Müßt nicht zu tief in die Augen ihr sehn,
Ihre Blicke bezaubern, verblenden euch nur.
Kein Wesen vor ihr besteht,
All's in Liebe vergeht,
Mag nichts anders mehr sein
Als ihre Lieb' allein.

Bedenkt, daß Frühling und Blumenglanz,
Wo ihr Fuß wandelt, immer schon ist,
Kommt zu mir zurück mit leichtem Tanz,
Daß Frühling und Nacht'gall doch um mich ist;
Muß dann spät und früh
Mich behelfen ohne sie,
Mit bittersüßen Liebestränen
Mich einsam nach der Schönsten sehnen.

Aber bleibt, aber bleibt nur, wo ihr seid,
Mag euch auch ohne sie nicht wiedersehn,
Blumen und Frühlingston wird Herzeleid,
Will indes hier im bittersten Tode vergehn.

Mich selber zu strafen,
Im Grabe tief schlafen,
Fern von Lied, fern von Sonnenschein
Lieber gar ein Toter sein.

Ach! es bricht in der Sehnsucht schon
Heimlich mein Herz in der treusten Brust,
Hat die Treu' so schwer bittern Lohn?
Bin keiner Sünde mir innig bewußt.
Muß die Liebste alles erfreun,
Mir nur die quälendste Pein?
Treulose Hoffnung, du lächelst mich an:
Nein, ich bin ein verlorner Mann!"

Es war lieblich, wie die Gebüsche umher von diesen Tönen gleichsam erregt wurden, einige verspäteten Vögel erinnerten sich ihrer Frühlingslieder und wiederholten sie jetzt wie in einer schönen Schläfrigkeit. Roderigo war durch seinen Freund beherzt geworden, er erzählte nun auch sein Abenteuer mit der schönen Gräfin, und seine Freunde hörten ihn die Geschichte gern noch einmal erzählen. „Und nun, was soll ich Euch sagen?" so schloß Roderigo, „ich habe sie verlassen und denke jetzt nichts als sie; immer sehe ich sie vor meinen Augen schweben, und ich weiß mich in mancher Stunde vor peinigender Angst nicht zu lassen. Ihr edler Anstand, ihr munteres Auge, ihr braunes Haar, alles, alle ihre Züge sah ich in meiner Einbildung. So oft bin ich in den Nächten unter dem hellgestirnten Himmel gewandelt, von meinem Glücke voll, zauberte ich mir dann ihre Gestalt vor meine Augen, und es war mir dann, als wenn die Sterne noch heller funkelten, als wenn das Dach des Himmels nur mit Freude ausgelegt sei. Ich sage dir, Freund Ludoviko, alle Sinne werden ihr wie dienstbare Sklaven nachgezogen, wenn das Auge

sie nur erblickt hat: jede ihrer sanften, reizende Bewegungen beschreibt in Linien eine schöne Musik wenn sie durch den Wald geht und das leichte Gewand sich dem Fuße, der Lende geschmeidig anlegt wenn sie zu Pferde steigt und im Galopp die Kleider auf und nieder wogen, oder wenn sie im Tanz wie eine Göttin schwebt, alles ist Wohllaut in ihr wie man sie sieht, mag man sie nie anders sehn und doch vergißt man in jeder neuen Bewegung die vorige. Es ist mehr Wollust, sie mit den Augen zu verfolgen, als in den Armen einer andern zu ruhn.'

„Nur Wein fehlt uns", rief Florestan aus, „die Liebe ist wenigstens im Bilde zugegen."

„Wenn ich mir denke", sprach Roderigo erhitzt weiter, „daß sich ein andrer jetzt um ihre Liebe bewirbt, daß sie ihn mit freundlichen Augen anblickt, ich könnte unsinnig werden. Ich bin auf jedermann böse, der ihr nur vorübergeht: ich beneide das Gewand, das ihren zarten Körper berührt und umschließt. Ich bin lauter Eifersucht, und dennoch habe ich sie verlassen können."

Ludoviko sagte: „Du darfst dich darüber nicht verwundern. Ich bin nicht nur bei jedem Mädchen, das ich liebte, eifersüchtig gewesen, sondern auch bei jeder andern, wenn sie nur hübsch war. Hatte ich ein artiges Mädchen bemerkt, das ich weiter gar nicht kannte, das von mir gar nichts wußte, so stand meine Begier vor ihrem Bilde gleichsam Wache, ich war auf jedermann neidisch und böse, der nur durch den Zufall zu ihr ins Haus ging, der sie grüßte und dem sie höflich dankte. – Sprach einer freundlich mit ihr, so konnte ich mir diesen Unbekannten auf mehrere Tage auszeichnen und merken, um ihn zu hassen. Oh, diese Eifersucht ist noch viel unbegreiflicher als unsre Liebe, denn wir können doch nicht alle Weiber und Mädchen zu unserm Eigentum machen;

aber das lüsterne Auge läßt sich keine Schranken setzen, unsre Phantasie ist wie das Faß der Danaiden, unser Sehnen umfängt und umarmt jeglichen Busen."

Indem war es ganz finster geworden, der müde Pilgrim war eingeschlafen, einige Hörnertöne erschallten, aber fast ganz nahe an den Sprechenden, dann sang eine angenehme Stimme:

„Treulieb' ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß."

„Nun werden die Obstdiebe ertappt werden", rief Ludoviko aus.

„Ich kenne diese Melodie, ich kenne diese Worte", sagte Sternbald, „und wenn ich mich recht erinnere – –"

Wieder einige Töne, dann fuhr die Stimme fort zu singen:

„Treulieb' ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist dir, nur dir geweiht.
Bald kömmt der Morgen schön,
Ihn begrüßet,
Wie er küsset
Freudenträn'."

Jetzt kamen durchs Gebüsch Gestalten, zwei Damen gingen voran, mehrere Diener folgten. Die

2 f. Faß der Danaiden: Nach griechischer Sage ein Faß ohne Boden, das die Töchter des Danaus mit Wasser füllen sollten.
9 ff. Vgl. S. 223.

fremde Gesellschaft war indes aufgestanden, Roderigo trat vor, und mit einem Ausruf des Entzückens lag er in den Armen der Unbekannten. Die Gräfin war es, die vor Freude erst nicht die Sprache wiederfinden konnte. „Ich habe dich wieder!" rief sie dann aus, „o gütiges Schicksal, sei gedankt!"

Man konnte sich anfangs wenig erzählen. Sie hatte um sich zu zerstreuen, eine Freundin ihrer Jugend besucht, dieser gehörte Schloß und Garten. Von den Unerlaubten des Übersteigens war gar die Rede nicht.

Die Abendmahlzeit stand bereit, der Pilgrim fühlte sich nach seiner mühseligen Wanderschaft sehr wohl sein, Franz ward von der Freundin Adelheids (dies war der Name der Gräfin) sehr vorgezogen, da sie die Kunst vorzüglich liebte. Auch ihr Gemahl sprach viel über Malerei und lobte den Albert Dürer vorzüglich, von dem er selbst einige schöne Stücke besaß.

Alle waren wie berauscht, sie legten sich früh schlafen, nur Roderigo und die Gräfin blieben länger munter.

Franz konnte nicht bemerken, ob Roderigo und die Gräfin sich so völlig ausgesöhnt hatten, um sich zu vermählen, er wollte nicht länger als noch einen Tag zögern, um seine Reise fortzusetzen, er machte sich Vorwürfe, daß er schon zu lange gesäumt habe. Er hätte gern von Roderigo sich die Erzählung fortsetzen lassen, die beim Eremiten in ihrem Anfange abgebrochen wurde, aber es fand sich keine Gelegenheit dazu. Der Herr des Schlosses nötigte ihn zu bleiben, aber Franz fürchtete, daß das Jahr zu Ende laufen und er noch immer nicht in Italien sein möchte.

Nach zweien Tagen nahm er von allen Abschied. Ludoviko wollte bei seinem Freunde bleiben, auch Florestan blieb bei den beiden zurück. Jetzt fühlte Sternbald erst, wie lieb ihm Rudolf sei, auch ergriff

ihn eine unerklärliche Wehmut, als er dem Ludoviko die Hand zum Abschiede reichte. Florestan war auf seine Weise recht gerührt, er versprach unserm Freunde, ihm bald nach Italien zu folgen, ihn binnen kurzem gewiß in Rom anzutreffen. Sternbald konnte seine Tränen nicht zurückhalten, als er zur Tür hinausging, den Garten noch einmal mit einem flüchtigen Blicke durchirrte. Der Pilgrim war sein Gefährte.

Draußen in der freien Landschaft, als er nach und nach das Schloß verschwinden sah, fühlte er sich erst recht einsam. Der Morgen war frisch, er ging stumm neben dem Pilger hin, erinnerte sich aller Gespräche, die sie miteinander geführt, aller kleinen Begebenheiten, die er in Rudolfs Gesellschaft erlebt hatte. Sein Kopf wurde wüst, ihm war, als habe er die Freude seines Lebens verloren. Der Pilgrim verrichtete seine Gebete, ohne sich sonderlich um Sternbald zu kümmern.

Nachher gerieten sie in ein Gespräch, worin der Pilger ihm den genauen Zustand seiner Haushaltung erzählte. Sternbald erfuhr alle die Armseligkeiten des gewöhnlichen Lebens, wie jener ein Kaufmann von mittelmäßigen Glücksumständen sei, wie er darnach trachte, mehr zu gewinnen und seine Lage zu verbessern. Franz, dem die Empfindung drückend war, aus seinem leichten poetischen Leben so in das wirkliche zurückgeführt zu werden, antwortete nicht und gab sich Mühe, gar nicht darnach hinzuhören. Jeder Schritt seines Weges ward ihm sauer, er kam sich ganz einsam vor, es war ihm wieder, als wenn ihn seine Freunde verlassen hätten und sich nicht um ihn kümmerten.

Sie kamen in eine Stadt, wo Franz einen Brief von seinem Sebastian zu finden hoffte, von dem er seit lange nichts gehört hatte. Er trennte sich hier

von dem Pilgrim und eilte nach dem bezeichnete
Mann. Es war wirklich ein Brief für ihn da, er er
brach ihn begierig und las:

„Liebster Franz!

Wie Du glücklich bist, daß Du in freier, schöne
Welt herumwanderst, daß Dir nun das alles i
Erfüllung geht, was Du sonst nur in Entfernun
dachtest, dieses Dein großes Glück sehe ich nu
erst vollkommen ein. Ach, lieber Bruder, es wi
mir manchmal vorkommen, als sei mein Lebenslau
durchaus verloren: aller Mut entgeht mir, so in d
Kunst als im Leben fortzufahren. Jetzt ist es dahi
gekommen, daß Du mich trösten könntest, wie ic
Dir sonst wohl oft getan habe.

Unser Meister fängt an, oft zu kränkeln, er kan
damals so gesund von seiner Reise zurück, aber dies
schöne Zeit hat sich nun schon verloren. Er ist i
manchen Stunden recht melancholisch: dann wird e
es nicht müde, von Dir zu sprechen und Dir da
beste Schicksal zu wünschen.

Ich bin fleißig, aber meine Arbeit will nicht au
die wahre Art aus der Stelle rücken, mir fehlt de
Mut, der die Hand beleben muß, ein wehmütige
Gefühl zieht mich von der Staffelei zurück. – D
schreibst mir von Deiner seltsamen Liebe, von Dei
ner fröhlichen Gesellschaft: ach, Franz, ich bin hie
verlassen, arm, vergessen oder verachtet, ich habe di
Kühnheit nicht, Liebe in mein trauriges Leben hin
einzuwünschen. Ich spreche zur Freude: was mach
Du? und zum Lachen: Du bist toll! – Ich kann e
mir nicht vorstellen, daß mich einst ein Wesen liebt

4 ff. Zu diesem Brief vgl. S. 357 und Wackenroders *Joseph
Berglinger* in den *Herzensergießungen*.

daß ich es lieben dürfte. Ich gehe oft im trüben Wetter durch die Stadt und betrachte Gebäude und Türme, die mühselige Arbeit, das künstliche Schnitzwerk, die gemalten Wände und frage dann: Wozu soll es? Der Anblick eines Armen kann mich so betrübt machen, daß ich die Augen nicht wieder aufheben mag.

Meine Mutter ist gestorben, mein Vater liegt in der Vorstadt krank. Sein Handwerk kann ihn jetzt nicht nähren, ich kann nur wenig für ihn tun. Meister Dürer ist gut, er hilft ihm und auf die beste Art, so daß er mich nichts davon fühlen läßt, ich werde es ihm zeitlebens nicht vergessen. Aber warum kann ich nicht mehr für ihn tun? Warum fiel es mir noch im sechzehnten Jahre ein, ein Maler zu werden? Wenn ich ein ordentliches Handwerk ergriffen hätte, so könnte ich vielleicht jetzt selber meinen Vater ernähren. Es dünkt mir töricht, daß ich an der Ausarbeitung einer Geschichte arbeite und indessen alles wirkliche Leben um mich her vergesse.

Lebe wohl, bleibe gesund. Sei in allen Dingen glücklich. Liebe immer noch

Deinen Sebastian."

Franz ließ das Blatt sinken und sah den Himmel an. Sein Freund, Dürer, Nürnberg und alle ehemaligen bekannten Gegenstände kamen mit frischer Kraft in sein Gedächtnis. „Ja, ich bin glücklich", rief er aus, „ich fühle es jetzt, wie glücklich ich bin! Mein Leben spinnt sich wie ein goldener Faden auseinander: ich bin auf der Reise, ich finde Freunde, die sich meiner annehmen, die mich lieben, meine Kunst hat mich wider Erwarten fortgeholfen, was will ich denn mehr? Und vielleicht lebt sie doch noch, vielleicht hat sich die Gräfin geirrt – und wenn sie tot ist – bin ich nicht von Emma geliebt? Habe ich in ihren

Armen nicht mein schönstes Glück genossen? Leber nicht Rudolf und Sebastian noch? Wer weiß, wo ich meine Eltern finde. O Sebastian, wärst du zugegen daß ich dir die Hälfte meines Mutes geben könnte!'

Zweites Kapitel

Als Sternbald durch die Stadt streifte, glaubte e einmal in der Ferne den Bildhauer Bolz zu bemer ken, aber die Person, die er dafür hielt, verlor sic wieder aus den Augen. Franz ergötzte sich, wie der in einem Gewühl von unbekannten Menschen herumzuirren. Es war Jahrmarkt, und aus den benachbarten kleinen Städten und Dörfern hatten sich Menschen aller Art versammelt, um hier zu verkaufen und einzukaufen. Sternbald freute sich an der allgemeinen Fröhlichkeit, die alle Gesichter beherrschte, die so viele verworrene Töne laut durcheinander erregte.

Er stellte sich etwas abseits und sah nun die Ankommenden oder die schon mit ihren eingekauften Waren zurückgingen. Alle Fenster am Markte waren mit Menschen angefüllt, die auf das verworrene Getümmel heruntersahen. Franz sagte zu sich selbst: „Welch ein schönes Gemälde! und wie wäre es möglich, es darzustellen? Welche angenehme Unordnung, die sich aber auf keinem Bilde nachahmen läßt! Dieser ewige Wechsel der Gestalten, dies mannigfaltige, sich durchkreuzende Interesse, daß diese Figuren nie auch nur auf einen Augenblick in Stillstand geraten, ist es gerade, was es so wunderbar schön macht. Alle Arten von Kleidungen und Farben verirren sich durcheinander, alle Geschlechter und Alter, Menschen, dicht zusammengedrängt, von denen keiner

am nächststehenden teilnimmt, sondern nur für sich selber sorgt. Jeder sucht und holt das Gut, das er sich wünscht, mit lachendem Mute, als wenn die Götter plötzlich ein großes Füllhorn auf den Boden ausgeschüttet hätten und emsig nun diese Tausende herausraffen, was ein jeder bedarf."

Leute zogen mit Bildern umher, die sie erklärten und zu denen sich eine Menge Volks versammelte. Es waren schlechte, grobe Figuren auf Leinwand gemalt. Das eine war die Geschichte eines Handwerkers, der auf seiner Wanderschaft den Seeräubern in die Hände geraten war und in Algier schmähliche Sklavendienste hatte tun müssen. Er war dargestellt, wie er mit andern Christen im Garten den Pflug ziehen mußte und sein Aufseher ihn mit einer fürchterlichen Geißel dazu antrieb. Eine zweite Vorstellung war das Bild eines seltsamlichen Ungeheuers, von dem der Erklärer behauptete, daß es jüngst in der mittelländischen See gefangen sei. Es hatte einen Menschenkopf und einen Panzer auf der Brust, seine Füße waren wie Hände gebildet, und große Floßfedern hingen herunter, hinten war es Pferd.

Alles Volk war erstaunt. „Dies ist es", sagte Franz zu sich, „was die Menge will, was einem jeden gefällt. Ein wunderbares Schicksal, wovon ein jeder glaubt, es hätte auch ihn ergreifen können, weil es einen Menschen trifft, dessen Stand der seinige ist. Oder eine lächerliche Unmöglichkeit. Seht, dies muß der Künstler erfüllen, diese abgeschmackten Neigungen muß er befriedigen, wenn er gefallen will."

Ein Arzt hatte auf der andern Seite des Marktes sein Gerüst aufgeschlagen und bot mit kreischender Stimme seine Arzneien aus. Er erzählte die ungeheuersten Wunder, die er vermittelst seiner Medi-

7. Bänkelsänger.

kamente verrichtet hatte. Auch er hatte großen Zu lauf, die Leute verwunderten sich und kauften.

Er verließ das Gewühl und ging vors Tor, un recht lebhaft die ruhige Einsamkeit gegen das lär mende Geräusch zu empfinden. Als er unter der Bäumen auf und ab ging, begegnete ihm wirklich Bolz, der Bildhauer. Jener erkannte ihn sogleich sie gingen miteinander und erzählten sich ihre Bege benheiten. Franz sagte: „Ich hätte niemals geglaubt daß Ihr imstande wäret, einen Mann zu verletzen der Euch für seinen Freund hielt. Wie könnt Ihr die Tat entschuldigen?“

„Oh, junger Mann“, rief Augustin aus, „Ihr seid entweder noch niemals beleidigt oder habt sehr wenig Galle in Euch. Roderigo ruhte mit seinen Schmähworten nicht eher, bis ich ihm den Stoß versetzt hatte, es war seine eigne Schuld. Er reizte mich so lange, bis ich mich nicht mehr zurückhalten konnte.“

Franz, der keinen Streit anfangen wollte, ließ die Entschuldigung gelten, und Bolz fragte ihn: wie lange er sich in der Stadt aufzuhalten gedächte? „Ich will morgen abreisen“, antwortete Sternbald. „Ich rate Euch, etwas zu bleiben“, sagte der Bildhauer, „und wenn Ihr denn geneigt seid, kann ich Euch eine einträgliche Arbeit nachweisen. Hier vor der Stadt liegt ein Nonnenkloster, in dem Ihr, wenn Ihr wollt, ein Gemälde mit Öl auf der Wand erneuern könnt. Man hat schon nach einem ungeschickten Maler senden wollen, ich will Euch lieber dazu vorschlagen.“

Franz nahm den Antrag an, er hatte schon lange gewünscht, seinen Pinsel einmal an größern Figuren zu üben. Bolz verließ ihn mit dem Versprechen, ihn noch am Abend wiederzusehn.

Bolz kam zurück, als die Sonne schon unterge-

gangen war. Er hatte den Vertrag mit der Äbtissin des Klosters gemacht, Sternbald war damit zufrieden. Sie gingen wieder vor die Stadt hinaus, Bolz schien unruhig und etwas zu haben, das er dem jungen Maler gern mitteilen möchte; er brach aber immer wieder ab, und Sternbald, der im Geiste schon mit seiner Malerei beschäftigt war, achtete nicht darauf.

Es wurde finster. Sie hatten sich in die benachbarten Berge hineingewendet, ihr Gespräch fiel auf die Kunst. „Ihr habt mich", sagte Sternbald, „auf die unsterblichen Werke des großen Michael Angelo sehr begierig gemacht, Ihr haltet sie für das Höchste, was die Kunst bisher hervorgebracht hat."

„Und hervorbringen kann!" rief Bolz aus, „es ist bei ihnen nicht von der oder der Vortrefflichkeit, von dieser oder jener Schönheit die Rede, sondern sie sind durchaus schön, durchaus vortrefflich. Alle übrigen Künstler sind gleichsam als die Vorbereitung, als die Ahndung zu diesem einzig großen Manne anzusehn: vor ihm hat noch keiner die Kunst verstanden, noch gewußt, was er mit ihr ausrichten soll."

„Aber wie kömmt es denn", sagte Sternbald, „daß auch noch andre außer ihm verehrt werden und daß noch niemand nach dieser Vollkommenheit gestrebt hat?"

„Das ist leicht einzusehn", sagte der Bildhauer. „Die Menge will nicht die Kunst, sie will nicht das Ideal, sie will unterhalten und gereizt sein, und es versteht sich, daß die niedrigern Geister dies weit besser ins Werk zu richten wissen, weil sie selber mit den Geistesbedürfnissen der Menge, der Liebhaber und Unkenner vertraut sind. Sie erblicken wohl gar beim echten Künstler Mangel und glauben über seine Fehler und Schwächen urteilen zu können,

weil er vorsätzlich das verschmäht hat, was ihnen an ihren Lieblingen gefällt. Warum kein Künstler noch diese Größe erstrebt hat? Wer hat denn richtigen Begriff von seiner Kunst, um das Beste zu wollen? Ja, wer von den Künstlern will denn überhaupt irgendwas? Sie können sich ja nie von ihrem Talente Rechenschaft geben, das sie blindlings ausüben, sie sind ja zufrieden, wenn sie den leichtesten Wohlgefallen erregen, auf welchem Wege es auch sei. Sie wissen ja gar nicht, daß es eine Kunst gibt, woher sollen sie denn erfahren, daß diese Kunst eine höchste, letzte Spitze habe. Mit Michael Angelo ist die Kunst erst geboren worden, und von ihm wird eine Schule ausgehn, die die erste ist und bald die einzige sein wird."

„Und wie meint Ihr", fragte Franz, „daß dann die Kunst beschaffen sein wird?"

„Man wird", sagte Bolz, „die unnützen Bestrebungen, die schlechten Manieren ganz niederlegen und nur dem allmächtigen Buonarotti folgen. Es ist in jeder ausgeübten Kunst natürlich, daß sie sich vollendet, wenn nur ein erhabener Geist aufgestanden ist, der den Irrenden hat zurufen können: dorthin, meine Freunde, geht der Weg! Das hat Buonarotti getan, und man wird nachher nicht mehr zweifeln und fragen, was Kunst sei. In jeglicher Darstellung wird dann ein großer Sinn liegen, und man wird die gewöhnlichen Mittel verschmähen, um zu gefallen. Jetzt nehmen fast alle Künstler die Sinnen in Anspruch, um nur ein Interesse zu erregen, dann wird das Ideal verstanden werden."

Indem war es ganz dunkel geworden. Der Mond stieg eben unten am Horizont herauf, sie hatten schon fernher Hammerschläge gehört, jetzt standen

8 f. Der Wohlgefallen, veraltete Form.

sie vor einer Eisenhütte, in der gearbeitet wurde. Der Anblick war schön; die Felsen standen schwarz umher, Schlacken lagen aufgehäuft, dazwischen einzelne grüne Gesträuche, fast unkenntlich in der Finsternis. Vom Feuer und dem funkenden Eisen war die offene Hütte erhellt, die hämmernden Arbeiter, ihre Bewegungen, alles glich bewegten Schatten, die von dem hellglühenden Erzklumpen angeschienen wurden. Hinten war der wildbewachsene Berg so eben sichtbar, auf dem alte Ruinen auf der Spitze vom aufgehenden Monde schon beschimmert waren: gegenüber waren noch einige leichte Streifen des Abendrots am Himmel.

Bolz rief aus: „Seht den schönen, bezaubernden Anblick!"

Auch Sternbald war überrascht, er stand eine Weile in Gedanken und schwieg, dann rief er aus: „Nun, mein Freund, was könntet Ihr sagen, wenn Euch ein Künstler auf einem Gemälde diese wunderbare Szene darstellte? Hier ist keine Handlung, kein Ideal, nur Schimmer und verworrene Gestalten, die sich wie fast unkenntliche Schatten bewegen. Aber wenn Ihr dies Gemälde sähet, würdet Ihr Euch nicht mit mächtiger Empfindung in den Gegenstand hineinsehnen? Würde er die übrige Kunst und Natur nicht auf eine Zeitlang aus Eurem Gedächtnisse hinwegrücken, und was wollt Ihr mehr? Diese Stimmung würde dann so wie jetzt Euer ganzes Inneres durchaus ausfüllen, Euch bliebe nichts zu wünschen übrig, und doch wäre es nichts weiter als ein künstliches, fast tändelndes Spiel der Farben. Und doch ist es Handlung, Ideal, Vollendung, weil es das im höchsten Sinne ist, was es sein kann, und so kann jeder Künstler an sich der Trefflichste sein, wenn er sich kennt und nichts Fremdartiges in sich hineinnimmt. Wahrlich! es ist, als hätte die alte Welt sich mit

ihren Wundern aufgetan, als ständen dort die fabelhaften Zyklopen vor uns, die für Mars oder Achilles die Waffen schmieden. Die ganze Götterwelt kömmt dabei in mein Gedächtnis zurück: ich sehe nicht nur was vor mir ist, sondern die schönsten Erinnerungen entwickeln sich im Innern meiner Seele, alles wird lebendig und wach, was seit lange schlief. Nein mein Freund, ich bin innigst überzeugt, die Kunst ist wie die Natur, sie hat mehr als *eine* Schönheit.

Bolz war still, beide Künstler ergötzten sich lang an dem Anblick, dann suchten sie den Rückweg nach der Stadt. Der Mond war indes heraufgekommen und glänzte ihnen im vollen Lichte entgegen durch die Hohlwege, die sie durchkreuzten, über die feuchte Wiese herüber, von den Bergen in zauberischen Widerscheinen. Die ganze Gegend war in eine Masse verschmolzen, und doch waren die verschiedenen Gründe leicht gesondert, mehr angedeutet als ausgezeichnet; keine Wolke war am Himmel, es war, als wenn sich ein Meer mit unendlichen goldenen Glanzwogen sanft über Wiese und Wald ausströmte und herüber nach den Felsen bewegte.

„Könnten wir nur die Natur genau nachahmen", sagte Sternbald, „oder begleitete uns diese Stimmung nur so lange, als wir an einem Werke arbeiten, um in frischer Kraft, in voller Neuheit das hinzustellen, was wir jetzt empfinden, damit auch andre so davon ergriffen würden, wahrlich, wir könnten oft Handlung und Komposition entbehren und doch eine große, herrliche Wirkung hervorbringen!"

Bolz wußte nicht recht, was er antworten sollte, er mochte nicht gern nachgeben, und doch konnte er Franz jetzt nicht widerlegen, sie stritten hin und her und verwunderten sich endlich, daß sie d

2. Zyklopen: einäugige Riesen, hier als Diener des Hephaistos (griech. Gott des Feuers und der Schmiedekunst) gedacht.

Stadt nicht erscheinen sahen. Bolz suchte nach dem Wege und ward endlich inne, daß er sich verirrt habe. Beide Wanderer wurden verdrüßlich, denn sie waren müde und sehnten sich nach dem Abendessen, aber es schoben sich immer mehr Gebüsche zwischen sie, immer neue Hügel, und der blendende Schimmer des Mondes erlaubte ihnen keine Aussicht. Der Streit über die Kunst hörte auf, sie dachten nur darauf, wie sie sich wieder zurechtfinden wollten. Bolz sagte: „Seht, mein Freund, über die Kunst haben wir die Natur vernachlässigt; wollt Ihr Euch noch so in eine Gegend hineinsehnen, aus der wir uns so gern wieder herauswickeln möchten? Jetzt gäbt Ihr alle Ideale und Kunstwörter für eine gute Ruhestelle hin."

„Wie Ihr auch sprecht!" sagte Sternbald, „davon kann ja gar nicht die Rede sein. Wir haben uns durch Eure Schuld verirrt, und es steht Euch nicht zu, nun noch zu spotten."

Sie setzten sich ermüdet auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes nieder. Franz sagte: „Wir werden hier wohl übernachten müssen, denn ich sehe noch keinen möglichen Ausweg."

„Gut denn!" rief Bolz aus, „wenn es die Not so haben will, so wollen wir uns auch in die Not finden. Wir wollen sprechen, Lieder singen und schlafen, so gut es sich tun läßt. Mit dem Aufgange der Sonne sind wir dann wieder munter und kehren zur Stadt zurück. Fangt Ihr an zu singen."

Sternbald sagte: „Da wir nichts Bessers zu tun wissen, will ich Euch ein Lied von der Einsamkeit singen, es schickt sich gut zu unserm Zustande.

Über mir das hellgestirnte Himmelsdach,
Alle Menschen dem Schlaf ergeben,

33 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 127: *Lied von der Einsamkeit.*

Ruhend von dem mühevollen Leben,
Ich allein, allein im Hause wach.

Trübe brennt das Licht herunter;
Soll ich aus dem Fenster schauen,
'nüber nach den fernen Auen?
Meine Augen bleiben munter.

Soll ich mich im Strahl ergehen
Und des Mondes Aufgang suchen?
Sieh, er flimmert durch die Buchen,
Weiden am Bach im Golde stehen.

Ist es nicht, als käme aus den Weiden,
Ach, ein Freund, den ich lange nicht gesehn,
Ach, wieviel ist schon seither geschehn,
Seit dem qualenvollen, bittern Scheiden!

An den Busen will ich ihn mächtig drücken,
Sagen, was so ofte mir gebangt,
Wie mich inniglich nach ihn verlangt,
Und ihm in die süßen Augen blicken.

Aber der Schatten bleibt dort unter den Zweigen,
Ist nur Mondenschein,
Kömmt nicht zu mir herein,
Sich als Freund zu zeigen.

Ist auch schon gestorben und begraben,
Und vergeß es jeden Tag,
Weil ich's so übergerne vergessen mag;
Wie kann ich ihn denn in den Armen haben?

Geht der Fluß murmelnd durch die Klüfte,
Sucht die Ferne nach eigner Melodie,
Unermüdet sprechend spat und früh:
Wehn vom Berge schon Septemberlüfte.

Töne fallen von oben in die Welt,
Lust'ge Pfeifen, fröhliche Schalmein,
Ach! sollten es Bekannte sein?
Sie wandern zu mir übers Feld.

Fernab ertönen sie, keiner weiß von mir,
Alle meine Freunde mich verlassen,
Die mich liebten, jetzt mich hassen,
Kümmert sich keiner, daß ich wohne hier.

Ziehn mit Netzen oft lustig am See,
Höre oft das ferne Gelach;
Seufze mein kümmerlich Ach!
Tut mir der Busen so weh.

Ach! wo bist du Bild geblieben,
Engelsbild vom schönsten Kind?
Keine Freuden übrig sind,
Unterstund mich, dich zu lieben.

Hast den Gatten längst gefunden,
Wie der fernste Schimmerschein,
Fällt mein Name dir wohl ein,
Nie in deinen guten Stunden.

Und das Licht ist ausgegangen,
Sitze in der Dunkelheit,
Denke, was mich sonst gefreut,
Als noch Nachtigallen sangen.

Ach! und warst nicht einsam immer?
Keiner, der dein Herz verstand,
Keiner sich zu dir verband.
Geh auch unter, Mondesschimmer!

Lösche, lösche letztes Licht!
Auch wenn Freunde mich umgeben,
Führ ich doch einsames Leben:

Lösche, lösche letztes Licht,
Der Unglückliche braucht dich nicht!"

Indem hörten sie nicht weit von sich eine Stimme singen:

„Wer lust'gen Mut zur Arbeit trägt
Und rasch die Arme stets bewegt,
Sich durch die Welt noch immer schlägt.
Der Träge sitzt, weiß nicht wo aus,
Und über ihm stürzt ein das Haus,
Mit vollen Segeln munter
Fährt der Frohe das Leben hinunter."

Der Singende war ein Kohlenbrenner, der jetzt näher kam. Bolz und Sternbald gingen auf ihn zu, sie standen seiner Hütte ganz nahe, ohne daß sie es bemerkt hatten. Er war freundlich und bot ihnen von freien Stücken sein kleines Haus zum Nachtlager an. Die beiden Ermüdeten folgten ihm gern.

Drinnen war ein kleines Abendessen zurechtgemacht, kein Licht brannte, aber einige Späne, die auf dem Herde unterhalten wurden, erleuchteten die Hütte. Eine junge Frau war geschäftig, den Fremden einen Sitz auf einer Bank zu bereiten, die sie an den Tisch schob. Alle setzten sich nieder und aßen aus derselben Schüssel; Franz saß neben der Frau des Köhlers, die ihn mit lustigen Augen zum Essen nötigte. Er fand sie artig und bewunderte die Wirkung des Lichtes auf die Figuren.

Der Köhler erzählte viel vom nahen Eisenhammer, für den er die meisten Kohlen lieferte, er hatte noch so spät einen Weiler besucht. Ein kleiner Hund gesellte sich zu ihnen und war äußerst freundlich, die Frau, die lebhaft war, spielte und sprach mit ihm wie mit einem Kinde. Sternbald fühlte in der Hütte wieder die ruhigen, frommen Empfindungen,

die ihn schon so oft beglückt hatten: er prägte sich die Figuren und Erleuchtung seinem Gedächtnisse ein, um einmal ein solches Gemälde darzustellen.

Als sie mit dem Essen beinahe fertig waren, klopfte noch jemand an die Tür, und eine klägliche Stimme flehte um nächtliche Herberge. Alle verwunderten sich, der Köhler öffnete die Hütte, und Sternbald erstaunte, als er den Pilgrim hereintreten sah. Der Köhler war gegen den Wallfahrter sehr ehrerbietig, es wurde Speise herbeigeschafft, die Stube heller gemacht. Der Pilgrim erschrak, als er hörte, daß er der Stadt so nahe sei, er hatte sie schon seit zwei Tagen verlassen, sich auf eine unbegreifliche Art verirrt und bei allen Zurechtweisungen immer den unrechten Weg ergriffen, so daß er jetzt kaum eine halbe Meile von dem Orte entfernt war, von dem er ausging.

Der Wirt erzählte noch allerhand, die junge Frau war geschäftig, der Hund war gegen Sternbald sehr zutunlich. Nach der Mahlzeit wurde für die Fremden eine Streu zubereitet, auf der sich der Wallfahrter und Bolz sogleich ausstreckten. Franz war gegen sein Erwarten munter. Der Köhler und seine Frau gingen nun auch zu Bette, der Hund ward nach seiner Behausung auf den kleinen Hof gebracht, Sternbald blieb bei den Schlafenden allein.

Der Mond sah durch das Fenster, in der Einsamkeit fiel des Bildhauers Gesicht dem Wachenden auf, es war eine Physiognomie, die Heftigkeit und Ungestüm ausdrückte. Franz begriff es nicht, wie er seinen anfänglichen Widerwillen gegen diesen Menschen so habe überwinden können, daß er jetzt mit ihm umgehe, daß er sich ihm sogar vertraue.

Bolz schien unruhig zu schlafen, er warf sich oft umher, ein Traum ängstigte ihn. Franz vergaß beinahe, wo er war, denn alles umher erhielt eine son-

derbare Bedeutung. Seine Phantasie ward erhitzt, und es währte nicht lange, so glaubte er sich unter Räubern zu befinden, die es auf sein Leben angesehn hätten, jedes Wort des Kohlenbrenners, dessen er sich nur erinnerte, war ihm verdächtig, er erwartete es ängstlich, wie er mit seinen Spießgesellen wieder aus der Tür herauskommen würde, um sie im Schlafe umzubringen und zu plündern. Über diese Betrachtungen schlief er ein, aber ein fürchterlicher Traum ängstigte ihn noch mehr, er sah die entsetzlichsten Gestalten, die seltsamsten Wunder, er erwachte unter drückenden Beklemmungen.

Am Himmel sammelten sich Wolken, auf die die Strahlen des Mondes fielen, die Bäume vor der Hütte bewegten sich. Um sich zu zerstreuen, schrieb er folgendes in seiner Schreibtafel nieder:

Die Phantasie

Wer ist dort der alte Mann,
In einer Ecke festgebunden,
Daß er sich nicht rührt und regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jede Miene.
Der Alte ist verdrüßlich,
Um ihn in tausend Falten
Ein weiter Mantel geschlagen.

Es ist der launige Phantasus,
Ein wunderlicher Alter,

17 ff. *Gedichte*, a. a. O., S. 130: *Die Phantasie*. Tiecks Urteil dazu: Anhang S. 495.

22. A und B: „jene", Druckfehler (?).

26. In der griechischen Mythologie ist Phantasos der Sohn des Hypnos (Schlafs), er erzeugt die Traumbilder der Menschen. 1812 gibt Tieck einer Sammlung von Märchen, Erzählungen und Schauspielen den Titel *Phantasus*.

Folgt stets seiner närrischen Laune,
Sie haben ihn jetzt festgebunden,
Daß er nur seine Possen läßt,
Vernunft im Denken nicht stört,
Den armen Menschen nicht irrt,
Daß er sein Tagsgeschäft
In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verständig spreche
Und nicht wie ein Tor erscheine.
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus und lärmt damit,
Sowie nur nicht nach ihm gesehn wird.

Der alte Mann schweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern alles langweilig,
Was in seinen Kram nicht taugt.
Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indes stets von ihm getan;
Fällt in die Augen das Abendrot hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf,
Da sie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied:
„Schlaf ruhig, mein Kind, morgen ist auch noch ein Tag.
Mußt nicht alles auf einmal denken,
Bist unermüdet, und das ist schön,
Wirst auch immer weiterkommen,
Wirst deinem lieben Menschen Ehre bringen,
Er schätzt dich auch über alles,
Schlaf ruhig, schlaf ein." –
„Wo ist meine Vernunft geblieben?" sagt der Mensch,
„Geh, Erinnrung, und such sie auf."
Erinnrung geht und trifft sie schlafend,

Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Gefährtin ein.
Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen,
Denkt der Mensch und fürchtet sich schon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geschlichen
Und sagt: „Mein Bester, du mußt erlahmen,
Wenn dir die Glieder nicht frei gemacht werden,
Pflicht, Vernunft und Verstand bringen dich ganz herunter,
Und du bist gutwillig wie ein Kind." –
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände los,
Und der Alte schmunzelt: „Sie haben mir viel zu danken,
Mühsam hab ich sie erzogen,
Aber nun verachten sie mich alten Mann,
Meinen, ich würde kindisch,
Sei zu gar nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebster, nimmst dich mein noch an,
Wir beiden bleiben immer gute Kameraden."
Der Alte steht auf und ist der Banden frei,
Er schüttelt sich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen,
Die er mit Wohlgefallen ansieht.
Er kehrt den Mantel um und spreitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete ist die untre Seite.
Nun hantiert Phantasus in seinem Zelte
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen.
Aus Glas und Kristallen baut er Schlösser,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge kucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontänen im Garten spazieren,
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft,
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied

Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Wesen herrlich macht.
Spricht: „Fahre fort, mein lieber Alter."
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten,
Schreiten Geistergestalten heran,
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen.
Tummeln sich Reuter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröten und Mondschein gehn durcheinander.
Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
Die Wangen rot, der Busen weiß,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Heer von Kobolden lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der greise Nestor, versammeln sich zum Spiel
Und entzweien sich wie die Knaben. –
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht und singt: „Laß deine Taten fahren,
Dein Streben, Mensch, deine Grübelein,
Sieh, ich will dir goldne Kegel schenken,
Ein ganzes Spiel, und silberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehn,
Warum willst du dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beisammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
Ich lehre dich tausend Dinge,
Von denen du noch nichts weißt." –
Das blinkende Spielwerk sticht dem Menschen in die Augen,
Er reckt die Hände gierig aus,
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,

Reibt die Augen und gähnt und dehnt sich:
„Wo ist mein lieber Mensch?
Ist er zu neuen Taten gestärkt?“ so ruft sie.
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Mensch schämt sich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt ins Gemach.
„Ist der alte Wirrwarr schon wieder los geworden?
Ruft Vernunft aus, „läßt du dich immer wieder locken
Von dem kind'schen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt?“ –
Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel wieder umgekehrt
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm' und Beine festgebunden,
Sitzt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm alles wieder ins Kleid gesteckt,
Und Vernunft macht 'ne drohende Miene.
Der Mensch muß an die Geschäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
„Warum verführt ihr mir den lieben Menschen!“
Grämelt der alte Phantasus,
„Ihr werdet ihn matt und tot noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt sich und möcht' es gern mit mir halten,
Aber ihr Überklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet
Und wißt nicht, was ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg, und keiner steht mir bei.“

Der Morgen brach indessen an, die übrigen im Hause wurden munter, und Franz las dem Bildhauer seine Verse vor, der darüber lachte und sagte: „Auch dies Gedicht, mein Freund, rührt vom Phantasus her, man sieht es ihm wohl an, daß es in der Nacht geschrieben ist; dieser Mann hat, wie es scheint, Spott und Ernst gleich lieb."

Das dunkle Gemach wurde erhellt, der Köhler trat mit seiner Frau herein. Franz lächelte über seine nächtliche Einbildung, er sah nun die Tür, die er immer gefürchtet hatte, deutlich vor sich stehn, nichts Furchtbares war an ihr sichtbar. Die Gesellschaft frühstückte, wobei der muntere Köhler noch allerhand erzählte. Er sagte, daß in einigen Tagen eine Nonne im benachbarten Kloster ihr Gelübde ablegen würde und daß sich dann zu dieser Feierlichkeit alle Leute aus der umliegenden Gegend versammelten. Er beschrieb die Zeremonien, die dabei vorfielen, er freute sich auf das Fest, Sternbald schied von ihm und dem Pilgrim und ging mit dem Bildhauer zur Stadt zurück.

Sternbald ließ sich im Kloster melden, er ward der Äbtissin vorgestellt, er betrachtete das alte Gemälde, das er auffrischen sollte. Es war die Geschichte der heiligen Genoveva, wie sie mit ihrem Sohne unter einsamen Felsen in der Wildnis sitzt und von freundlichen, liebkosenden Tieren umgeben ist. Das Bild schien alt, er konnte nicht das Zeichen eines ihm bekannten Künstlers entdecken. Denksprüche gingen aus dem Munde der Heiligen, ihres Sohnes und der Tiere, die Komposition war einfach und ohne Künstlichkeit, das Gemälde sollte nichts als den Gegenstand auf die einfältigste Weise ausdrücken. Sternbald war willens, die Buchstaben zu

25. Genoveva: vgl. die Fußnote zu S. 30, Z. 16.

verlöschen und den Ausdruck der Figur zu erhöhen aber die Äbtissin sagte: „Nein, Herr Maler, Ihr müßt das Bild im ganzen so lassen, wie es ist, und um alles ja die Worte stehenlassen. Ich mag es durchaus nicht, wenn ein Gemälde zu zierlich ist."

Franz machte ihr deutlich, wie diese weißen Zettul alle Täuschung aufhöben und unnatürlich wären ja wie sie gewissermaßen das ganze Gemälde vernichteten, aber die Äbtissin antwortete: „Dies alles ist mir sehr gleich, aber eine geistliche, beweglich Historie muß durchaus nicht auf eine ganz weltliche Art ausgedrückt werden, Reiz, und was ihr Male Schönheit nennt, gehört gar nicht in ein Bild, da zur Erbauung dienen und heilige Gedanken erwek ken soll. Mir ist hier das Steife, Altfränkische vie erwünschter, dies schon trägt zu einer gewissen Erhebung bei. Die Worte sind aber eigentlich die Erklärung des Gemäldes, und diese gottseligen Betrachtungen könnt Ihr nimmermehr durch den Ausdruck der Mienen ersetzen. An der sogenannten Wahrheit und Täuschung liegt mir sehr wenig: wenn ich mich einmal davon überzeugen kann, daß ich hier in der Kirche diese Wildnis mit Tieren und Felsen antreffe, so ist es mir ein kleines, auch anzunehmen, daß diese Tiere sprechen und daß ihre Worte hingeschrieben sind, wie sie selbst nur gemalt sind. Es entsteht dadurch etwas Geheimnisvolles, wovon ich nicht gut sagen kann, worin es liegt. Die übertriebenen Mienen und Gebärden aber sind mir zuwider. Wenn die Maler immer bei dieser alten Methode bleiben, so werden sie sich auch stets in den Schranken der guten Sitten halten, denn dieser Ausdruck mit Worten führt gleichsam eine Aufsicht über ihr Werk. Ein Gemälde ist und bleibt eine gutgemeinte Spielerei und darum muß man sie auch niemals zu ernsthaft treiben."

Franz ging betrübt hinweg, er wollte am folgenden Morgen anfangen. Das Gerüst wurde eingerichtet, die Farben waren zubereitet; als er in der Kirche oben allein stand und in die trüben Gitter hineinsah, fühlte er sich unbeschreiblich einsam, er lächelte über sich selber, daß er den Pinsel in der Hand führe. Er fühlte, daß er nur als Handwerker gedungen sei, etwas zu machen, wobei ihm seine Kunstliebe, ja sein Talent völlig überflüssig war. „Was ist bis jetzt von mir geschehen?" sagte er zu sich selber, „in Antwerpen habe ich einige Konterfeie ohne sonderliche Liebe gemacht, die Gräfin und Roderigo nachher gemalt, weil sie in ihn verliebt war, und nun stehe ich hier, um Denksprüche, schlecht geworfene Gewänder, Hirsche und Wölfe neu anzustreichen."

Indem hatten sich die Nonnen zur Hora versammelt, und ihr feiner, wohlklingender Gesang schwung sich wundersam hinüber, die erloschene Genoveva schien darnach hinzuhören, die gemalten Kirchenfenster ertönten. Eine neue Lust erwachte in Franz, er nahm Palette und Pinsel mit frischem Mut und färbte Genovevens dunkles Gewand. „Warum sollte ein Maler", sagte er zu sich, „nicht allenthalben, auch am unwürdigen Orte, Spuren seines Daseins lassen? Er kann allenthalben ein Monument seiner schönen Existenz schaffen, vielleicht daß doch ein seltener zarter Geist ergriffen und gerührt wird, ihm dankt und aus den Trübseligkeiten sich eine schöne Stunde hervorsucht." Er nahm sich nämlich vor, in dem Gesichte der Genoveva das Bildnis seiner teuren Unbekannten abzuschildern, soviel es ihm möglich war. Die Figuren wurden ihm durch diesen Gedanken teurer, die Arbeit lieber.

18. „schwung", veraltete Form, schwang.

Er suchte in seiner Wohnung das Bildnis hervo
das ihm der alte Maler gegeben hatte, er sah es a
und Emma stand unwillkürlich vor seinen Auge
Sein Gemüt war wunderbar beängstigt, er wuß
nicht, wofür er sich entscheiden solle. Dieser Lie
reiz, diese Heiterkeit seiner Phantasie bei Emm
Angedenken, die lüsternen Bilder und Erinneru
gen, die sich ihm offenbarten, und dann das Za
berlicht, das ihm aus dem Bildnisse des teuren A
gesichts aus herrlicher Ferne entgegenleuchtete, d
Gesänge von Engeln, die ihn dorthin riefen, d
schuldlose Kindheit, die wehmütige Sehnsucht, d
Goldenste, Fernste und Schönste, was er erwünsch
und erlangen konnte, daneben Sebastians Freu
und Erstaunen, dazwischen das Grab.

Die Verworrenheit aller dieser Vorstellungen b
mächtigte sich seiner so sehr, daß er zu weinen an
fing und keinen Gedanken erhaschte, der ihn tröste
konnte. Ihm war, als wenn seine innerste Seele i
den brennenden Tränen sich aus seinen Augen hin
ausweinte, als wenn er nachher nichts wünschen un
hoffen dürfte, und nur ungewisse, irrende Reue ih
verfolgen könne. Seine Kunst, sein Streben, ei
edler Künstler zu werden, sein Wirken und Wer
den auf der Erde erschien ihm als etwas Armseliges
Kaltes und jämmerlich Dürftiges. In Dämmerun
gingen die Gestalten der großen Meister an ihn
vorüber, er mochte nach keinem mehr die Arme aus
strecken; alles war schon vorüber und geendigt, wo
von er noch erst den Anfang erwartete.

Er schweifte durch die Stadt, und die bunten Häu
ser, die Brücken, die Kirchen mit ihrer künstliche
Steinarbeit, nichts reizte ihn, es genau zu betrachte
es sich einzuprägen, wie er sonst so gern tat, in j
dem Werke schaute ihn Vergänglichkeit und zweck
loses Spiel mit trüben Augen, mit spöttischer Mie

an. Die Mühseligkeit des Handwerkers, die Emsigkeit des Kaufmanns, das trostlose Leben des Bettlers daneben schien ihm nun nicht mehr, wie immer, durch große Klüfte getrennt: sie waren Figuren und Verzierungen von einem großen Gemälde, Wald, Bergstrom, Gebirge, Sonnenaufgang waren Anhang zur trüben, dunkeln Historie, die Dichtkunst, die Musik machten die Worte und Denksprüche, die mit ungeschickter Hand hineingeschrieben wurden. „Jetzt weiß ich", rief er im Unmute aus, „wie dir zumute ist, mein vielgeliebter Sebastian, erst jetzt lese ich aus mir selber deinen Brief, erst jetzt entsetze ich mich darüber, daß du recht hast. So kann keiner dem andern sagen und sprechen, was er denkt; wenn wir selbst wie tote Instrumente, die sich nicht beherrschen können, so angeschlagen werden, daß wir dieselben Töne angeben, dann glauben wir den andern zu vernehmen."

Die Melodie des Liedes von der Einsamkeit kam ihm ins Gedächtnis, er konnte es nicht unterlassen, das Gedicht leise vor sich hin zu singen, wobei er immer durch die Straßen lief und sich endlich in das Getümmel des Marktes verlor.

Er stand im Gedränge still, und ihm fiel bei, daß vielleicht keiner von den hier bewegten unzähligen Menschen seine Gedanken und seine Empfindungen kenne, daß er schon oft selbst ohne Arg herumgewandert sei, daß er auch vielleicht in wenigen Tagen alles vergessen habe, was ihn jetzt erschüttre, und er sich dann wohl wieder klüger und besser als jetzt vorkomme. Wenn er so in sein bewegtes Gemüt sah, so war es, als wenn er in einen unergründlichen Strudel hinabschaute, wo Woge Woge drängt und schäumt und man doch keine Welle sondern kann, wo alle Fluten sich verwirren und trennen und immer wieder durcheinanderwirbeln, ohne Stillstand, ohne

Ruhe, wo dieselbe Melodie sich immer wiederho
und doch immer neue Abwechselung ertönt: ke
Stillstand, keine Bewegung, ein rauschendes, tose
des Rätsel, eine endlose, endlose Wut des erzürnte
stürzenden Elements.

Käufer und Verkäufer schrien und lärmten durc
einander, Fremde, die sich zurechtfragten, Wage
die sich gewaltsam Platz machten. Alle Arten vo
Eßwaren umher gelagert, Kinder und Greise i
Gewühl, alle Stimmen und Zungen zum verwirrte
Unisono vereinigt. Nach der andern Seite dräng
sich das Volk voll Neugier, und Franz ward vo
dem ungestümen Strome mit ergriffen und fortg
zogen, er bemerkte es kaum, daß er von der Stel
kam.

Als er näher stand, hörte er durch das Geräusc
der Stimmen, durch die öftere Unterbrechung, Fra
gen, Antworten und Verwunderung folgendes Lie
singen:

„Wie über Matten
Die Wolke zieht,
So auch der Schatten
Vom Leben flieht.

Die Jahre eilen,
Kein Stillestand
Und kein Verweilen,
Sie hält kein Band.

Nur Freude kettet
Das Leben hier,
Der Frohe rettet
Die Zeiten schier.

Ihm sind die Stunden,
Was Jahre sind,

Sind nicht verschwunden,
Wer so gesinnt.

Ihm sind die Küsse,
Der goldne Wein
Noch mal so süße
Im Sonnenschein.

Ihm naht kein Schatten
Vergänglichkeit,
Für ihn begatten
Sich Freud' und Zeit.

Drum nehmt die Freude
Und sperrt sie ein,
Dann müßt ihr beide
Unsterblich sein."

Es war ein Mädchen, die dieses Lied absang, indem kam Franz durch eine unvermutete Wendung dicht an die Sängerin zu stehn, das Gedränge preßte ihn an sie, und indem er sie genau betrachtete, glaubte er Ludoviko zu erkennen. Jetzt hatte ihn der Strom von Menschen wieder entfernt, und er konnte daher seiner Sache nicht gewiß sein, ein Leierkasten fiel ihm mit seinen schwerfälligen Tönen in die Ohren, und eine andre Stimme sang:

„Aus Wolken kommt die frohe Stunde,
O Mensch gesunde,
Laß Leiden sein und Bangigkeit,
Wenn Liebchens Kuß dein Herz erfreut.

In Küssen webt ein Zaubersegen,
Drum sei verwegen,
Was schadet's, wenn der Donner rollt,
Wenn nur der rote Mund nicht schmollt."

Franz war erstaunt, denn er glaubte in diesem begleitenden Sänger Florestan zu erkennen. Er war wie ein alter Mann gestaltet und verstellte, wie Sternbald glaubte, auch seine Stimme; doch war er noch zweifelhaft. – In kurzer Zeit hatte er beide aus den Augen verloren, sosehr er sich auch bemühte, sich durch die Menschen hindurchzudrängen.

Die beiden Gestalten lagen ihm immer im Sinne er ging zum Kloster zurück, aber er konnte sie nicht vergessen, er wollte sie wieder aufsuchen, aber es war vergebens. Indem er malte, kam die Äbtissin mit einigen Nonnen hinzu, um ihm bei der Arbeit zuzusehn, die größte von ihnen schlug den Schleier zurück, und Franz erschrak über die Schönheit, über die Majestät eines Angesichts, die ihm plötzlich in die Augen fielen. Diese reine Stirn, diese großen dunkeln Augen, das schwermütige, unaussprechlich süße Lächeln der Lippen nahm sein Auge gleichsam mit Gewalt gefangen, sein Gemälde, jede andre Gestalt kam ihm gegen diese Herrlichkeit trübe und unscheinbar vor. Er glaubte auch noch nie einen so schlanken Wuchs gesehen zu haben, ihm fielen ein paar Stellen aus alten Gedichten ein, wo der Dichter von der siegenden Gewalt der Allerholdseligsten sprach, von der unüberwindlichen Waffenrüstung ihrer Schöne. – Ein altes Lied sagte:

Laß mich los, um Gottes willen
Gib mich armen Sklaven frei,
Laß die Augen dir verhüllen,
Daß ihr Glanz nicht tödlich sei.

Mußt du mich in Ketten schleifen
Stärker als von Demantstein?

28 ff. Auch dieses Gedicht stammt von Tieck selbst.

Muß das Schicksal mich ergreifen,
Ich ihr Kriegsgefangner sein? –

Wie, dachte Sternbald, muß dem Manne sein, dem sich diese Arme freundlich öffnen? dem dieser heilige Mund den Kuß entgegenbringt? Die Grazie dieser übermenschlichen Engelsgestalt ganz sein Eigentum!

Die Nonne betrachtete das Gemälde und den Maler in einer nachdenklichen Stellung, keine ihrer Bewegungen war lebhaft, aber wider Willen ward das Auge nachgezogen, wenn sie ging, wenn sie die Hand erhob, das Auge war entzückt, in den Linien mitzugehn, die sie beschrieb. Franz gedachte an Roderigos Worte, der von der Gräfin gesagt hatte, daß sie in Bewegungen Musik schriebe, daß jede Biegung der Gelenke ein Wohllaut sei.

Sie gingen fort, der Gesang der Nonnen erklang wieder. Franz fühlte sich verlassen, daß er nicht neben der schönen Heiligen knien konnte, ganz in Andacht hingegossen, die Augen dahin gerichtet, wohin die ihrigen blickten, er glaubte, daß das allein schon ein höchst seliges Gefühl sein müsse, nur mit ihr dieselben Worte zu singen, zu denken. Wie widerlich waren ihm die Farben, die er auftragen, die Figuren, die er neu beleben sollte!

Auf den Abend sprach er den Bildhauer. Er schilderte ihm die Schönheit, die er gesehn hatte, Augustin schien beinahe eifersüchtig. Er erzählte, wie es dasselbe Mädchen sei, das in kurzem das Gelübde ablegen werde, von der der Köhler gesprochen habe, sie sei mit ihrem Stande unzufrieden, müsse sich aber dem Willen der Eltern fügen. „Ihr habt recht", fuhr er gegen Franz fort, „wenn Ihr sie eine Heilige nennt, ich habe noch nie eine Gestalt gesehn, die etwas so Hohes, so Überirdisches ausgedrückt hätte. Und nun denkt Euch diesen züchtigen Busen ent-

fesselt, diese Wangen mit Scham und Liebe kämpfend, diese Lippen in Küssen entbrannt, das große Auge der Trunkenheit dahingegeben, dies Himmlische des Weibes im Widerspruch mit sich selbst und doch ihre schönste Bestimmung erfüllend – oh, wer auf weiter Erde ist denn glückseliger und gebender als dieser ihr Geliebter? Höhere Wonne wird auf dieser magern Erde nicht reif, und wem dieses bescheret ist, vergißt die Erde und sich und alles!"

Er schien noch weitersprechen zu wollen, aber plötzlich brach er ab und verließ Sternbald im unnützen Nachsinnen verloren.

Franz hatte noch keine seiner Arbeiten mit dieser Unentschlossenheit und Beklemmung gemacht, er schämte sich eigentlich seines Malens an diesem Orte, besonders in Gegenwart der majestätischen Gestalt. Sie besuchte ihn regelmäßig und betrachtete ihn genau. Ihre Gestalt prägte sich jedesmal tiefer in seine Phantasie, er schied immer ungerner.

Die Malerei ging rascher fort, als er sich gedacht hatte. Die Genoveva machte er seiner teuren Unbekannten ähnlich, er suchte den Ausdruck ihrer Physiognomie zu erhöhen und den geistreichen Schmerz gut gegen die unschuldigen Gesichter der Tiergestalten abstechen zu lassen. Wenn die Orgel zuweilen ertönte, fühlte er sich wohl selbst in schauerliche Einsamkeit entrückt, dann fühlte er Mitleid mit der Geschichte, die er darstellte, ihn erschreckte dann der wehmütige Blick, den die Unbekannte von der Wand herab auf ihn warf, die Tiere mit ihren Denksprüchen rührten ihn innerlich. Aber fast immer sehnte er sich zu einer andern Arbeit hin.

Manchmal glaubte er, daß die schöne Nonne ihn mit Teilnahme und Rührung betrachte, denn es schien zuweilen, als wenn sie jeden seiner Blicke aufzuhaschen suchte, sooft er die Augen auf sie wandte,

begegnete er ihrem bedeutenden Blicke. Er wurde rot, der Glanz ihrer Augen traf ihn wie ein Blitz. Die Äbtissin hatte sich an einem Morgen auf eine Weile entfernt, die übrigen Nonnen waren nicht zugegen, und Sternbald war gerade unten am Gemälde beschäftigt, als das schöne Mädchen ihm plötzlich ein Papier in die Hand drückte. Er wußte nicht, wie ihm geschah, er verbarg es schnell. Die wunderbarste Zeit des Altertums mit allen ihren ungeheuren Märchen, dünkte ihm, wäre ihm nahe getreten, hätte ihn berührt, und sein gewöhnliches Leben sei auf ewig völlig entschwunden. Seine Hand zitterte, sein Gesicht glühte, seine Augen irrten umher und scheuten sich, den ihrigen zu begegnen. Er schwur ihr im Herzen Treue und feste Kühnheit, er unternahm jegliche Gefahr, ihm schien es Kleinigkeit, das Gräßlichste um ihrentwillen zu unternehmen. Er sah im Geiste Entführung und Verfolgung vor sich, er flüchtete sich schon in Gedanken zu seiner Genoveva in die unzugängliche Wüste.

„Wer hätte das gedacht", sagte er zu sich, „als ich zuerst den steinernen Fußboden dieses Klosters betrat, daß hier mein Leben einen neuen Anfang nehmen würde? daß mir das gelingen könne, was ich für das Unmöglichste hielt?"

Indem versammelten sich die Nonnen auf dem Chor, die Glocke schlug ihre Töne, die ihm ins Herz redeten, man ließ ihn allein, und der herzdurchdringende, einfache Gesang hob wieder an. Er konnte kaum atmen, so schienen ihn die Töne wie mit mächtigen Armen zu umfassen und sich dicht an seine entzückte Brust zu drücken.

Als alles wieder ruhig war, als er sich allein befand, nahm er den Brief wieder hervor, seine Hand zitterte, als er ihn erbrechen wollte, aber wie erstaunte er, als er die Aufschrift: „An Ludoviko",

las! – Er schämte sich vor sich selber, er stand eine Weile tief nachsinnend, dann arbeitete er mit neuer Inbrunst am Antlitz seiner Heiligen weiter, er konnte den Zusammenhang nicht begreifen, alle seine Sinne verwirrten sich. Das Gemälde schien ihn mit seinen alten Versen anzureden, Genoveva ihm seine Untreue, seinen Wankelmut vorzuwerfen.

Es war Abend geworden, als er das Kloster verließ. Er ging über den Kirchhof nach dem Felde zu, als ihm wieder die dumpfen Leiertöne auffielen. Der Alte kam auf ihn zu und nannte ihn bei Namen. Es war niemand anders als Florestan.

Sternbald konnte sich vor Erstaunen nicht finden, aber jener sagte: „Sieh, mein Freund, dies ist das menschliche Leben, wir nahmen vor kurzem so wehmütig Abschied voneinander, und nun triffst du mich so unerwartet und bald wieder, und zwar als alten Mann. Sei künftig niemals traurig, wenn du einen Freund verlässest. Aber hast du nichts an Ludoviko abzugeben?“

Sternbald ahndete nun den Zusammenhang, mit zitternder Hand gab er ihm den Brief, den er von der Nonne empfangen hatte. Florestan empfing ihn freudig. Als Franz ihn weiter befragte, antwortete er lustig: „Sieh, mein Freund, wir sind jetzt auf Abenteuer, Ludoviko liebt sie, sie ihn, in wenigen Tagen will er sie entführen, alle Anstalten dazu sind getroffen, ich führe bei ihm ein Leben wie im Himmel, alle Tage neue Gefahren, die wir glücklich überstehn, neue Gegenden, neue Lieder und neue Gesinnungen.“

Franz wurde empfindlich. „Wie?“ sagte er im Eifer, „soll auch sie ein Schlachtopfer seiner Verführungskunst, seiner Treulosigkeit werden? Nimmermehr!“

Rudolf hörte darauf nicht, sondern bat ihn, nur

einen Augenblick zu verweilen, er müsse Ludoviko sprechen, würde aber sogleich zurückkommen. Vor allen Dingen aber solle er dem Bildhauer Bolz nicht ein Wort davon entdecken.

Franz blieb allein und konnte sich über sich selbst nicht zufriedengeben, er wußte nicht, was er zu allem sagen solle. Er setzte sich unter einem Baume nieder, und Rudolf kam nach kurzer Zeit zurück. „Hier, mein liebster Freund", sagte dieser, „diesen Zettul mußt du morgen deiner schönen Heiligen übergeben, er entscheidet ihr Schicksal."

„Wie?" rief Franz bewegt aus, „soll ich mich dazu erniedrigen, das herrlichste Geschöpf vernichten zu helfen? Und du, Rudolf, kannst mit diesem Gleichmute ein solches Unternehmen beginnen? Nein, mein Freund, ich werde sie vor dem Verführer warnen, ich werde ihr raten, ihn zu vergessen, wenn sie ihn liebt, ich werde ihr erzählen, wie er gesinnt ist."

„Sei nicht unbesonnen", sagte Florestan, „denn du schadest dadurch dir und allen. Sie liebt ihn, sie zittert vor dem Tage ihrer Einkleidung, die Flucht ist ihr freier Entschluß, was geht dich das übrige an? Und Ludoviko wird und kann ihr nicht niedrig begegnen. – Seit er sie kennt, ist er, möchte ich sagen, durchaus verändert. Er betet sie an wie ein himmlisches, überirdisches Wesen, er will sie zu seiner Gattin machen und ihr die Treue seines Lebens widmen. Aber lebe wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren, sprich zum Bildhauer kein Wort, ich lasse dir den Brief, denn du bist mein und Ludovikos Freund, und wir trauen dir beide keine Schändlichkeit zu."

Mit diesen Worten eilte Florestan fort, und Sternbald ging zur Stadt zurück. Er wich dem Bildhauer aus, um sich nicht zu verraten. Am folgenden Morgen erwartete er mit Herzklopfen die Gelegenheit, mit der er der schönen Nonne das Billet zu-

stecken könne. Sie nahm es mit Erröten und verbarg es im Busen. Über ihr lilienweißes Gesicht legte sich ein so holdes Schamrot, ihre gesenkten Augen glänzten so hell, daß Franz ein vom Himmel verklärtes Wesen vor sich zu sehn glaubte. Sie schien nun ein Vertrauen zu Franz zu haben und doch seine Augen zu fürchten, ihre Majestät war sanfter und um so lieblicher. Franz war im innersten Herzen bewegt.

Die Zeit verging, die Arbeit am Gemälde nahte sich ihrer Vollendung. Bolz schien mit einem großen Unternehmen schwanger zu gehen, seinem Freunde Sternbald sich aber nicht ganz vertrauen zu wollen. An einem Morgen, als er wieder zum Malen ging, es war der letzte Tag seiner Arbeit, fand er das ganze Kloster in der größten Bewegung. Alle liefen unruhig durcheinander, man suchte, man fragte, man erkundigte sich, die schöne Novize ward vermißt, der Tag ihrer Einkleidung war ganz nahe. Sternbald ging schnell an seine Arbeit, sein Herz war unruhig, er war ungewiß, ob er sich etwas vorzuwerfen habe.

Wie freute er sich, als er nun das Gemälde vollendet hatte, als er wußte, daß er das Kloster nicht mehr zu besuchen brauche, in welchem die Schönheit nicht mehr war, die seine Augen nur zu gern aufgesucht hatten. Er erhielt von der Äbtissin seine Bezahlung, betrachtete das Gemälde noch einmal und ging dann übers Feld nach der Stadt zurück.

Er zitterte für seine Freunde, für die schöne Nonne; er suchte den Bildhauer auf, der aber nirgends anzutreffen war. Er verließ schon am folgenden Morgen die Stadt, um sich endlich Italien zu nähern und Rom, den erwünschten Ort, zu sehn.

Gegen Mittag fand er am Wege den Bildhauer Bolz liegen, der ganz entkräftet war. Franz er-

staunte nicht wenig, ihn dort zu finden. Mit Hülfe einiger Vorüberwandernden brachte er ihn ins nahe Städtchen, er war verwundet, entkräftet und verblutet, aber ohne Gefahr.

Franz sorgte für ihn, und als sie allein waren, sagte Augustin: „Ihr trefft mich hier, mein Freund, gewiß gegen Eure Erwartung an, ich hätte Euch mehr vertrauen und mich früher Eurer Hülfe bedienen sollen, so wäre mir dies Unglück nicht begegnet. Ich wollte die Nonne, die man in wenigen Tagen einkleiden wollte, entführen, ich beredete Euch deshalb, Euch im Kloster dort zu verdingen. Aber man ist mir zuvorgekommen. In der verwichenen Nacht traf ich sie in Gesellschaft von zwei unbekannten Männern, ich fiel sie an und ward überwältigt. Ich zweifle nicht, daß es ein Streich von Roderigo ist, der sie kannte und sie schon vor einiger Zeit rauben wollte."

Franz blieb einige Tage bei ihm, bis er sich gebessert hatte, dann nahm er Abschied und ließ ihm einen Teil seines Geldes zur Pflege des Bildhauers zurück.

Drittes Kapitel

Aus Florenz antwortete Franz seinem Freunde Sebastian folgendermaßen:

„Liebster Sebastian!

Ich möchte zu Dir sagen: sei gutes Muts! wenn Du jetzt imstande wärest, auf meine Worte zu hören. Aber leider ist es so beschaffen, daß, wenn der andre

16. Roderigo: Bolz glaubt, daß Roderigo die Nonne entführt hat, vgl. S. 301.

uns zu trösten vermöchte, wir uns auch selber ohn
weiteres trösten könnten. Darum will ich liebe
schweigen, liebster Freund, weil überdies wohl be
Dir die trüben Tage vorübergegangen sein möger

In jedem Falle, lieber Bruder, verliere nicht de
Mut zum Leben, bedenke, daß die traurigen Tag
ebenso gewiß als die fröhlichen vorübergehen, da
auf dieser veränderlichen Welt nichts eine dauernd
Stelle hat. Das sollte uns im Unglück trösten un
unsre übermütige Fröhlichkeit dämpfen.

Wenn ich Dich doch, mein Liebster, auf meine
Reise bei mir hätte! Wie ich da alles mehr und ir
niger genießen würde! Wenn ich Dir nur alles sage
könnte, was ich lerne und erfahre und wieviel Neue
ich sehe und schon gesehn habe! Es überschüttet un
überwältigt mich oft so, daß ich mich ängstige, wi
ich alles im Gedächtnis, in meinen Sinnen aufbe-
wahren will. Die Welt und die Kunst ist viel rei-
cher, als ich vorher glauben konnte. Fahre nur eifrig
fort zu malen, Sebastian, damit Dein Name auch ein-
mal unter den würdigen Künstlern genannt werde
Dir gelingt es gewiß eher und besser als mir. Mein
Geist ist zu unstet, zu wankelmütig, zu schnell von
jeder Neuheit ergriffen; ich möchte gern alles lei-
sten, und darüber werde ich am Ende gar nichts tun
können.

So ist mein Gemüt aufs heftigste von zwei neuen
großen Meistern bewegt, vom venetianischen Tiziar
und von dem allerlieblichsten Antonio Allegr
von Correggio. Ich habe, möcht' ich sagen, alle
übrige Kunst vergessen, indem diese edlen Künstle
mein Gemüt erfüllen, doch hat der letztere auch bei

28. Tizian: eigentlich Tiziano Vecellio (gest. 1576).

29 f. Antonio Allegri, genannt Correggio (1489–1534). In de
Preisung Correggios zeigt sich der direkte Einfluß Heinses au
Tieck.

nahe den erstern verdrängt. Ich weiß mir in meinen Gedanken nichts Holdseligers vorzustellen, als er uns vor die Augen bringt, die Welt hat keine so liebliche, so vollreizende Gestalten, als er zu malen versteht. Es ist, als hätte der Gott der Liebe selber in seiner Behausung gearbeitet und ihm die Hand geführt. Wenigstens sollte sich nach ihm keiner unterfangen, Liebe und Wollust darzustellen, denn keinem andern Geiste hat sich so das Glorreiche der Sinnenwelt offenbart.

Es ist etwas Köstliches, Unbezahlbares, Göttliches, daß ein Maler, was er in der Natur nur Reizendes findet, was seine Imagination nur veredeln und vollenden kann, uns nicht in Gleichnissen, in Tönen, in Erinnerungen oder Nachahmungen aufbewahrt, sondern es auf die kräftigste und fertigste Weise selber hinstellt und gibt. Darum ist auch in dieser Hinsicht die Malerei die erste und vollendeteste Kunst, das Geheimnis der Farben ist anbetungswürdig. Der Reiche, der Correggios Gemälde, seine Leda, seine badenden schönsten Nymphen besitzt, hat sie wirklich, sie blühen in seinem Palast in ewiger Jugend, der allerhöchste Reiz ist bei ihm einheimisch, wonach andre mit glühender Phantasie suchen, was Stumpfere mit ihren Sinnen sich nicht vorstellen können, lebt und webt bei ihm wirklich, ist seine Göttin, seine Geliebte, sie lächelt ihn an, sie ist gern in seiner Gegenwart.

Wie ist es möglich, wenn man diese Bilder gesehn hat, daß man noch vom Kolorit geringschätzend sprechen kann? Wer würde nicht von der Allmacht der Schönheit besiegt werden, wenn sie sich ihm nackt und unverhüllt, ganz in Liebe hingegeben, zu zeigen wagte? – Das Studium dieser himmlischen Jugend-

20. Leda mit dem Schwan, berühmtes mythologisches Gemälde von Correggio (um 1530). Vgl. Tafel 13.

geister hat die große Zauberei erfunden, dies ur
noch mehr unsern Augen möglich zu machen.

Was die Gesänge des liebenden Petrarka wie a
der Ferne herüberwehen, Schattenbilder im Wass
die mit den Wogen wieder wegfließen, was Arios
feuriger Genius nur lüstern und in der Ferne zeig
kann, wonach wir sehen und es doch nicht entde
ken können, im Walde fernab die ungewissesten Sp
ren, die dunkeln Gebüsche verhüllen es, sosehr w
darnach irren und suchen; alles das steht in der alle
holdseligsten Gegenwart dicht vor uns. Es ist mel
als wenn Venus uns mit ihrem Knaben selber b
suchte, der Genuß an diesen Bildern ist die ho
Schule der Liebe, die Einweihung in die höchst
Mysterien, wer diese Gemälde nicht verehrt, verste
und sich an ihnen ergötzt, der kann auch nicht li
ben, der muß nur gleich sein Leben an irgendein
unnütze, mühselige Beschäftigung wegwerfen, den
ihm ist es verborgen, was er damit anfangen kan

Eine Zeichnung mag noch so edel sein, die Farb
bringt erst die Lebenswärme und ist mehr und inn
ger als der körperliche Umfang der Bildsäule.

Ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn ich diese
Allegri noch im Leben angetroffen hätte, aber er i
gestorben. Er soll ein dürftiges, unbekanntes Lebe
geführt haben. Seine Phantasie, die immer in Lieb
entbrannt war, hat ihn gewiß dafür entschädig
Auch in seinen geistlichen Kompositionen spiege
sich eine liebende Seele, der Gürtel der Venus i
auch hier verborgen, und man weiß immer nich
welche seiner Figuren ihn heimlich trägt. Auge un
Herz bleiben gern verweilend zurückgezogen; d
Mensch fühlt sich bei ihm in der Heimat der glück
lichsten Poesie, er denkt: ja, das war es, was

3. Francesco Petrarca (1304–74), italienischer Dichter (S
nette an Laura).

suchte, was ich wollte und es immer zu finden verzweifelte. Vulkans künstliches Netz zieht sich unzerreißbar um uns her und schließt uns eng und enger an Venus, die vollendete Schönheit an.

Es herrscht in seinen Bildern nicht halbe Lüsternheit, die sich verstohlen und ungern zu erkennen gibt, die der Maler erraten läßt, der sich gleich darauf gern wieder zurückzöge, um viel zu verantworten zu haben, sich aber auch wirklich zu verantworten; es ist auch nicht gemeine Sinnlichkeit, die sich gegen den edlern Geist empört, um sich nur bloßzustellen, um in frecher Schande zu triumphieren, sondern die reinste und hellste Menschheit, die sich nicht schämt, weil sie sich nicht zu schämen braucht, die in sich selbst durchaus glückselig ist. Es ist, so möcht' ich sagen, der Frühling, die Blüte der Menschheit: alles im vollen, schwelgenden Genuß, alle Schönheit emporgehoben in vollster Herrlichkeit, alle Kräfte spielend und sich übend im neuen Leben, im frischen Dasein. Herbst ist weit ab, Winter ist vergessen, und unter den Blumen, unter den Düften und grünglänzenden Blättern wie ein Märchen, von Kindern erfunden.

Es ist, als wenn ich mit der weichen, ermattenden und doch erfrischenden Luft Italiens eine andre Seele einzöge, als wenn mein inneres Gemüt auch einen ewigen Frühling hervortriebe, wie er von außen um mich glänzt und schwillt und sich treibend blüht. Der Himmel hier ist fast immer heiter, alle Wolken ziehn nach Norden, so auch die Sorgen, die Unzufriedenheit. O liebster Bruder, Du solltest hier sein,

2. Bei Homer (Odyssee VIII, 266 ff.) fesselt Hephaistos (röm. Vulcanus) seine Gemahlin Aphrodite mit ihrem Liebhaber Ares in einem selbstgeschmiedeten unzerreißbaren Netz.

5 ff. Im Gefolge von Wilhelm Heinse greift Tieck hier die Lüsternheit der Rokokokultur an.

die Harfenstimmen der Geister, die Blumenhände der unsichtbaren Engel würden auch Dich berühren und heilen.

In wenigen Tagen reise ich nach Rom. Ein verständiger Mann, der die Kunst über alles liebt, ist mein Begleiter, er und seine junge schöne Frau reisen ebenfalls nach Rom. Er heißt Castellani.

Ich habe mancherlei unterdessen gearbeitet, womit ich aber nicht sonderlich zufrieden bin: doch erleichtert mir mein Verdienst die Reise. Laß es mir doch niemals an Nachrichten von Dir mangeln. Lebwohl, liebe immer wie sonst

Deinen Franz Sternbald."

Als Franz diesen Brief geendigt hatte, nahm er seine Zither und spielte darauf, wodurch er bewegt ward, folgende Verse niederzuschreiben:

Der Frühling

Die liebe Erde hat ihr Winterkleid abgelegt,
Die Hügel ihrer Brust sind schon durch Liebe bewegt,
Die Finsternis, die Wolken sind dahin,
Sie hat nun einer Braut oder jungen Witwen Sinn.
Ihr schöner Leib ist um und um geschmückt,
Mit tausend Blumen schön auf ihrem Gewande gestickt,
Ihr bunter Rock ist vom kunstreichen April gewebt,
Der durch und durch mit hellen, glänzenden Farben lebt.
Hier Lilien weiß, dort Rosen rötlich sein,
Und goldne Blumen machen blanken Schein,
Und flimmern unter silberne hinein,
Als sollt' die Erd' ein Sternenhimmel sein.
Wie Augen sehen blaue Blumen her,
Wie Lippen rufen rote Blüten dort,

Ich wandle durch ein duftend, farbend Meer,
Die Herrlichkeit winkt mir von Ort zu Ort.
Ich höre Vöglein um mich singen,
Die mit dem Stimmlein klar der Liebsten Grüße
bringen.
So schwingt Gesang sich durch den süßen Duft,
Im Wohllaut zittert warme Frühlingsluft,
Vom Berge her die Winde leutselig spielen
Und scherzend in den Blumenbeeten wühlen.

O süße Frühlingszeit!
Der Blumen Bringerin,
Der Liebe Führerin,
Der Erde Schmückerin,
Wie herrlich deine Hallen weit und breit!

Du pflegst das Blumenkind,
Hast Liebe an der Hand,
Geschmückt mit Rosenband,
Sie wird von uns erkannt,
Und jeder liebend nur auf Küsse sinnt.

Viertes Kapitel

Franz blieb länger in Florenz, als er sich vorgenommen hatte, sein neuer Freund Castellani ward krank, und Sternbald war gutherzig genug, ihm Gesellschaft zu leisten, da jener zu Florenz fast ganz fremde war. Er konnte den Bitten seiner jungen Frau, der freundlichen Lenore, sich nicht widersetzen, und da er in Florenz für seine Kunst noch genug zu lernen fand, so gereute ihn auch dieser Abschub nicht.

Es ereignete sich außerdem noch ein sonderbarer

28. Abschub: Aufschub, Abschweifung.

Vorfall. Es fügte sich oft, daß er bei seinen Besuchen seinen Freund nicht sprechen konnte, Lenore war dann allein, und noch ehe er es bemerken konnte, war er an sie gefesselt. Er kam bald nur, um sie zu sehn. Lenore schien gegen Franz sehr gefällig, ihre schalkhaften Augen sahen ihn immer lustig an, ihr mutwilliges Gespräch war immer belebt. An einem Morgen entdeckte sie ihm unverhohlen, daß Castellani nicht mit ihr verheiratet sei, sie reise, sie lebe nur mit ihm, in Turin habe sie ihn kennengelernt, und er sei ihr damals liebenswürdig vorgekommen. Franz war sehr verlegen, was er antworten solle; ihn entzückte der leichte, flatterhafte Sinn dieses Weibes, obgleich er ihn verdammen mußte, ihre Gestalt, ihre Freundlichkeit gegen ihn. Sie sahen sich öfter und waren bald einverstanden; Franz machte sich Vorwürfe, aber er war zu schwach, dies Band wieder zu zerreißen.

Es gelang ihm, mit einem Maler in Florenz in Bekanntschaft zu geraten, der niemand anders war als Franz Rustici, der damals in dieser Stadt und Italien in großem Ansehn stand. Dieser verschaffte ihm ein Bild zu malen und schien an Sternbald Anteil zu nehmen. Sie sahen sich öfter, und Franz ward in Rusticis Freundschaft aufgenommen.

Dieser Maler war ein lustiger, offener Mann, der ernst sein konnte, wenn er wollte, aber immer für leichten Scherz Zeit genug übrigbehielt. Franz besuchte ihn oft, um von ihm zu lernen und sich an seinen sinnreichen Gesprächen zu ergötzen. Rustici war ein angesehener Mann in Florenz, aus einer guten Familie, der bei Andrea Verrocchio und

21. Giovan Francesco Rustici (1474–1554), Schüler von Verrocchio.

32. Andrea di Cione, genannt Verrocchio (1435–88), Lehrer des Leonardo. Vgl. Wackenroders *Herzensergießungen*.

dem berühmten Leonard da Vinci seine Kunst erlernt hatte. Franz bewunderte den großen Ausdruck an seinen Bildern, die wohlüberdachte Komposition.

Nachdem sich beide oft gesehn hatten, sagte Rustici an einem Tage zu Sternbald: „Mein lieber deutscher Freund, besucht mich am künftigen Sonnabend in meinem Garten vor dem Tore, wir wollen dort lustig miteinander sein, wie es sich für Künstler ziemt. Wir machen oft eine fröhliche Gesellschaft zusammen, zu der der Maler Andrea gehört, den Ihr kennt und den man immer del Sarto von seinem Vater her zu nennen pflegt; dieser wird auch dort sein. Die Reihe, einen Schmaus zu geben, ist nun an mich gekommen, Ihr mögt auch Eure Geliebte mitbringen, denn wir wollen tanzen, lachen und scherzen."

„Wenn ich nun keine habe, die ich mitbringen kann", antwortete Franz.

„O mein Freund", sagte der Florentiner, „ich würde Euch für keinen guten Künstler halten, wenn es Euch daran fehlen sollte. Die Liebe ist die halbe Malerei, sie gehört mit zu den Lehrmeistern in der Kunst. Vergeßt mich nicht, und seid in meiner Gesellschaft recht fröhlich."

Franz verließ ihn. Castellani war nach Genua gereist, um dort einen Arzt, seinen Freund, zu sehn, seine Geliebte war in Florenz zurückgeblieben. Franz bat um ihre Gesellschaft auf den kommenden Schmaus, die sie ihm auch zusagte, da sie sich wenig um die Reden der Leute kümmerte.

Der Tag des Festes war gekommen. Lenore hatte

1. Vgl. Wackenroders Aufsatz über *Leonardo da Vinci* in den *Herzensergießungen.*

11 f. Andrea del Sarto (1486–1531), Schüler von Piero di Cosimo.

ihren schönsten Putz angelegt und war liebenswürdiger als gewöhnlich. Franz war zufrieden, daß sie Aufmerksamkeit und Flüstern erregte, als er sie durch die Straßen der Stadt führte. Sie schien sich auch an seiner Seite zu gefallen, denn Franz war jetzt in der blühendsten Periode seines Lebens, sein Ansehn war munter, sein Auge feurig, seine Wangen rot, sein Schritt und Gang edel, beinahe stolz. Er hatte die Demut und Schüchternheit fast ganz abgelegt, die ihn bis dahin immer noch als einen Fremden kennbar machte. Er geriet nun nicht mehr so wie sonst in Verlegenheit, wenn ein Maler seine Arbeiten lobte, weil er sich auch daran mehr gewöhnt hatte.

Sternbald fand schon einen Teil der Gesellschaft versammelt, die ganz aus jungen Männern und Mädchen oder schönen Weibern bestand. Er grüßte den Meister Andrea freundlich, der ihn schon kannte und der ihm mit seiner gewöhnlichen leichtsinnigen und doch blöden Art dankte. Man erwartete den Wirt, von dem sein Schüler Bandinelli erzählte, daß er nur noch ein fertiges Gemälde in der Stadt nach dem Eigentümer gebracht habe und eine ansehnliche Summe dafür empfangen werde.

Der Garten war anmutig mit Blumengängen geschmückt, mit schönen grünen Rasenplätzen dazwischen und dunkeln, schattigen Gängen. Das Wetter war schön, ein erfrischender Wind spielte durch die laue Luft und erregte ein stetes Flüstern in den bewegten Bäumen. Die großen Blumen dufteten, alle Gesichter waren fröhlich.

Francesko Rustici kam endlich, nachdem man ihn lange erwartet hatte, er näherte sich der Gesellschaft freundlich und hatte das kleine Körbchen in der

20. blöd: naiv, unverbildet, schüchtern.
21. Baccio Bandinelli (1488–1560), Schüler Rusticis.

Hand, in dem er immer seine Barschaft zu tragen pflegte. Er grüßte alle höflich und bewillkommte Franz vorzüglich freundschaftlich. Andrea ging aufgeräumt auf ihn zu und sagte: „Nun, Freund, du hast noch vorher ein ansehnliches Geschäft abgemacht, lege deinen Schatz ab, der dir zur Last fällt, vergiß deine Malereien und sei nun ganz mit uns fröhlich."

Francesko warf lachend den leeren Korb ins Gebüsch und rief aus: „O mein Freund, heute fallen mir keine Geldsummen zur Last, ich habe nichts mehr."

„Du bist nicht bezahlt worden?" rief Andrea aus, „ja, ich kenne die vornehmen und reichen Leute, die es gar nicht wissen und nicht zu begreifen scheinen, in welche Not ein armer Künstler geraten kann, der ihnen nun endlich seine fertige Arbeit bringt und doch mit leeren Händen wieder zurückgehn muß. Ich bin manchmal schon so böse geworden, daß ich Pinsel und Palette nachher in den Winkel warf und die ganze Malereikunst verfluchte. Sei nicht böse darüber, Francesko, du mußt dich ein paar unnütze Gänge nicht verdrießen lassen."

„Er ist bezahlt", sagte ein junger Mann, der mit dem Maler gekommen war.

„Und wo hat er denn sein Geld gelassen?" fragte Andrea verwundert.

„Ihr kennt ja seine Art", fuhr jener fort, „wie er keinen Armen vor sich sehn kann, ohne ihn zu beschenken, wenn er Geld bei sich hat. Kaum sahen sie ihn daher heute aus dem Palast kommen und seinen bekannten Korb an seinem Arm, als ihm auch alle Bettler folgen, die mit seiner Gutherzigkeit bekannt sind. Er gab jedem reichlich und nahm es nicht übel, daß einige darunter waren, denen er erst gestern gegeben hatte; als ich es ihm heimlich sagte, antwortete er lachend: ‚Mein Freund, sie wollen

aber heute wieder essen.' Ein alter Mann stand von der Seite und sah dem Austeilen zu, er heftete die Augen aufmerksam auf den Korb und seufzte für sich: ‚Ach Gott, wenn ich doch nur das Geld hätte, das in diesem Korbe ist!' Francesko hatte es unvermuteterweise gehört. Er geht auf den Alten zu und frägt, ob es ihn glücklich machen würde? ‚Oh, mich und meine Familie', ruft jener, ‚aber seid nicht böse, ich dachte nicht, daß Ihr es hören würdet.' – Sogleich kehrt mein launiger Francesko den ganzen Korb um und schüttet ihn dem alten Bettler in seine lederne Mütze, geht davon, ohne auch nur den Dank abzuwarten."

„Ihr seid ein edler Mann!" rief Sternbald aus.

„Oh, Ihr irrt", sagte der Maler, „es ist gar nichts Besondres, ich kann den Armen nicht sehn, er jammert mich, und so gebe ich ihm wenigstens, da ich nicht mehr tun kann. Bei diesem Alten fiel mir ein, wie manche unnütze Ausgaben ich in meinem Leben schon gemacht hätte, wie wenig ich aufopfre, wenn ich mir eine Tapete oder ein kostbares Hausgerät versage. Ich dachte: wenn du nun kein Geld bekommen, wenn du das Gemälde gar nicht gemalt hättest? Ich sah Kinder und seine alte zerlumpte Gattin in Gedanken vor mir, die mit so heißer Sehnsucht seine Rückkehr erwarteten."

„Aber wenn du so handeln willst", sagte Andrea, „so kannst du deinem Geben gar keinen Einhalt tun."

„Das ist es eben, was mich betrübt", fuhr Rustici fort, „daß ich meine Gutherzigkeit einschränken muß, daß alles, was wir an Wohltaten tun können, nichts ist, weil wir nicht immer, weil wir nicht alles geben können. Es ist eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß Überfluß und Pracht und drückender Mangel dicht nebeneinander bestehn müssen, die

Armut auf Erden kann niemals aufgehoben werden, und wenn alle Menschen gleich wären, müßten sie alle betteln, und keiner könnte geben. Das allein tröstet mich auch oft darüber, wenn mir einfällt, daß ich mich bei meiner Kunst wohl befinde, indessen andre, die weit härtere Arbeiten tun, die weit fleißiger sind, Mangel leiden müssen. Hier ist auf Erden See und Weltmeer, hier strömen große Flüsse, dort leiden die heißen Ebenen, die wenigen Pflanzen ersterben aus Mangel am nötigen Wasser. Einer soll gar nicht dem andern nützen, jedes Wesen in der Natur ist um sein selbst willen da. – Doch, wir müssen über das Gespräch nicht unsers Gastmahls vergessen."

Er versammelte hierauf die Gesellschaft. Ein schöner Knabe ging mit einem Korbe voll großer Blumenkränze herum, jeder mußte einen davon nehmen und ihn sich auf die Stirn drücken. Nun setzte man sich um einen runden Tisch, der auf einem schattigen, kühlen Platze im Garten gedeckt war, an allen Orten standen schöne Blumen, die Speisen wurden aufgetragen. Die Gesellschaft nahm sich sehr malerisch aus, mit den großen, vollen, bunten Kränzen, jeder saß bei seiner Geliebten, Wein ward herumgegeben, aus den Gebüschen erschallten Instrumente von unsichtbaren Musikanten.

Rustici stand auf und nahm ein volles Glas: „Nun zuerst", rief er aus, „dem Stolze von Toskana, dem größten Manne, den das florentinische Vaterland hervorgebracht hat, dem großen Michael Agnolo Buonarotti!" – Alle stießen an, alle ließen ihr „Er lebe!" ertönen.

„Schade", sagte Andrea, „daß unser wahnsinniger Camillo uns verlassen hat und jetzt in Rom herumwandert, er würde uns eine Rede halten, die sich gut zu dieser Gelegenheit schickt."

Muntre Trompeten ertönten zu den Gesundhei-
ten, und Flöten mit Waldhörnern gemischt klangen
wenn sie schwiegen, vom entfernten Ende des Gar-
tens. Die Schönen wurden erheitert, sie legten nur
auch den Schleier ab, sie lösten die Locken aus ihrer
Fesseln, der Busen war bloß. Franz sagte: „Nur ein
Künstler kann die Welt und ihre Freuden auf die
wahre und edelste Art genießen, er hat das große
Geheimnis erfunden, alles in Gold zu verwandeln.
In Italien ist es, wo die Wollust die Vögel zum
Singen antreibt, wo jeder kühle Baumschatten Liebe
duftet, wo es dem Bache in den Mund gelegt ist, vor
Wonne zu rieseln und zu scherzen. In der Fremde
im Norden ist die Freude selbst eine Klage, man
wagt dort nicht, den vorüberschwebenden Engel bei
seinen großen goldenen Flügel herunterzuziehn."

Ein Mädchen gegenüber nahm den Blumenstrauß
von der weißen Brust und warf ihn Franzen nach
den Augen, indem sie ausrief: „Ihr solltet ein Dich-
ter sein, Freund, und kein Maler, dann solltet Ihr
lieben und Euch täglich in einem neuen Sonette hö-
ren lassen."

„Nehmt mich zu Eurem Geliebten an", rief Stern-
bald aus, „so mögt Ihr mich vielleicht begeistern.
Diese Blumen will ich als ein Andenken an Eure
Schönheit aufbewahren."

„Sie welken", sagte jene, „der liebliche Brunn-
quell, aus dem ihr Duft emporsteigt, versiegt, sie
fallen zusammen, sie lassen die Häupter sinken, und
freilich vergeht alles so, was schön genannt wird."

Franz war von der wundervollen Versammlung,
von den Blumen, den schönen Mädchen, Musik und
Wein begeistert, er stand auf und sang:

„Warum Klagen, daß die Blume sinkt
Und in Asche bald zerfällt:

Daß mir heut ein lüstern Auge winkt
Und das Alter diesen Glanz entstellt.

Ihm mit allen Kräften nachzuringen,
Festzuhalten unsrer Schönen Hand –
Ja, die Liebe leiht die mächt'gen Schwingen
Von Vergänglichkeit, sie knüpft das Band.

Sagt, was wäre Glück, was Liebe?
Keiner betete zu ihr,
Wenn sie ewig bei uns bliebe,
Schönheit angefesselt hier.

Aber wenn auch keine Trennung droht,
Eifersucht und Ungetreue schweigen,
Alle sich der Liebe neigen,
Fürchten gleich Geliebte keinen Tod –

Ach! Vergänglichkeit knüpft schon die Ketten,
Denen kein Entrinnen möglich bleibt,
Lieb' und Treue können hier nicht retten,
Wenn die harte Zeit Gesetze schreibt.

Darum geizen wir nach Küssen,
Beugen Schönen unser Knie,
Winke, Lippen, Lächeln grüßen
Allzuoft zur Freude nie."

Als er geendigt hatte, schämte er sich seines Rausches, und Rustici rief aus: „Seht, meine Landsleute, da einen Deutschen, der uns Italiener beschämt! Er wird uns alle unsre Schönen abtrünnig machen."

Andrea sagte: „Ein Glück, daß ich noch Bräutigam bin, für meine Frau würd' ich sehr besorgt sein. Aber seht ihn nur an, jetzt sitzt er so ernsthaft da,

als wenn er auf eine Leichenrede dächte. Mir fä
dabei mein Lehrer Piero di Cosimo ein, der imn
von so vielen recht trübseligen Gedanken beunruh
wurde, der sich vor dem Tode über alle Maß
fürchtete, der sich unter sonderbaren Phantomen
ängstigte und sich doch wieder an recht reizend
ja ich möchte beinahe sagen, leichtfertigen Phan
sien ergötzte."

Rustici sagte: „Er war gewiß eins der seltsams
Gemüter, die noch auf Erden gelebt haben, se
Bilder sind zart und vom Geiste der Wollust u
Lieblichkeit beseelt, und er saß, gleich einem
fangenen, in sich selber eingeschlossen, seine Ha
nur ragte aus dem Kerker hervor und hatte kei
Teil an seinem übrigen Menschen. Seine Kunst lu
wandelte auf grüner Wiese, indem seine Phanta
den Tod herbeirief und tolle, schwermütige Mask
raden erfand."

Das Gespräch der Maler ward hier unterbroche
denn die Mädchen und jungen Leute sprachen v
allerhand lustigen Neuigkeiten aus der Stadt, w
durch die Sprechenden überstimmt wurden. D
lebhafte Mädchen, das Laura hieß, erzählte von ei
gen Nachbarinnen aus der Stadt überaus fröhlic
Geschichten, die keiner als Franz anstößig fand.
saß ihren schwarzen Augen gegenüber, die ihn u
ablässig verfolgten, bei jeder lebhaften Bewegun
wenn sie sich vorüberbog, machte sie den schönst
Busen sichtbarer, ihre Arme wurden ganz frei u
zeigten die weißeste Rundung. – Lenore ward etw
eifersüchtig und entblößte ihre Arme, um sie n
denen ihrer Gegnerin zu vergleichen, die übrig
Mädchen lachten.

2. Piero di Cosimo (1462–1521), Schüler von Cosimo
selli; vgl. Wackenroders Aufsatz *Von den Seltsamkeiten*
alten Malers Piero di Cosimo . . . in den *Herzensergießung*

Mit jeder Minute ward das Gespräch munterer. Man schlug einen Gesang vor, die sanftern Instrumente sollten ihn begleiten, und Lenore und Laura rezitierten ein damals bekanntes Wechselliedchen.

Lenore

„Von mir will der Geliebte ziehen,
Deine süßen Augen haben die Treu gefangen,
Die treuste Treu und sein Verlangen
Will deiner Schönheit nur entglühen.
Was blühen
Mir Blumen nun, ein läst'ger Schwarm,
Ich bin im innersten Herzen arm."

Laura

„Sein Blick schweift durch die leere Weite,
Von Sehnsucht wird er fortgeführet,
Er will gewinnen und verlieret,
Ich Arme bin zu geringe Beute,
Ach leite
Die treuste Treu, den holden Blick
In dein holdseligs Reich zurück."

Lenore

„Wenn erst der Fuß zum Tanz sich hebet,
Wenn schöne Knie mit Bändern prangen,
Sich leicht die vollen Hüften schwangen,
Das Mädchen leicht wie Welle schwebet,
Dann lebet
Die treuste Treu für dich allein,
Zieht fort und läßt mir meine Pein."

Laura

„Er sieht nach deines Busens Glänzen,
Der lockend ihm entgegen reget,
Sein innerstes Gemüt beweget,
Vergisset mich mit allen Tänzen,
Mit Kränzen
Aus meiner Lieb' kömmt er zurück,
Die treuste Treu zu deinem Glück."

Beide

„Was neiden
Wir beiden
Die Freuden
Der andern?
Es wandern
Die Triebe
Bald ferne,
Die Sterne
Der Liebe
Bald nahe.
Wer sahe
Der Liebe Kronen
Bei Treue wohnen?
Wir wollen uns beide des Glückes freun,
In Zwietracht nimmer uns entzwein,
Durch Neid die Wonne nicht entweihn.
Die Küsse
So süße,
Umarmen,
Erwarmen
Am Herzen,
Das Scherzen,
Die Eide, die Grüße,

Das Winken, die Küsse,
Ich gönne sie dir,
Wir lieben ihn beide,
Es brennt die Freude
Nur heller allhier,
Damit er nicht scheide
Und beide
Mit Zürnen vermeide
Beglücken mit Eintracht den Lieblichsten wir."

Die Mädchen sangen diesen lebhaften Wettgesang mit einer unaussprechlichen Anmut, jede Bewegung ihrer Mienen, jedes Winken ihrer Augen war lüstern und verführerisch: die ganze Tafel klatschte, als sie geendigt hatten, der junge Mann, der Laura zum Feste geführt hatte, wurde verdrüßlich und einsilbig. Der Strom der Freude nahm ihn aber bald wieder mit.

Andrea und Francesko hatten sich abseits unter einen Baum gesetzt und führten ein ernsthaftes Gespräch; beide waren von Wein begeistert. „Du verstehst mich nicht", sagte Rustici mit vielem Eifer, „der Sinn dafür ist dir verschlossen, ich gebe aber darum doch meine Bemühungen nicht auf. Glaube nur, mein Bester, daß zu allen großen Dingen eine Offenbarung gehört, wenn sie sich unsern Sinnen mitteilen sollen, ein Geist muß plötzlich herabsteigen, der unsern Geist mit seinem fremden Einfluß durchdringt. So ist es auch mit der erhabenen Kunst der Alchimie beschaffen."

„Es ist und bleibt immer unbegreiflich", sagte der langsamere Andrea, „daß du durch Zeichen und wunderbare, unverständliche Verbindungen so viel ausrichten willst."

„Laß mich nur erst zum Ende kommen", eiferte Francesko, „so sind diese Verbindungen nicht mehr

wunderbar, so erscheint alles einfach und klar vor unsern Augen. Die anscheinende Verwirrung muß uns nur nicht abschrecken, es ist die Ordnung selbst, die in diesen Buchstaben, in diesen unverständlichen Hieroglyphen uns gleichsam stammelnd oder wie aus der Ferne anredet. Treten wir nur dreist näher hinzu, so wird jede Silbe deutlicher, und wir verwundern uns denn nur darüber, daß wir uns vorher verwundern konnten. Ein guter Geist hat dem Sternbald eingegeben, zu sagen, daß sich alles unter der Hand des Künstlers in Gold verwandle. Wie schwierig ist der Anfang zu jeglicher Kunst! Und wird nicht alles in dieser Welt verwandelt und aus unkenntlichen Massen zu fremdartigen Massen erzogen? Warum soll es mit den Metallen anders sein? Schweben nicht über die ganze Natur wohltätige Geister, die nur Seltsamkeiten aushauchen, nur in einer Atmosphäre von Unbegreiflichkeiten leben, und so wie der Mensch alles sich gleich oder ähnlich macht, sie ebenso alle Elemente umher, wenn sie noch so feindselig sind, noch so träge in der Alltäglichkeit sich herumbewegen, anrühren und in Wunder umschaffen. An diese Geister müssen wir glauben, um auf sie zu wirken; du mußt der Begeisterung beim Malen vertrauen, und du weißt nicht, was sie ist, woher sie kömmt, die Geisteratmosphäre umweht dich und es geschieht: – mit unserm innerlichen Seelenodem müssen wir jene Geisterwelt herbeisaugen, unser Herz muß sie magnetisch an sich reißen, und siehe, sie muß ihrer Natur nach, durch ihre bloße Gegenwart das unbegreifliche Wunder wirken."

Andrea wollte etwas antworten, als die Trompeten laut ertönten und ihr sonderbares Gespräch unterbrachen. „Ihr seid", sagte die schalkhafte Laura „nach unserm Gesange sehr ernsthaft geworden, das war nicht unsre Absicht."

„Verzeiht", antwortete der freundliche Rustici, „ich kann meine Natur nicht immer ganz beherrschen, und alle süßen Töne der Instrumente und der Sängerin ziehen sie zur Melancholie. Ich habe mich oft gefragt: woher? warum? aber ich kann mir selber keine Rechenschaft geben."

„Ihr werdet vielleicht dadurch an trübselige Gegenstände erinnert", sagte Laura.

„Nein, das ist es nicht", fuhr der Maler fort, „sondern mir ist im Gegenteil innerlich dann sehr wohl, meine Freude, die wie ein gefangener Adler in Ketten gesessen hat, schlägt nun mit einem Male die muntern, tapfern Schwingen auseinander. Ich fühle, wie die Kette zerreißt, die mich noch an der Erde hielt, über die Wolken hinaus, über die Bergspitzen hinüber, der Sonne entgegen mein Flug gewendet. Aber nun verlieren sich unter mir die Farben und die Abwechselungen und Absonderungen der bunten Welt. Ich bin frei, aber die Freiheit genügt mir nicht, ich kehre zurück und reiße mich von neuem empor. Es ist, als wenn Stimmen mich erinnerten, daß ich schon einst viel glücklicher gewesen sei und daß ich auf dieses Glück von neuem hoffen müsse. Die Musik ist es nicht selbst, die so zu mir spricht, aber ich höre sie wie abgebrochene Laute aus einer ehemaligen verlornen Welt, die ganz und durchaus nur Musik war, die nicht Teile, Abgesonderheit hatte, sondern wie ein einziger Wohllaut, lauter Biegsamkeit und Glück dahinschwebte und meinen Geist auf ihren weichen Schwanenfedern trug, statt daß er auch jetzt noch auf den süßesten Tönen wie auf Steinen liegt und sein Unglück fühlt und beklagt."

„So ist Euch nicht zu helfen, phantastischer lieber Maler und Freund", sagte Laura lachend, indem sie ihm die weiße Hand reichte, die er ehrerbietig küßte.

Dann drehte sie sich von ihm und sprach im Getümmel der übrigen Mädchen umher, sie hatten beschlossen, daß sie nun, da es kühl geworden war, einen muntern Tanz aufführen wollten, wie ihn die fröhlichen Landleute in Italien zu tanzen pflegen.

Der Tanz ging vor sich, aber Sternbald und Lenore blieben zurück, weil er es nicht wagen mochte, diese leichten, schnellen und ihm ungewöhnlichen Bewegungen mitzumachen, um die übrigen nicht durch seine Ungeschicklichkeit zu verwirren. Laura tanzte von allen am zierlichsten, ohne alle Bemühung gelangen ihr die schwierigsten Stellungen und die schnellsten Veränderungen. Franz ergötzte sich an den leichten, flatternden Gewändern, an den schön verschlungenen Figuren. Die zierlichsten Füße schwebten, trippelten und sprangen auf und ab, im Schwunge des Rocks ward das leichte, wohlgeformte Bein sichtbar, weiße Arme und Busen, üppige Hüften, die das Gewand deckte und verriet, zogen das Auge nach sich und verwirrten es in dem fröhlichen Tumult. Laura und einige andre junge Mädchen waren ausgelassen, wenn sie im Sprunge in den Arm ihres Tänzers flogen, hob dieser sie im Schwunge hoch, und in der Luft schwebend sangen sie Stellen aus Liebesliedern in die Musik hinein.

Der wilde bacchantische Taumel war beschlossen, ein andrer Tanz, der Zärtlichkeit ausdrückte, wurde angeordnet, auch Lenore und Sternbald schlossen sich dem Reihen an. – Eine sanfte Musik erklang, die Paare umschlangen sich und schwebten hinauf und hinab, die Hände und Arme begegneten sich wieder, und Busen an Busen geschmiegt, begonn eine neue Wendung. Da sah man die verführerischsten Stellungen knüpfen, alle Gelenke wurden biegsamer.

32. „begonn", veraltete Form; B: „begann".

Franz war wie in Trunkenheit verloren. Die Luft duftete ihnen Wonne und Freude entgegen, wie auf den Wellen der Musik schwebte er an Lauras oder Lenorens Arm einher, in jedem tanzenden Gesicht kam ihm ein schalkhafter Engel entgegen, der ihm Entzücken predigte. Er drückte Lauras Hand, die seine Zärtlichkeit erwiderte.

Man ruhte im Schatten der Bäume aus. Knaben gaben kühlende, wohlschmeckende Früchte herum, die Schönen lagerten sich im Grase. Andrea war vom Tanz erhitzt und sagte: „Seht, mein Freund Sternbald, so müßt Ihr Deutsche erst nach Italien kommen, um zu lernen, was schön sei, hier erst offenbart sich Euch Natur und Kunst. In Eurem trüben Norden ist es der Imagination unmöglich, ihre Flügel auszudehnen und das Edle zu empfinden."

„Mein Lehrmeister, Albrecht Dürer", sagte Franz, „den Ihr doch für einen großen Mann erkennen müßt, ist nicht hiergewesen."

Andrea sagte: „Wie sehr wünschen aber auch alle Kunstfreunde, daß er sich möchte hierherbemüht haben, um erst einzusehn, wieviel er ist, und dann zu lernen, was er mit seinem großen Talente ausrichten könne. So aber, wie er ist, ist er merkwürdig genug, doch ohne Bedeutung für die Kunst, der Italiener mit weit geringerem Talente wird doch immer den Sieg über ihn davontragen."

„Ihr seid unbillig", fuhr Sternbald auf, „ja undankbar, denn ohne ihn, ohne seine Erfindungen würden sich manche Eurer Gemälde ohne Figuren behelfen müssen."

„Ihr müßt nicht heftig werden", sagte der lindernde Francesko, „wahr ist es, Dürer ist Andreas hülfreicher Freund, und vielleicht verlästert er ihn eben darum, weil er sich der Dienste zu gut bewußt ist, die jener ihm geleistet hat. Aber wir wollen

lieber ein Gespräch abbrechen, das Euch nur erhitzt."

Die Musik lärmte dazwischen, Andrea, der wenig streitsüchtig war, gab seine Meinung auf, die Tänze fingen von neuem an. Es wurde Abend: manche von der Gesellschaft gingen nach Hause, einigen wurden von ihren Dienern Pferde gebracht. Rustici ließ eins der schönsten Pferde in den Garten kommen und setzte sich hinauf, indem er durch die Baumgänge ritt, die mutwillige Laura ließ sich zu ihm hinaufheben, und in einem leichten Galopp ritt sie hin und her, indem sie vor dem Maler saß, der sie mit seinen Armen festhielt. Franz bewunderte das schöne Gemälde, er glaubte den Raub der Dejanire vor sich zu sehn, der Kranz in ihren Haaren schwankte und drohte herabzufallen, leicht saß sie oben, und doch von einer kleinen Ängstlichkeit beunruhigt, die sie noch schöner machte: das Pferd hob sich majestätisch, auf seine Beute stolz. Zwei Trompeten bliesen einen mutigen Marsch, die prächtigen Töne begleiteten die Bewegungen des Rosses, und der gewandte und starke Rustici saß wie ein Gott oben.

Die zurückgebliebenen Freunde führte Francesko nun nach einem andern Teile seines Gartens. Hier war ein runder Zirkel von Bäumen, und Festons und Girlanden von allerhand Blumen hingen in den Zweigen und schaukelten im Abendwinde, farbige Lampen brannten dazwischen, dämmernde Lauben waren in den Baumnischen angelegt. Wein und Früchte wurden genossen: die zärtlichen Paare saßen nebeneinander, Musik ermunterte sie, ihr Liebesgespräch zu führen, Lauras Tänzer hatte Abschied ge-

14. Deianeira, in der griechischen Mythologie Tochter des Königs Oineus und Gattin des Herakles, der sie nach einem Kampf mit dem Flußgott Acheloos raubt.

25. Feston: Bogengehänge aus Blumen und Früchten.

nommen, Franz umschlang das Mädchen und Lenore mit seinen Armen.

Spät trennte man sich, Laura und Lenore gingen miteinander, die Dirne blieb in der Nacht bei ihr, und Franz gab freudig der Einladung nach, auch dort zu verweilen.

Fünftes Kapitel

Castellani war zurückgekommen, Franz hatte in seiner und Lenorens Gesellschaft Florenz verlassen. Jetzt waren sie vor Rom, die Sonne ging unter, alle stiegen aus dem Wagen, um den erhabenen Anblick zu genießen. Eine mächtige Glut hing über der Stadt, das Riesengebäude, die Peterskirche, ragte über allen Häusern hervor, alle Gebäude sahen dagegen nur wie Hütten aus. – Sternbalds Herz klopfte, er hatte nun das, was er von Jugend auf immer mit so vieler Inbrunst gewünscht hatte, er stand nun an der Stelle, die ihm so oft ahndungsvoll vorgeschwebt war, die er schon in seinen Träumen gesehn hatte.

Sie fuhren durchs Tor, sie stiegen in ihrem Quartiere ab. Sternbald fühlte sich immer begeistert, die Straßen, die Häuser, alles redete ihn an. Noch spät sah er dem Mondschein nach, er verwunderte sich über sich selbst, als er nach Lenorens Gemach ging, die ihn erwartete.

Castellani war ein großer Freund der Kunst, er studierte sie unablässig und schrieb darüber, sprach auch viel mit seinen Freunden. Sternbald war sein Liebling, dem er gern alle seine Gedanken mitteilte, dem er nichts verbarg. Er hatte in Rom viele Bekannte, meistens junge Leute, die sich an ihn schlossen, ihn oft besuchten und gewissermaßen eine Schule

oder Akademie um ihn bildeten. Auch ein gewisser Camillo, dessen Andrea del Sarto schon erwähnt hatte, besuchte ihn. Dieser Camillo war ein Greis, lang und stark, der Ausdruck seiner Mienen hatte etwas Seltsames, seine großen feurigen Augen konnten erschrecken, wenn er sie plötzlich herumrollte. Seine Art zu sprechen war ebenso auffallend, er galt bei allen seinen Bekannten für wahnsinnig, sie behandelten ihn als einen Unverständigen, den man schonen müsse, weil er der Schwächere sei. Er sprach wenig und hörte nur zu, Castellani war freundlich gegen ihn, nahm aber sonst mit ihm wenige Rücksicht.

Sternbald besuchte die Kirchen, die Gemäldesammlungen, die Maler. Er konnte nicht zur Ruhe kommen, er sah und erfuhr so viel, daß er nicht Zeit hatte, seine Vorstellungen zu ordnen. Dabei gab er sich Mühe, mit jedem Tage in seinen Begriffen weiterzukommen und in das eigentliche Wesen und die Natur der Kunst einzudringen. Er fühlte sich zu Castellani freundschaftlich hingezogen, weil er durch diesen am meisten in seiner Ausbildung, in der Erkenntnis gewann; er besuchte die Gesellschaften fleißig und bestrebte sich, kein Wort, nichts, was er dort lernte, wieder zu verlieren.

Castellanis Begriffe von der Kunst waren so erhaben, daß er keinen der lebenden oder gestorbenen Künstler für ein Musterbild, für vollendet wollte gelten lassen. Er belächelte oft Sternbalds Heftigkeit, der ihm Raffael, Buonarotti oder gar Albrecht Dürer nannte, der sich ungern in Vergleichungen einließ und meinte, jeder sei für sich der Höchste und Trefflichste. „Ihr seid noch jung", sagte dann sein älterer Freund, „wenn Ihr weiterkommt, werdet Ihr statt der Künstler die Kunst verehren und einsehn, wieviel noch einem jeden gebricht."

Sternbald gewöhnte sich mit einiger Überwindung an seine Art zu denken, er zwang sich, nicht heftig zu sein, nicht seine Gefühle sprechen zu lassen, wenn sein Verstand und Urteil in Anspruch genommen wurden. Er sah jetzt mehr als jemals ein, wie weit er in der Kunst zurück sei, ja wie wenig die Künstler selbst von ihrer Beschäftigung Rechenschaft geben könnten.

Es ward so eingerichtet, daß sich die Gesellschaft zweimal in der Woche versammelte, und jedesmal wurde über die Kunst disputiert, wobei sich Castellani besonders mit seinen Reden hervortat. Sie waren an einem Nachmittage wieder versammelt, auch Camillo war zugegen, der abseits in einer Ecke stand und kaum hinzuhören schien.

„Ihr weicht", sagte Sternbald zu seinem Freunde Castellani, „darin von den meisten Eurer Zeitgenossen ab, daß Ihr Buonarottis Jüngstes Gericht nicht für den Triumph der Kunst haltet."

„Die Nachwelt", sagte Castellani, „wird gewiß meiner Meinung sein, wenn erst mehr Menschen die Frage untersuchen werden: Was soll Kunst sein? was kann sie sein? Ich bin gar nicht in Abrede, und es wäre töricht von mir, dergleichen zu leugnen, daß Michael Angelo ein ausgezeichneter Geist ist, nur ist es wohl Übereilung des Zeitalters, ihn und Raffael über alle übrigen Sterblichen hinüberzuheben und zu sagen: seht, sie haben die Kunst erfüllt!

Jegliche Kunst hat ihr eigentümliches Gebiet, ihre Grenzen, über die sie nicht hinausschreiten darf, ohne sich zu versündigen. So die Poesie, Musik, Skulptur und Malerei. Keiner muß in das Gebiet des andern streifen, jeder Künstler muß seine Heimat kennen. Dann muß jeglicher die Frage genau

18. Vgl. Tiecks Aufsatz *Das jüngste Gericht, von Michael Angelo* in den *Phantasieen* und die Tafeln 14 bis 16.

untersuchen: was er mit seinen Mitteln für vernünf
tige Menschen zu leisten imstande ist. Er wird sein
Historie wählen, er wird den Gegenstand überder
ken, um sich keine Unwahrscheinlichkeiten zuschu
den kommen zu lassen, um nicht durch Einwürf
des kalten, richtenden Verstandes seinen Zauber de
Komposition wieder zu zerstören. Den Gegenstan
gut zu wählen ist aber nicht genug, auch den Augen
blick seiner Handlung muß er fleißig überdenke
damit er den größten, interessantesten herausheb
und nicht am Ende male, was sich nicht darstelle
läßt. Dazu muß er die Menschen kennen, er mu
sein Gemüt und fremde Gesinnungen beobachte
haben, um den Eindruck hervorzubringen, dan
wird er mit gereinigtem Geschmacke das Bizarr
vermeiden, er wird nur täuschen und hinreißen, rüh
ren, aber nicht erstaunen wollen. Nach meinem wohl
überdachten Urteil hat noch keiner unsrer Maler alle
diese Forderungen erfüllt, und wie könnte es irgend
einer, da sich noch keiner der erstgenannten Studien
beflissen hat? Diese müssen erst in einem hohen Grade
ausgebildet sein, ehe die Künstler nur diese Forde
rungen anerkennen werden.

Um namentlich von Buonarotti zu sprechen, so
glaube ich, daß er durch sein Beispiel die Kunst um
viele wichtige Schritte wieder zurückgebracht hat,
statt ihr weiterzuhelfen, denn er hat gegen alle Er
fordernisse eines guten Kunstwerks gesündigt. Was
will die richtige Zeichnung seiner einzelnen Figuren,
seine Gelehrsamkeit im Bau des menschlichen Kör
pers, wenn seine Gemälde selbst so gar nichts sind?
Sein Jüngstes Gericht ist eine ungeheure Wand vol
ler Figuren in mannigfaltigen Stellungen, aber ohne
alle Verbindung, ohne Wirkung. Der Zweck seine
Darstellung ist ohne Schönheit, eine Handlung, die
keine ist, die sich nicht anschauen, nicht darstellen

läßt, die sich selbst nicht in der Erzählung vortragen läßt: es sind tausend Begebenheiten, die sich durchaus nicht zu einer einzigen verbinden lassen. Schwebende Gestalten, ruhende Selige und Verdammte, Engel und die Madonna. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, es frägt: was soll ich hier sehn? Mythologie der Alten mit christlicher Idee vermischt, Verzerrung der Verzweiflung. Der Augenblick im Gemälde selbst ist unentschieden, die Engel oben mit Zubereitungen beschäftigt, ein allgemeiner Moment des Entsetzens, und unten schon die Verdammung vieler entschieden. Es scheint, das Jüngste Gericht ist noch nicht fertig, und darin hat der Maler besonders seine wenige Überlegung bewiesen. Was soll ich aber genießen und fühlen, wenn die Ausführung auch gar keinen Tadel verdiente?"

„Nichts!" rief Camillo aus, indem er mit dem höchsten Unwillen hervortrat. „Glaubt Ihr, daß der große, der übergroße Buonarotti daran gedacht hat, Euch zu entzücken, als er sein mächtiges Werk entwarf? O Ihr Kurzsichtigen, die Ihr das Meer in Bechern erschöpfen wollt, die Ihr dem Strome der Herrlichkeit seine Ufer macht, welcher unselige Geist ist über Euch gekommen, daß Ihr also verwegen sein dürft? Ihr glaubt die Kunst zu ergründen und ergründet nur Eure Engherzigkeit, nach dieser soll sich der Geist Gottes richten, der jene erhabene Ebenbilder des Schöpfers beseelt. Ihr lästert die Kunst, wenn Ihr sie erhebt, sie ist nur ein Spiel Eurer nichtigen Eitelkeit. Wie der Allmächtige den Sünder duldet, so erlaubt auch Angelos Größe, seine unsterblichen Werke, seine Riesengestalten dulden es, daß Ihr so von ihnen sprechen dürft, und beides ist wunderbar."

Er verließ im Zorne den Saal, und alle erhuben

34. „erhuben", veraltete Form, erhoben.

ein lautes Lachen. „Was er nicht versteht", sagte Sternbalds Nachbar, „hält er für Unsinn." Sternbald aber war von den Worten und den Gebärden des Greises tief ergriffen, dieser enthusiastische Unwille hatte ihn mit angefaßt, er verließ schnell die Gesellschaft, ohne sich zu entschuldigen, ohne Abschied zu nehmen.

Er ging dem Alten durch die Straßen nach und traf ihn in der Nähe des Vatikans. „Verzeiht", sagte Sternbald, „daß ich Euch anrede, ich gehöre nicht zu jenen, meine Meinung ist nicht die ihrige, immer hat sich mein Herz dagegen empört, so mit dem Ehrwürdigsten der Welt umzugehn."

„Ich war ein Tor", sagte der Greis, „daß ich mich wieder, wie mir oft geschieht, von meiner Hitze übereilen ließ. Wozu Worte? Wer versteht die Rede des andern?"

Er nahm Franz bei der Hand, sie gingen durch das große Vatikan, der Alte eilte nach der Kapelle des Sixtus. Schon fiel der Abend und seine Dämmerung herein, die großen Säle waren nur ungewiß erleuchtet. Er stellte ihn vor das Jüngste Gericht und ging schweigend wieder fort.

In der ruhigen Einsamkeit schaute Sternbald das erhabene Gedicht mit demütigen Augen an. Die großen Gestalten schienen sich von oben herab zu bewegen, das gewaltige Entsetzen des Augenblicks bemächtigte sich auch seiner. Er stand da und bat den Figuren, dem Geiste Michael Angelos seine Verirrung ab.

Die großen Apostel an der Decke sahen ihn ernst mit ihren ewigen Zügen und Mienen an, die Schöpfungsgeschichte lag wunderbar da, der Allmächtige auf dem Sturmwinde herfahrend. Aber wie ein don

33. Vgl. Tafel 16.

nerndes Gewitter stand vorzüglich das Jüngste Gericht vor seinen Augen; er fühlte sich innerlich neu verändert, neu geschaffen, noch nie war die Kunst so mit Heeresmacht auf ihn zugekommen.

„Hier hast du dich verklärt, Buonarotti, großer Eingeweihter", sagte Franz, „hier schweben deine furchtbaren Rätsel, du kümmerst dich nicht darum, wer sie versteht."

Sechstes Kapitel

Franz fand den bisherigen Leichtsinn seiner Lebensweise nüchtern und ungenügend, er bereute manche Stunde, er nahm sich vor, sich inniger der Kunst zu widmen. Er brach den Umgang mit der schönen Lenore ab, er fühlte es innig, daß er sie nicht liebe. Sein Freund Castellani verspottete ihn und bedauerte seine Anlagen, die nun notwendig verderben müßten, aber Franz empfand die Leerheit dieses Menschen und achtete jetzt nicht darauf.

Eine neue Liebe zur Kunst erwachte in ihm, sein Jugendleben in Nürnberg, sein Freund Sebastian traten mit frischer Lieblichkeit vor seine Seele. Er machte sich Vorwürfe, daß er bisher so oft Dürer und Sebastian aus seinem Gedächtnisse verloren. Er nahm seine geliebte Schreibtafel hervor und küßte sie, die verwelkten Blumen rührten ihn zu Tränen: „Ach, du bist nun auch verwelkt und dahin!" seufzte er. Auch das Bildnis, das er vom Berge mitgenommen hatte, stellte er vor sich. – Ihm fiel der Brief der Gräfin in die Hände, den er bis dahin ganz vergessen hatte.

Er beschloß, die Familie noch an diesem Tage aufzusuchen, er fühlte ein Bedürfnis nach neuen Freunden. Franz nahm den Brief und erkundigte

sich nach der Wohnung, sie ward ihm bezeichnet
Die Leute, die er suchte, lebten vor der Stadt in
einem Garten. Ein Diener empfing ihn und leitet
ihn durch angenehme Baumgänge, der Garten wa
nicht groß, aber voller Obst und Gemüse. In einen
kleinen niedlichen Gartenhause, sagte der Diener
würde er die Tochter finden, die Mutter sei ausge
gangen, der Vater schon seit sechzehn Jahren tot
Franz bemerkte durch das Fenster einen weißen
runden Arm, eine schöne Hand, die auf einer Zithe
spielte. Indem begegnete ihm ein alter Mann, de
fast achtzig Jahre alt zu sein schien, er verließ da
Gartenhaus und ging durch den Garten nach der
Wohnhause zurück. Franz trat in das Zimmer. Da
Mädchen legte die Zither weg, als sie ihn bemerkte
sie ging ihm entgegen.

Beide standen sich gegenüber und erstaunten, beide
erkannten sich im Augenblicke. Franz zitterte, er
konnte die Sprache nicht wiederfinden, die Stunde,
die er so oft als die seligste seines Lebens herbeige-
wünscht hatte, überraschte ihn zu unerwartet. Es
war das Wesen, dem er nachgeeilt war, die er in
seinem Geburtsdorfe gesprochen, die er mit aller
Seele liebte, die er verloren glaubte. Sie schien fast
ebenso bewegt, er gab ihr den Brief der Gräfin, sie
durchflog ihn schnell, sie sprach nur von dem Orte,
wo sie ihn vor anderthalb Jahren gesehn und gespro-
chen. Er nahm die teure Brieftasche, er reichte sie ihr
hin, und indem hörte man durch den Garten ein
Waldhorn spielen. Nun konnte sich Franz nicht län-
ger aufrecht halten, er sank vor der schönen, beweg-
ten Gestalt in die Knie, weinend küßte er ihre
Hände. Die wunderbare Stimmung hatte auch sie
ergriffen, sie hielt die vertrockneten Blumen schwei-
gend und staunend in Händen, sie beugte sich zu
ihm hinab. – „Oh, daß ich Euch wiedersehe!“ sagte

sie stammelnd; „allenthalben ist mir Euer Bild gefolgt." – „Und diese Blumen", rief Sternbald aus, „erinnert Ihr Euch des Knaben, der sie Euch gab? Ich war es; ich weiß mich nicht zu fassen." – Er sank mit dem Kopfe in ihren Schoß, ihr holdes Gesicht war auf ihn herabgebeugt, das Waldhorn phantasierte mit herzdurchdringenden Tönen, er drückte sie an sich und küßte sie, sie schloß sich fester an ihn, beide verloren sich im staunenden Entzücken.

Franz wußte immer noch nicht, ob er träume, ob alles nicht Einbildung sei. Das Waldhorn verstummte, er sammelte sich wieder. Ohne daß sie es gewollt hatten, fast ohne daß sie es wußten, hatten beide sich ihre Liebe gestanden. – „Was denkt Ihr von mir?" sagte Marie mit einem holdseligen Erröten. „Ich begreife es ewig nicht, aber Ihr seid mir wie ein längstgekannter Freund, Ihr seid mir nicht fremde."

„Ist unsre eigne Seele, ist unser Herz uns fremd?" rief Sternbald aus. „Nein, von diesem Augenblicke an erst beginnt mein Leben, oh, es ist so wunderbar und doch so wahr. Warum wollen wir's begreifen?" – „Seid Ihr glücklich?" – „Bist du meine süße Geliebte? Bin ich der, den du suchtest? Findest du mich gern wieder?"

Sie gab ihm beschämt die Hand und drückte sie. Der alte Mann kam zurück und meldete, daß er ausgehn müsse, Franz betrachtete ihn mit Erstaunen, er erriet, daß es derselbe sein müsse, der musiziert habe, den er schon in der Kindheit auf dem grünen Rasenplatze gesehn. Die Bäume rauschten draußen so wunderbar, er hörte aus der Ferne das Geräusch auf der Landstraße, jedes andre Leben erschien ihm traurig, nur sein Dasein war das freudigste und glorreichste.

Er ging, weil er die Rückkehr der Mutter nicht

erwarten wollte, er versprach, seine Geliebte an folgenden Tage zu besuchen.

Durchs Feld schweifte er umher, er sah noch im mer sie, den Garten, ihr Zimmer vor sich. Er war i der Stadt und konnte sich nicht besinnen, welche Weg er gekommen war. In seiner Stube nahm e seine Zither und küßte sie, er griff in die Töne hin ein, und Liebe und Entzücken antwortete ihm i der Sprache der Musik. In der ganzen Natur ver nahm er Gruß und Glückwunsch. Er wollte seiner Sebastian schreiben, aber er konnte nicht zur Ruh kommen. Er fing an, aber seine Gedanken verließe ihn, er schrieb folgendes nieder:

Sanft umfangen
Vom Verlangen,
Abendwolken ziehn,
Oh, gegrüßt sei, holdes Glücke,
Endlich, endlich meinem Blicke
Längst gepflanzte Blumen blühn.

Abendröte winkt herunter:
Hoffe auf den Morgen munter;
Winde eilen, verkünden's der Ferne,
Blicken auf mich nieder die freundlichen Sterne.

Keiner, der nicht grüßend niederschaute:
Ist es, singen sie, dir gelungen?
Welche Töne rühren sich in der Laute,
Von unsichtbarer Geisterhand durchklungen?

Von selbst erregt sie sich zum Spiele,
Will ihre Worte gern verkünden,
Kennst du, Vertraute, die Gefühle,
Die quälend, beglückend mein Herz entzünden?
O töne, ich kann das Lied nicht finden,

Das Leid, das Glück, das mich bewegt
Und Klang und Lust in mir erregt.

Will ich von Glück, von Freude singen,
Von alten, wonnevollen Stunden?
Es ist nicht da und fern verschwunden,
Mein Geist von Entzücken festgebunden,
Beengt, beschränkt die goldnen Schwingen.

Geht die Liebe wohl auf deinem Klange,
Ist sie's, die deine Töne rührt?
Und dieses Herz mit strebendem Drange
Auf deinen Melodien entführt?

Mit Zitherklang kam sie mir entgegen,
Mein Geist in Netzen von Tönen gefangen,
Ich fühlte schon dies Beben, dies Bangen,
Entzücken überströmte, ein goldner Regen.

Sie saß im Zimmer, wartete mein,
Die Liebe führte mich hinein,
Erklang das alte Waldhorn drein.
Dein voller Klang
Mein Herz schon oft durchdrang,
Meiner Liebe vertraut,
Von deinem Ton mein Herz durchschaut.
Nun verstummen nie die Töne,
Lautenklang mein ganzes Leben,
Herz verklärt in schönster Schöne,
Wundervollem Glanz und Weben
Hingegeben.

Ende des zweiten Teils

Variantenverzeichnis

der Ausgabe B von 1843

Ludwig Tieck's

Schriften.

Sechzehnter Band.

Franz Sternbald's Wanderungen.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer.
1843.

Seiten- und Zeilenzahlen beziehen sich auf unseren Neudruck der Erstausgabe von 1798. Textstellen aus der Ausgabe B wurden kursiv gedruckt. Zwischenbemerkungen des Herausgebers erscheinen stets in eckigen Klammern.

7. [Während die Ausgabe A in 2 „Theile“ zu je 2 „Bücher“ gegliedert ist, zählt B die 4 „Bücher“ durch und verzichtet auf die Gliederung in „Theile“.]
9,1-29. [Die ganze Vorrede fehlt in B.]
11,25. heraus; *da glänzten die goldenen Knöpfe auf den Thürmen des heiligen Sebald und Laurentius*[1], *und röthlich färbte sich der Duft, der ihnen aus den Kornfeldern entgegen stieg.*
12,29-13,3. Nürnberg, *die herrliche Stadt, in der er seit zwölf Jahren gelebt hatte und in ihr zum Jüngling erwachsen war, aus diesem befreundeten Wohnort ging er heut, um in der Ferne seine Kenntniß zu erweitern und nach einer mühseligen Wanderschaft dann als ein Meister in der Kunst der Mahlerei zurück zu kehren;* Sebastian *aber* blieb
13,34. geklammert [Fehlt in B.]
15,2f. können, *sie tritt schon näher und näher,* in der
15,22f. mir *ganz* mein
15,30. wir es *auch uns erst in vielen Worten vorgesezt* hatten.
16,2f. es mich *dafür auch gänzlich zu Boden.*
16,34-17,1. Alle meine Plane ... gefreut hatte. [Fehlt in B.]
17,16f. sang, *ohne alle Vorbereitung,* folgende
19,10. so lieben [Fehlt in B.]
20,18f. Getümmel, *hochbeladene Wagen mit Heu wurden in die Scheuren gefahren, Knechte und Mägde sangen und schäkerten laut. Wie viele* Menschen
20,26f. Ich *kann es nicht einsehn, wie man so fortleben könnte,*
20,31. Bäume *wurden* kurz
21,3f. zu Tische *seze und wie man von ihm sprechen würde.*
21,6. Vorrat *zu genießen.*

[1]. St. Sebaldus und St. Lorenz, alte Nürnberger Kirchen.

21,9-11. schallte *und säuselte in abwechselnden Gängen üb ihm weg* durch die liebliche Einsamkeit, *in dem Getöne u Murmeln eines Baches, der entfernt durch das Gehölz hin fl*
21,19. ruhige [Fehlt in B.]
22,13. dergleichen *zu machen verstünden.*
24,12. Jugend *gestaltet war.*
24,23f. Erlöser, *der nicht mehr unter ihnen wandelte,* we
24,25. übrigen *Heiligen* hinmalen
24,33. sie *dann* die
25,6. zu *hämmern.*
25,16. unsereins. *Doch warum, lieber Mahler, sieht man immer Kreutze und Leidensgeschichten und Heiligen? War findet Ihr es denn nicht auch der Mühe werth, Mensch wie wir sie in ihrem gewöhnlichen Wandel vor uns se selbst mit ihren Possierlichkeiten und wunderlichen Gebe den abzuschildern? Aber freilich wird dergleichen wohl ni gekauft; auch mahlt Ihr ja meistens für Kirchen und heili Oerter. Doch* darin denkt
25,17. ich, *ja, mein Freund,* Tag
25,25f. Worten *verlor sich der Zorn des Mahlers völlig,* er
25,29. und sich Messys nannte [Fehlt in B².]
26,12. voneinander [Fehlt in B.]
26,21. auf *dem Felde* ausstreckten
27,2. Eurer *unwerth* bin.
27,24. auf, *der Gerührte* fühlt
28,6f. ist *ein herrlicher Zustand,* diese
28,17-20. anrührt. *Ja, ich glaube, daß ich einst ein gut Mahler seyn werde,* da
28,28-31. gedachte. *Der alte Mann* erzählte
30,4. Alten *ehrerbietig,* man
32,13. so *wild* hergeht
34,35. Phantasie *aufsteigen,* sie
35,13f. abgeschmackt, *sie werden mir so unmöglich,* als
35,20. grüße *unsern* Meister

2. In der Ausgabe B heißt der Schmied „Horst"; s. u. zu S. 188

36,1. hatte *gerade* eine
36,24. vor, *die* er
39,23f. Seht, *ein solcher* Mann
39,28. nach *seiner Herberge.*
40,12f. bin, was *weiter,* wenn
40,24f. ein *schön verziertes Gemach,* in
40,30. sind *so* schwach
40,31. müßt, *mir selber das Schreiben* vorzulesen.
41,12f. ihn *mit liebevollen und verständigen Worten* und beide setzten sich *freundlich und vertraut nahe zu einander.* O wie
41,14f. einzigen *Mahlers* ergötzt
41,28. mit *gleicher* Wärme
42,3-5. Umweg *durch das blühende Frankenland* gemacht, um *einige Meilen von Mergentheim* seine Eltern zu besuchen. *Er* war
42,7-11. gebracht; *wenige Bekannte und wohlhabende weitläuftige Verwandte ließen ihm einige Unterstüzung zufließen, die er aber kaum bei seinem großmüthigen Meister bedurfte. Es war schon lange gewesen, daß er von seinen Eltern, schlichten Bauersleuten, keine Nachricht bekommen hatte.*
42,12f. er *vor* dem Wäldchen stand, das *sich* vor dem Dorfe *ausbreitete.*
42,15f. gewandelt, *indem die Schatten* dichter
42,19f. Trieb *zur Kunst* entzündet
42,24-27. jetzt *eifrig mit zunehmender Rührung* auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zweigen, *welche* Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum, *er war in seiner alten Schönheit, und der* Rasen
43,20. ihm so *nahe,* daß er
44,15f. ihn *dieser Liebe zugeführt* hatte.
45,4. grünen *Plane hin und her,* dem
45,10-12. wunderbar in *das Ohr* erklangen. So verging eine *geraume* Zeit, *indem er das volle Antliz des Kindes betrachtete, das ihn wie ein voller Mond anschaute und anlächelte:* dann

45,18. stand *glühend und blühend* das
45,21-24. dünkte, *das Mädchen neige sich über ihn, sie ih zurück zu geben. Er wußte und begriff nicht, warum ih dieser Augenblick seines Lebens so wichtig und glänzen war, aber alles* Liebe und Holde entlehnte er von *dies Kindergestalt,* alles Schöne was er sah, trug er *in des Mä chens Bild* hinüber;
45,33f. die dort standen [Fehlt in B.]
46,8. in mir [Fehlt in B.]
46,30-33. schon die *Hütten* und die kleine Kirche durch d grüne Laub *schimmern* sah. Er ging an einem Garten vorb *über dessen Zaun* ein Zweig voll *schöner rother* Kirsch *hing.*
47,5. Kindheit, *sagte er zu sich selber,* wird
47,9. die *im Anbeginn* mit
47,11-13. Lebens, *der Lehrer wird streng, die Arbeit fän an, und die Lockung selbst verliert ihren Wohlgeschmack.*
48,7f. in *dieses* Leben, in *dieses* Joch
48,29. vorzüglich *an* Gemälde
48,34-49,2. hinaus, *einige Gemüse aus ihrem kleinen Garten der in einiger Entfernung lag, zur Abendmahlzeit zu holen*
50,15-17. wird *mit mir davon reden, daß die Bäume blühen und ob wir die Früchte abnehmen sollen? – O!* der
54,17f. von vielen . . . gehört [Fehlt in B.]
55,16f. immer noch [Fehlt in B.]
55,28. bei *seinen Pflegeeltern zugebracht hatte,* überhaupt
55,30. denn *er selbst* war hier *anders,* und
55,34. daß *dieser* ihm
55,36. trüben *Wochen* der
56,33f. ohne daß ich . . . zugeht [Fehlt in B.]
57,7f. wenn *sich auch bei mir mein Gefühl* anders
57,14. Tage *ernster* als
58,1. darf, *Du suchst sie gewissermaßen.*
58,10. ja *recht* fleißig,
58,23f. wollen. *Lebe wohl.* Gott
60,20. nicht *Dir,* denn

60,30f. Tadel *zulassen* dürfte.
61,9f. in *seine* Seele
61,29. und *rauhen* Winde
62,27. Eure *Werke* uns
62,29. holden [Fehlt in B.]
63,3. denn *es war schon frühe Gewohnheit,* seine
63,27f. sich *selbst* vergessen, um es *nur* den
63,30f. weltlichen *Eitelkeiten* niederlegen.
63,31-64,2. Darum bist du ... beseligte. [Fehlt in B.]
64,31f. sind *dann wohl* alt
65,8-11. *Franz hatte sich gleich bei seiner Ausreise vorgenommen, seinem Geburtsorte ein Gemählde von sich zum Angedenken zu hinterlassen.*
65,14. Aber *bei der Arbeit* fehlte
65,27f. Bild *kürzlich* beschreiben.
65,28f. Abendrot *dämmerte* auf
67,8. ist *seltsam,* daß
67,33. schon *drei und zwanzig* Jahr
68,15f. hatte, *und er mußte über die* ersten Versuche seiner Zeichenkunst *lächeln.*
68,33. ganz [Fehlt in B.]
69,19. Köpfe *zeigten sich* hart,
69,20f. Sprüchen *verbreiteten sich aus dem Munde der Personen.* Sternbald
70,32f. wieder *zu sich selber zu kommen.*
72,27. das *erhabene Gewölbe* betrachtet
73,1-19. Wagen *stürzte, und zwei junge Mädchen und ein alter Mann waren im Begriff zu fallen, als Franz schon hinzugeeilt war und den Wagen hielt, indem der Fuhrmann die Pferde hemmte. Die schönste und, wie es schien, die Herrin der übrigen, lag in seinen Armen, ihr Kopf ruhte an seinem Gesicht, geringelte blonde Haare, die durch den plözlichen Sturz sich unter einer reichen Goldhaube losgemacht hatten, waren wie ein glänzendes Netz um beide gespreitet, aus dem grünen Atlas-Mantel wogte nahe an ihm ein blendend weißer Busen in hefliger Bewegung des Erschreckens. Endlich*

erhob sie das durchdringlich blaue Auge und dankte il lächelnd. Alle stiegen ab, und Franz war geschäftig, a Fremden zu bedienen, indessen der Fuhrmann seinen Wag wieder einrichtete. Die schöne Fremde betrachtete unse Freund aufmerksam, er schien mehr erschrocken als sie, bat sie mit gerührtem Ton, sich zu erholen. Er wußte nic was er sagen sollte; die blauen Augen des Mädchens beg neten ihm und er erröthete, der alte Mann sprach mit a Dienerin. Die Fremde lehnte sich auf seinen Arm, wie müdet, und so traten sie in die Kirche ein; sie ließ sich a ein Knie nieder und bekreuzte sich, nach dem Altar gewe det, sehr andächtig, was der Gemeine auffiel, dann erhob sich und sagte: welch ein herrliches, rührendes Altarbild! wohl, sagte Franz, außer sich vor Entzücken, und sie fu fort: gewiß von Dürer, oder einem seiner Schüler, herrlic Werke haben die Deutschen hervorgebracht. Franz ve stummte und zitterte. Indeß war der Wagen wieder in Stan gesetzt, sie schritten wieder aus der Kirche, und Franz äng stete sich, daß sie nun wieder abreisen würde; noch ginge sie unter den duftenden Bäumen auf und ab, und der Gesan scholl ihnen aus der Kirche entgegen. Nun stiegen die Frem den wieder auf, der junge Mahler fühlte sein Herz hefti schlagen, die holde Gestalt dankte

73,21f. schon wurde die ... unterscheiden [Fehlt in B.]

73,28f. sie *der* Fremden

73,31f. wenden *wolle, und eben so wenig wußte er de Nahmen der Reisenden.*

73,32f. und ob das ... Mannes sei. [Fehlt in B.]

74,4. so *heilig* war,

74,11. hatte.

Auf einem Blättchen stand geschrieben: „diese Blümche erhielt ich von dem schönsten und freundlichsten Knaben als ich sechs Jahr alt, meine erste Reise über Mergenthei machte."

74,18. ich *nach so langer Zeit* das

74,19. Händen. *Du warst es, Bothin des Himmels, für di*

ich mein erstes Bild aufgestellt habe, dein Auge mußte es erleuchten, deinen Wohlgefallen hat es erregt, und du hast dein Knie in frommer Herzensdemuth davor geneigt. O wann
74,22. des Menschen [Fehlt in B.]
74,34f. Aufenthalt *der wunderbaren Fremden, mit der er doch so vertraut zu seyn wähnte,* hätte
75,12-14. dessen *Freund er war, daß sie ihn durch ihr Lob seines ersten Gemähldes zum Künstler geweiht hatte.* Sein Schicksal schien ein *wunderbarer Einklang von Gesängen,* er
75,26. seinem *Freunde noch einen zweiten* Brief:
76,6f. vorbeifliegendes *Schimmerbild* wahrgenommen.
76,9f. einfachen *Lebenswandel* fortsetzen?
76,14. eine *höhere* Stufe
76,28f. heftige *Thätigkeit ängstigt.*
76,30f. vielleicht [Fehlt in B.]
76,32. Fleiß *dem* Menschen
76,36. Lebens *zerquälen* dürften,
77,10. sind so *gemartert,* so
77,26. scheinen, *daß sie* vielleicht
78,10. sich *gewiß* recht
78,15f. oft *sonderbare* Stimmungen
78,20. sehe *Wanderer zu Fuß und zu Pferde* ihre
79,7. Augenblick, *wenn* wir
79,22. ist, *ohne daß ich es erfahren kann.*
80,4f. Künstler, der *durch beständiges Nachmahlen* sein
80,8f. alten *Sängers, ich schreibe Dir es auf:*
80,22. *Bewegen* die bange,
81,11. Da wurden alle Stimmen wach,
Da girrte Nachtigall noch zärtlicher ihr Ach!
81,32f. *Vom Baume hernieder*
Schrie Rabe seine heisern Lieder:
82,6. ab, *über Berge, Thälerwärts,*
83,7f. Wie wahr ... Reimen! [Fehlt in B.]
83,8. *Ach!* Vielleicht
83,16f. denn die Zeichnung ... noch neu [Fehlt in B.]
83,24. der *theure Hieronymus* sitzt

83,33-84,1. das *Alterthum* macht,
84,30. *Oft sich wieder* abgewandt:
85,4. *Und befreit ist dann Dein Geist,*
85,6. *Fühlst Du dich nicht mehr verwaist,*
85,8f. *Muse reicht Dir dann* die Hand,
Und führt sicher Dein Verlangen
85,13f. *In dem schönvermählten* Triebe
Wird der *Himmel selbst besessen!*
86,3-87,19. [In B lautet der erste Absatz des Kapitels:]
Franz Sternbald war über Aschaffenburg und dem al
Maynz den schönen Rhein hinunter nach den Niederlan
gereiset. Allenthalben hatte er die Denkmale Deutscher u
Niederländischer Kunst aufgesucht und mit Theilnahme u
Bewunderung betrachtet. Vor allen war er erstaunt über
alten Werke des Johann van Eyck[3]*, der schon vor lan*
Zeit die Kunst in Oel zu mahlen erfunden und verbre
hatte, dann zogen ihn die gleichzeitigen Meister an, wie d
Werke des Lukas von Leyden, Engelbrecht und Johann v
Mabuse. Er fühlte in allen die Verwandschaft zu Düre
Kunstweise, obgleich sich ihm viele Betrachtungen über d
Art aufdrängten, wie jeder Künstler den Gegenstand, d
menschlichen Körper oder die Natur betrachtete.
87,21. einem *mächtigen* Baume
87,24-88,6. und es war ihm ... Einbildung sei [Fehlt in
dort dafür viel kürzer:]
ruhte er aus, *die Sonne des Spätherbstes schien warm,*
betrachtete das Bild der Stadt nachsinnend, die sich mit ihr
Thürmen vor ihm verbreitete.
88,10-14. weil *er keine Aehnlichkeit hervorbringen konnt*
es sollte das Gesicht *der Fremden* vorstellen, *welche wache*
und träumend seine Phantasie beschäftigte. Er rief *sich jed*
Umstand
88,16f. unaussprechliche *Anmuth* jeder
88,25. rauschte und [Fehlt in B.]

3. Jan van Eyck (1390-1441), holländischer Maler.

88,29-31. Natur *scheint* uns mit ... Sprache *anzureden,* aber wir *ahnden* doch
89,3. den *berühmten* Lukas
89,10-14. wenn ich mich ... trefflichen Manne [Fehlt in B.]
89,15-90,6. [Der ganze Absatz fehlt an dieser Stelle in B; er wird in stark veränderter Form zwei Seiten später eingeschoben; vgl. zu 91,35f.]
90,7-9. [Dafür in B:]
Bald über das Bildniß der Fremden, bald über Gemählde sinnend, indeß in der feierlichen Stille des Mittags die Bäume nur zuweilen rauschten, überraschte ihn in der Ermüdung der heutigen starken Tagereise ein süßer Schlummer. Ein ferner Bach murmelte ihm mit einförmig wiederkehrendem Plätschern ein Schlaflied. Er
90,16f. Franz *betrachtete sie mit Gram, so schön sie auch waren, er* wollte
90,25. er *dem Meister* sagen
90,28. Aufmerksamkeit *mit süßer Schalkheit* zu
90,29. darüber *sann,* war
90,31. riefen *seinen* Namen
90,33-91,6. dunkler, *doch* Sebastians Stimme und *der Ton* der Fremden ... riefen ihn *ängstlich,* als wenn *irgend eine Gefahr ihm bevor stände. Da überfiel ihn Grauen,* und die dichten Bäume und Gebüsche *umher erschienen ihm entsezlich,* er zagte ... das *helle freie* Feld wieder anzutreffen. *Plötzlich* war es Mondschein. Wie vom *holden* Schimmer
91,22. es kam [Fehlt in B.]
91,27f. Aber *im* Augenblicke
91,35f. über die Wiese. [In B folgt hier der folgende Abschnitt; vgl. zu 90,7-9.] *Er schüttelte sich in fieberhafter Stimmung, und sah mit einer gewissen Bangigkeit zum Himmel auf, denn ungeheure, kupferrothe Wolken, von Violet und dunklem Blau durchzogen, glänzten hinter der untergegangenen Sonne. Im blutigen Widerschein wollte ihm die Stadt selbst, die im Mittagsglanze so anlockend vor ihm lag, wie eine furchtbare klippenvolle Einöde bedünken. Er schritt*

vorwärts und hatte das Gefühl, als ob ein großes Ungli
seiner wartete. Plözlich stand er mit einem lauten Aus
erschreckend still. Er vermißte die fremde Brieftasche u
erinnerte sich deutlich, daß er sie im Grase zurück gelas
haben müsse. Zitternd eilte er zurück. Konnte er sie a
wieder entdecken? Mochte nicht ein fremder Wanderer,
Arbeiter auf dem Felde den glänzenden Fund indessen sch
aufgerafft haben? Er kam dem großen Baume näher,
Anstrengung zu sehen war er geblendet, wie ein wilder Z
berwald erschien ihm das demüthige Gras, das neidisch sei
Schatz verborgen hielt. Da leuchtete ihm die goldne Einf
sung wie mit Lächeln entgegen, er bückte sich und kn
nieder, und drückte das liebe Büchelchen an Mund, Herz u
Augen. War es ihm doch, als hätte er die holdselige un
kannte Gestalt selbst wieder getroffen, der Wunderglau
seiner Liebe hielt dieses Wiederfinden für eine glückliche V
bedeutung, daß auch die schöne Besitzerinn ihm nicht a
immer verborgen bleiben werde.

Er ging nach der Stadt.

91,36-92,3. sein Traum lag ... seinen Ohren. [Fehlt in B

92,7-13. er hörte einzelne ... und wieder [Fehlt in B.]

92,16f. müde *und ging bald zur Ruhe,* aber

92,22-28. bald schien er ... hier sind. [Dafür in B:]

und Wälder, *wunderbare Schlösser und zauberische Gärt*
voll fremder Blumen und duftender Bäume; er glaubte Se
mit glänzenden Schwänen und ziehenden Schiffen wahrz
nehmen, einen Kahn, der ihn und die Geliebte trug, u
umher reizende Meerweiber, die auf krummen Musche
Lieder bliesen und Wasserblumen in die Barke hinein reic
ten. Ach! dort! dort! rief er aus, ist vielleicht die Heima
aller Sehnsucht, aller Wünsche: darum fällt auch wohl so sü
Schwermuth, so sanftes Entzücken auf uns herab, wenn d
stille Licht voll und golden den Himmel herauf schwebt, u
seinen silbernen Glanz auf uns hernieder gießt. Ja, er e
wartet uns, er bereitet uns unser Glück, und darum s

wehmüthiges Herunterblicken, daß wir noch in dieser Dämmerung der Erde verharren müssen.
92,29. Auge, *um zu träumen;* da
93,22. [Hier beginnt in B das *Zweite Kapitel* des 2. Buches.]
93,22f. mit glühendem Gesichte [Fehlt in B.]
93,26. in *eine ansehnliche Wohnung* geführt,
94,23f. dieselbe *Einfalt* in
95,3f. vor sich, *und die Gebehrden und Reden des Meisters trugen alle das Gepräge eines lustigen freien Gemüthes.*
95,24. eigentliche [Fehlt in B.]
95,30. seine Holzstiche, [Fehlt in B.]
96,28. erkämpfen mußte, *seht, das ist eine Lust, die andre Menschen vielleicht nur an Kindern, die wohl gerathen, oder gar an gelungenen Eroberungen genießen können.* O mein
97,29-31. Verehrungswürdigen, *die ihn umgaben, vor mir sehe, wenn ich mir die göttliche Milde vorstelle,* mit der er *lehrte und sprach;* wenn ich
98,24f. *Doch* so lange ich in Nürnberg *lebte*, in der
99,4. den ich tue, [Fehlt in B.]
99,9. ich *Begebenheiten in* Landschaften,
99,28f. Entwurf *ganz deutlich in die Vorstellung,* den
100,3. arbeiten. *Ein Reisender hat mir kürzlich etwas Aehnliches von dem großen Meister Leonard von Vinci erzählt, dieser, obgleich ihm alle die geheimsten Tiefen und Hülfsmittel der Kunst zu Gebote standen, war auch oft unentschlossen und zaghaft, grübelte, verwarf und studirte von neuem: und es ist nicht zu beklagen, daß er, ohngeachtet seiner Meisterschaft, ohngeachtet seines langen Lebens, nur so wenige Werke zu Stande gebracht hat? Das Wenige, was ich von ihm gesehn habe, hat mir den Wunsch abgelockt, daß er doch immer möchte gemahlt haben.* – Erlaubt
100,7f. von *Eurem Gemüth* erzählt
100,8. billig *über Euch* noch
100,25. empfinden. *Darum soll man jedem Bilde gleich auf den ersten Blick ansehn können, wo es gewachsen ist; man wird nur etwas, wenn man es ganz und nichts halb wird,*

und so haben die ächten Italischen Meister auch gedac
Wenn
100,33. in *denselben* Mittelpunkte
101,16. kann *nicht* in Rechnung
101,26. für die *Bildsäulen, die man jetzt entdeckt hat u*
immer mehr entdeckt, und aus denen viele, die sich k
dünken, was Sonderliches machen wollen[4]*, diese Antik*
verstehen wir nicht mehr,
102,13. dazu *dient,* mir
102,36. zu *erfahren.*
103,25. Waldgegenden, *und oben in der Ferne die sond*
bare Burg, mit ihrer auffallenden Bauart. Es ist, als we
die todte Natur hier das ganze menschliche Leben üb
schaute. Ich
103,30f. wenn ich meine ... sagen soll, [Fehlt in B.]
103,31f. und zu großem Vergnügen gereicht [Fehlt in B.]
104,11. so *thörichtes* Bild
104,25f. Lukas *ward durch den Besuch von einigen Freu*
den unterbrochen, mit
104,29. [In B *Drittes Kapitel.*]
104,31. anfangs [Fehlt in B.]
105,3. liebte *den Niederländer* ungemein
105,15-20. sich *dieses Gedankens.*

Er hatte eine Reisegesellschaft gefunden, mit welcher
um ein Billiges nach Antwerpen kommen konnte, der fo
gende Tag war zur Abreise bestimmt, er ging jezt zu Meist
Lukas, um ihm zu danken und Abschied von ihm zu ne
men, und wie erstaunte er, als er die Thür der Mahlerstu
öffnete, und seinen Lehrer, seinen über alles geliebten Dür
[Vgl. dazu 110,23-26.]

4. Dies richtet sich gegen die Einstellung der Klassiker, die in d
Antike das einzig nachstrebenswerte Vorbild erkannten. Man v
dazu die Tendenz der Goetheschen *Propyläen,* seine Aufsät
Winckelmann und *Antik und modern*; vgl. auch die Äußerung
Goethes und Heinrich Meyers über das „klosterbrudrisirende, ste
baldisirende Unwesen": Anhang S. 524, 528 f., 530 und 531.

106,5f. Schläfe *und Schultern,* sein
106,8f. feurig *aber* sanft unter seiner *edlen* Stirn
106,20-22. wieder herzustellen, *vorzüglich hätten ihn seine Freunde, am meisten Pirkheimer, dazu gedrängt, weil sie alle, vielleicht übertrieben, um ihn besorgt gewesen:* von Sebastian
106,24-26. können, *weil er sonst in dessen Begleitung würde gekommen seyn. Euch, Meister Lukas, so beschloß er, zu sehen,* war
107,6-8. es *hat sich schon auch selten gemacht, es ist nehmlich die Familie des Till Eulenspiegel, er als Knabe, die Eltern mit ihm, reitend und gehend: ich habe das Werk mit besonderem Fleiße und Genauigkeit zu arbeiten gesucht.* Es
107,9. befassen, *das Buch von seinen Schwänken* verachten
107,14. Eulenspiegel [Fehlt in B.]
107,17. fühlte, *seine erste Jugend* in
107,20. Dürer *lachend,* und
107,21-108,10. Ihr habt den ... schon gesagt [Fehlt in B.]
108,10f. Es verstehen *wohl wenige* Menschen, *fuhr Lukas fort,* sich
108,18. muß, *wie es nöthig ist, viele Gemählde zu sehn,* ehe
108,24f. und doch ist ... Fall [Fehlt in B.]
108,28. loben sie *ohne Einsicht.* Ja sie
108,32f. die Einsicht und [Fehlt in B.]
109,1. einmal *auf ähnliche Weise erging.*
109,7. weit [Fehlt in B.]
109,9. zierlichen [Fehlt in B.]
109,10. ein: *sie sollten* ein
109,15f. Verwegenheit *vergessen* konnte!
109,20-22. So sollte man ... Lautenschlagen. [Fehlt in B.]
109,34f. Frau, *die Gattinn des Niederländers, trat herein,* sie
110,2. Sie folgten ... und [Fehlt in B.]
110,3-8. zu *Tische. Lukas hatte einen Freund aus der Stadt und dessen Frau eingeladen.* Der kleine *behende Mann* schien

110,12-14. gegen *die Frauen.* Dürer
110,23-26. und also Dürer . . . nehmen wollte [Fehlt in B.]
111,27. Nein, erzählte . . . denn [Fehlt in B.]
111,29. nach, *erzählte Lukas weiter,* als
114,16. der *Tafel* selber
116,18f. sie auch in . . . angetroffen [Fehlt in B.]
116,25-27. erkundigen, *und ihre Bemerkungen darüber* [illegible] *machen.*
116,32. die *Mahlerei* anfange
117,1f. was *werden Deine Gäste* dazu
117,3-8. [Dafür in B:]

Darüber seid ohne Sorgen, sagte die fremde schöne Fr [illegible] *können wir beide doch mit einander sprechen, denn m* [illegible] *Mann ist heut bloß des berühmten Deutschen wegen h* [illegible] *gekommen, da er eigentlich dringende Geschäfte hat, und* [illegible] *ist auch einer von denen, die nie von Kunst und Büche* [illegible] *genug können reden hören, er bekümmert sich nie, was* [illegible] *der Welt vorfällt, außer* es

117,15. *Der Fremde stieß gerührt und mit leuchtend* [illegible] *Blicken an, auch Lukas, welcher* lächelte.
118,8f. die Bekleidung . . . Übel [Fehlt in B.]
118,22f. der *fremden* Gewänder
119,3. seltsamer *Figur* aufs
121,30. antrifft. *Ja oft geht man rückwärts, indem man vo* [illegible] *schreitet, vor einiger Zeit sah ich ein altes Bild Wohlgemut* [illegible] *wieder, und eine solche Lieblichkeit und zarte Rührun* [illegible] *glänzten mich daraus an, wie ich mir nie getraue, hervor z* [illegible] *bringen, weil meine Weise wohl stärker und härter ist.*

Ja, ja, sagte Lukas still vor sich hin, da mag was dr [illegible] *seyn, hat doch einer sogar einmal behauptet, meine Bild* [illegible] *dürften sich mit denen des alten Johann von Eyck nic* [illegible] *messen. Wer weiß, welche sonderbare Werke und kunte* [illegible] *bunte Meinungen nach uns in der Welt entstehen!* Ich
121,31. gefunden, *fuhr Dürer fort,* daß
122,5. dieses *Lästern* rührt
122,7f. Und *deshalb sehe ich es* gerne,

122,18. ganz *neue* Wege
122,19. und *es ist möglich,* daß
122,28. dergleichen *überstehn,* und
122,30-123,15. ziehn. – *Dürer erzählte, daß er über das Dorf gereiset sei, in welchem Sternbalds Pflegemutter wohnte, er hatte das neue Altarblatt betrachtet, und lobte, bis auf einige Verzeichnungen, alles, vorzüglich den Gedanken der doppelten Beleuchtung, der ihm selber neu und unerwartet gewesen, er erinnerte sich die fromme Rührung, die aus der stillen Lieblichkeit des Bildes hervorgehe. Wahrlich, so beschloß er, mein lieber Franz, Du hast schon jezt übertroffen, was ich von Dir erwarten konnte, und ich freue mich innig lich, daß ich einen solchen Schüler gezogen habe.*
123,17f. und es schien . . . verdiente [Fehlt in B.]
124,21f. und doch mutigen [Fehlt in B.]
124,31-36. erzählen, *der fremde Gast eilte in die Stadt an sein Geschäft, und Lukas* begab sich nach seiner Werkstätte. [Hiermit endet das 3. Kapitel in B; das *Vierte Kapitel* beginnt dann in B:]

Franz wünschte einsam zu seyn, und stieg mit Sebastians Briefe nach einem kleinen Garten hinab, der sich hinter dem Hause des Meister Lukas ausbreitete. Hier standen alle Sträuche und Gewächse in der besten Ordnung;
125,3. die *lezten* Herbstblumen
125,17. bist Du *vielleicht* noch
126,3f. ich *Dir gern sagen würde.*
126,12f. es *ist mir durchaus eine große und neue Welt im Gemüth und Herzen aufgequollen.* Vorzüglich
130,1. ich habe viel daraus gelernt [Fehlt in B.]
130,5f. und schönen Dichter [Fehlt in B.]
130,7. und es weit darin gebracht, [Fehlt in B.]
130,8f. er hat viel . . . abgefaßt [Fehlt in B.]
130,10. allhier. *Doch muß nach meinem Dafürhalten die Dichtkunst anders aussehn, als sie in seinen Versen erscheint. Wo find' ich einmal in Deutscher oder fremder Zunge, was*

meine lechzende durstige Brust so recht durch und dur
erquickt und sättigt?"
130,14. Brief *versezte den jungen Mahler* in
130,16. etwas *Fremdes* in
130,25. einsam vor: *er mochte sich es mit Gedanken nic*
deutlich sagen, aber von Lukas Fröhlichkeit und Sebastia
Weisheit und Trost wandte sich sein Herz weg, weil sie de
sen Sehnsucht als Verzweiflung erschienen.
131,7f. und war schon . . . gekommen [Fehlt in B.]
131,16. mir *den* Gedanken.
131,25f. morgen *abreisen müsse: so wie er unvermuthet*
Weise seinen Dürer gefunden hatte, sollte
131,28. sprach *daher* wenig
131,32-35. Lehrer *nach seiner Herberge. Dürer kehrte v*
dem Hause wieder um, sie
134,2f. ist gut, aber sie [Fehlt in B.]
134,28. uns *heut* trennen
135,17. [In B *Fünftes Kapitel.*]
135,28. und *sehr anmuthig* in
136,6f. einer *hoffärtigen* Duldung auf ihn *hinab* blickten,
136,8. vorüberschiffen *würde,* um
136,17. gelobte [Fehlt in B.]
136,35. Nachbar *Peters,* daß
137,14f. auf eine andre . . . nicht [Fehlt in B.]
138,16. *Lacht drum so hell.*
138,20. *Ist dorten bald hier.*
139,1f. *Lust, Heiterkeit durch alle Welt hin fleugt,*
Bis sich zum Meer
139,5. Erd' und Himmel *im Geflimmer*
139,12. mit *stillem* Licht
139,30. Winter *verlegt und verstört,*
140,5. Blüte *roth* unter
140,21. Und *friert* auch
140,28. ihm [Fehlt in B.]
141,25f. *Doch seid Ihr satt der Winterleiden,*
Komm' ich zurück zu andern Freuden,

141,30f. *Ade! Ade! ist die Liebe nur da,*
So bleibt Euch
142,26f. wußte *nichts zu erwiedern;* der
142,34f. nicht; *Klänge, Worte, von denen ich niemals recht weiß,* was
143,6f. gleich *ohne Verzögern* alles
143,19f. ein *näheres* Gespräch
143,31f. Franz *war erfreut, diese* Bekanntschaft
143,33f. Rudolf *in so früher Jugend* schon
143,35f. denn ich bin ... gewesen [Fehlt hier in B; vgl. zu 144,10.]
144,10. aufgewacht. *So bin ich auch schon Spanien durchstreift, ich habe Valencia und das wundersame Granada gesehn, mit seinem herrlichen Schlosse, den fremden, seltsamen Sitten und Trachten, ich habe die Luft der Elisischen Gefilde von Malaga eingeathmet, und kenne den Manserrate*[5] *mit seinen Klöstern und grünbewachsenen Klippen.*
145,4. selber *die Schuld trage, wenn Ihr zu* viel
145,8. Morgens zu *beschauen,* wie
145,14. sich *gewöhnlich* in
145,15f. einen *der* italienischen
145,28. das *Bildniß einer Dame* auf,
146,4f. *Wie ich gesagt habe, fiel Vansen ein, die Mahlerei hat eine wunderbare Kraft über uns: das Bild wird gewiß trefflich gemahlt gewesen sein. Aber sagt mir doch: was war dieser* Edelmann für ein Landsmann?
146,8. er war *aus Franken.*
146,18f. alle *Gesellschaften* vermied,
146,22. singen. *Ihr habt wohl nichts dagegen, daß ich es gleich selbst absinge, es nimmt sich dadurch besser aus.*
146,27-33. Warum *Zittern? Warum Zagen?*
Träges Weilen?
Auf, Dein höchstes Glück zu wagen!
Flügle Deine Eile!

5. Montserrat, spanische Berggruppe in Katalonien mit einem bekannten Benediktinerkloster.

Suchen werd' ich: werd' ich finden?
Nach der Ferne
Treibt das Herz; durch blühnde Linden

147,15. dich *einer Schuld* bewußt,

147,25f. liebst. *Doch will ich Dir alles gestehen, und n*
erfahren, welchen Rath, welchen Trost Du mir geben kann.
Sieh

147,31. und *die Seligkeit* der

148,15. nur *den Schatten* besitze.

148,31f. andern, *und Mutter vieler Kinder und Enkel,*
daß Du sie, vom Alter entstellt, nicht einmal kennst, wen
Du sie auch wirklich finden solltest. Glaubst

149,2. Cleopatra *lieben wolltest?* Bedenke *Dein Wohl,* un

149,4f. aberwitzig ist. *Deine Empfindung ist so widersinni*
daß hier oder nirgend Deine Vernunft auftreten und Dich aus

149,13. sagte *Herr Peters,* er

149,15f. fahren lassen.

Einiges getraute ich mir wohl zu sagen, versezte Stern
bald, wenn ich nicht die Geschichte zu unterbrechen fürchtete
Rudolph sah ihn lächelnd an, und fuhr fort:

149,19f. Herz *kenntest, so würdest* Du auch darauf *nicht*
ausgehen wollen. Ich

150,17-19. [Hier fügt Tieck in B die Erzählung von Gottfried Rudell ein:]

zurück. – *Hast Du nie die wunderbare Geschichte von Gottfried Rudell gehört?*

Nein, sagte Leopold verwirrt. So will ich sie Dir erzählen
sprach der Liebende, denn sie bestätigt mein Gefühl, das Di
so einzig und widersinnig erscheint.

Halt! rief Vansen, die Sache neigt sich zum Verwirrten
daß hier eine neue Erzählung in die vorige eingeflochten
wird.

Und was schadet es, sagte Florestan, wenn es Euch nur
unterhält und die Zeit vergeht?

Es steht nur zu besorgen, sagte Peters bedächtlich, daß es
uns nicht unterhalten werde, denn man wird gar leicht kon-

fuse, und da die Sache an sich selbst schon nicht sehr interessirt, so wird diese Episode das Uebel nur ärger machen.

Was kann ich denn aber dafür, erwiederte Rudolph, daß der verliebte Schwärmer seinem Freunde damals diese Historie wirklich erzählt hat? Ich muß doch der Wahrheit getreu bleiben.

Nun so erzählt wie ihr wollt, sagte Vansen, tragt die neue Geschichte vor, aber nur unter der Bedingung, daß in dieser Historie sich nicht wieder eine neue entspinnt, denn das könnte sonst bis ins Unendliche fortgesezt werden.

Also denn, nahm Florestan wieder das Wort, fing der schwärmende Ferdinand seinem vernünftigen Freunde Leopold mit diesen Worten die Geschichte des Gottfried Rudell zu erzählen an: Dieser Rudell, mein theurer Freund, war einer von den Dichtern in der Provence, in jener schönen Zeit, als die Welt durch Lieder und süße Sprache, die Menschen durch Sehnsucht, die Länder durch Ritterschaft und der Orient mit Europa durch die heiligen Kriege verbunden waren. Dieser Sänger Gottfried, aus adelichem Geschlecht, machte sich durch seine lieblichen Weisen so berühmt, daß ihm Herren und Grafen gewogen waren und ein großer Fürst sich um seine Freundschaft bewarb, und ihn niemals von seiner Seite lassen wollte. Da fügte es sich, daß Pilger, die aus dem heiligen Lande zurück kehrten, ihm unter den Wundern der fremden Länder auch die Gräfin von Tripolis nannten, und ihm ihre hohe Tugend, ihre Schönheit und ihren Reiz beschrieben. Er sah andre Reisende, die aus der Gegend zurück wanderten, und wieder fragte er, und wieder rühmten sie entzückt die überirdische Schönheit des Frauenbildes. Seine Imagination ward von diesen Schilderungen so ergriffen, daß er begeistert das Lob der Dame in die Töne seiner Laute sang. Ein Freund sagte einmal scherzend, indem er seinen Gesang bewunderte: Du bist entzückt, Dichter, kannst Du denn so über Meere hinüber vielleicht lieben, ohne den Gegenstand Deiner Leidenschaft zu kennen, oder je mit irdischen Augen gesehn zu haben? Wie, wenn sie mir

nun selbst im Gemüthe, in meinem Innern wohnt, besize i
sie dann nicht näher, als jeder andre Sterbliche? antwort
der Sänger mit einer andern Scherzrede: glaubt mir, Freun
fuhr er fort, von ähnlichen seltsamen Erscheinungen könn
ich Euch Wunder erzählen.

Vansen räusperte sich, Sternbald nickte dem Erzäh
lächelnd zu, der, ohne sich stören zu lassen, so fortfuhr: N
zu bald wurde ernste Wahrheit aus diesen Reden. Eine u
begreifliche Sehnsucht nach dem fernen niegesehenen Wes
faßte und durchströmte die Brust des Dichters; wie a
Quellen zu den Strömen, wie alle Ströme zum Meere u
aufhaltsam fluthen, so zogen alle Kräfte seiner Seele nur i
der Einzigen, Ungekannten zu. Er konnte nicht mehr z
rück bleiben, er mußte die weite Reise unternehmen. Sei
Freunde baten, der Fürst, sein Beschüzer, beschwur ih
aber umsonst; wollten sie ihn nicht sterben sehn, so müss
sie ihn gewähren lassen. Er stieg zu Schiffe. Die Win
waren ihm zu langsam, mit den Liedern seiner Sehnsuc
wollte er die Seegel füllen, und den Lauf des Fahrzeuges m
Gedankenschnelle beflügeln. Unendlich schöne Lieder san
er von ihr, er verglich und pries ihre Schönheit gegen alle
was Himmel und Erde, Meer und Luft Reizendes und Lieb
liches umfängt. Aber sein Herz brach; er sank schwer kran
darnieder, als die Schiffer vom Mast schon fern, ganz fer
das ersehnte Ufer wie eine Nebelwolke erspähten. Er rafft
sich auf, er spannte sein Auge an, seine Seele flog schon a
das Gestade. Das Schiff lief in den Hafen ein, das fremd
Volk strömte herzu, um Nachrichten aus der Christenheit z
erfahren. Auch die Prinzessin wandelte in der Nähe de
Kühlung der Palmen. Sie hörte von dem Sterbenden, si
stieg zum Schiff hernieder. Da saß er, an die Schultern eine
Freundes gelehnt und sahe nun den Glanz der Augen, di
Schönheit der Wangen, die Frische der Lippe, die Fülle de
Busens, die er so oft in seinen Liedern gepriesen hatte. O wi
beglückt bin ich! rief er aus, daß doch mein brechendes Aug
noch wahrhaft sieht, was ich ahndete, und daß die Wahrhei

meine Ahndung übertrifft. Ja, so wird es mit aller Schönheit seyn, wenn sie sich einst Schleierlos unserm entkörperten Auge zeigt. Der weinende Freund sagte ihr, wer sich anbetend zu ihren Füßen niedergeworfen hatte, sie kannte seinen Nahmen und manche seiner geflügelten Töne waren schon über das Meer zu ihrem Ohre gekommen; sie beugte sich nieder und hob ihn auf, er lag in ihren Armen, das süßeste Lächeln schwebte im Andenken seiner Wonne auf seinem bleichen Antliz, denn er war schon verschieden. So liebt mich Niemand mehr, so liebt auf Erden Niemand, seufzte die Fürstinn, küßte zum ersten und leztenmal den stummen, sonst so gesangreichen Mund, und nahm den Nonnenschleier. –

Glaubst Du denn eine Sylbe von diesem alten Mährchen? fuhr Leopold auf. Dergleichen ist nicht möglich und gegen alle Natur, es ist nur Dichtung und Lüge eines Müssiggängers.

Der trifft den Nagel auf den Kopf, sagte Vansen, dergleichen hat sich nie wirklich begeben.

Es ist unbegreiflich, merkte Peters an, wie der menschliche Geist nur auf dergleichen Thorheiten verfallen kann: noch seltsamer aber, daß sich ein andrer Aberwitziger mit solchem Wahnsinn trösten will.

Und ist es denn nicht dasselbe, sagte Sternbald nicht ohne Rührung, diese Geschichte mag wahr oder ersonnen seyn? Wer erfand sie denn wohl? Niemand als die Liebe selbst, und diese ist ja doch wundervoller, als alle Dichtungen und Lieder sie darstellen können?

Wenn Ihr in der Mahlerei, sagte Vansen, eben so sehr für das Unnatürliche eingenommen seid, wo dann Farben und Figuren hernehmen, junger Freund?

Nach dieser Erzählung, so fing Florestan von neuem an, nahm Ferdinand seinen Freund herzlich in die Arme. Laß mich gehen,

150,24. darum sei nicht betrübt [Fehlt in B.]

150,32f. aber *jener* wollte *durchaus nur allein das Ziel seiner Pilgerfahrt suchen.*

150,34. *Er* wußte *natürlich* nicht,

151,4. wunderbares [Fehlt in B.]
151,25. Verblendung, *eine Krankheit, eine träumende B*
täubung plötzlich
152,3. sie. *Denn aus der Farbe, aus dem Schmuck blühte u*
ein voller knospenschwerer Frühling die Sehnsucht wied
auf ihn zu und umfing ihn mit duftenden blumenden Zwe
gen. Da war keine Rettung, er mußte sie wieder glauben, s
von neuem wünschen und suchen. Wohin
152,9-11. Warum kann ich ... begnügen? [Fehlt in B.]
152,16f. Der *Trieb* weiter zu *wandern,* und
152,19. weiße [und] grünen [Fehlt in B.]
152,36-153,1. durch diesen Anblick [Fehlt in B.]
153,4f. und *die Diener* nahmen sich *erschreckt seiner an.*
153,6f. das sie hinter sich führten, [Fehlt in B.]
153,20f. O daß er ... einholt! [Fehlt in B.]
153,33f. beruhigen; *die Furcht drückte sie an seine Bru*
seine Wange trank ihren Athem. Endlich
154,19-25. daß *derselbe junge Ritter, von dem Ferdinan*
sie heute befreite, und der in ihrer Nachbarschaft lebe, s
habe mahlen lassen; sie sei elternlos und von armen Leute
auferzogen, aber sie habe sich entschließen müssen, von dor
der Liebe des Ritters zu entfliehen, weil seine Leidenschaft
sein Lobpreisen ihrer Schönheit nur ihren tiefsten Unwille
erweckte. Drum hab' ich, so beschloß sie, nach
155,2f. Euch *mein Leben* schuldig,
155,13f. Hütte; *der Jungfrau* ward
155,25. Zelle *standen,* fragte
156,4f. nur *Dämmerung und* Finsternis
156,18f. unter *einen Baum und träumte von seinem Glücke*
156,20-158,27. [Das Gedicht fehlt in B.]
158,28-30. *Da sah er plötzlich den Ritter wieder aus dem*
Dickicht kommen, den er
159,10f. Zeit *von* den Unruhen des Krieges *vertrieben,* seine
159,11f. so *den Sohn* dem Einsiedler näher *brachte,* als er e
ahnden konnte.
159,19-24. aufmerksam; *woher, schönes Kind, fragte e*

zagend, habt Ihr diesen kunstreich gefaßten Stein, der Euer Ohr schmückt? Leonore sagte: meine Pflegeeltern haben mir schon früh dies Geschmeide eingehängt, und mich beschworen, es wie einen Talisman zu bewahren, indem es das Andenken von einem höchst würdigen Manne sei.

159,26. dich *jenen Leuten,* als

160,18-20. andre *ist aber auch nicht minder gut und vernünftig, daß man sich weder um Zeit noch Ort bekümmert. So mag es also wohl der* Hussitenkrieg

161,24. vor *sechs Monathen* hatte

161,26. Italien *wahrhaft* untreu

162,21-163,5. [Der Schluß des 5. Kapitels in B lautet:]

Sie hatten sich unter einen Baum nieder gesezt, jezt stand Rudolph auf. Lebe wohl, sagte er schnell, es ist zu kalt zum Sitzen; ich muß noch weit gehn, das Mädchen wird auf mich warten, ich sprach sie, als ich nach England hinüber ging. In Antwerpen sehn wir uns wieder.

Er eilte schnell davon und Franz sezte seinen Weg nach der Stadt fort, da aber die Tage schon kurz waren, mußte er in einem Dorfe vor Antwerpen übernachten. [Vgl. dazu 168,17-169,1.]

163,6-171,11. [Fehlt in B.]

171,12. [In B *Sechstes Kapitel.*]

171,23-29. daß *irgend ein Mensch aus diesem verwirrten Haufen sich der stillen Kunst ergeben könne. Er hörte nichts anders, als* welche Schiffe ... waren, *so wie* die Namen der vornehmsten Kaufleute, *die* jedem Knaben geläufig *waren, es entging ihm nicht, wie selbst auf den Spaziergängen die* Handelsleute ... Spekulationen *fortsezten, und er* ward

171,30. Lebens *zu sehr betrübt,* als

172,1-5. der *nicht sehr bedeutende* Geschäfte machte, *und daher nicht zu den bekannteren gehörte, der sich aber durch Aufmerksamkeit und gute Haushaltung ein ansehnliches Vermögen erworben* hatte.

172,12f. mitzuteilen: *er liebte es im Gegentheil, sich von der Kunst zu unterhalten, und* er suchte

172,26. der *wahre* Künstler
172,31f. schön, *und wirklich war ihr üppiger Wuchs, ihr he*
res, strahlendes Gesicht in seiner kindlichen Rundung, u
ihre klare weisse und rothe Farbe neben den sprechend
Augen reizend zu nennen. Der
172,36-173,5. ungemein. *Auch gefiel ihm das Antlitz u*
der volle blendende Busen um so mehr, je länger er dar
mahlte.

Er bemerkte, daß *das Mädchen fast immer traurig w*
173,15-17. oft *viele Menschen, und zwar von den versch*
densten Charakteren, von denen
174,9-11. so *möchte ich fast sagen, es scheint, daß* die V
einigung nicht entstanden *ist,* um
174,20. mit *der ersten besten Thorheit.*
175,22. irgendwas *hervorbringen.*
177,9. Kleidung *hinauslaufen? oder daß ich* besser
177,16. *herab*würdigen.
177,34. durch *seine Farben* auswirken
178,5f. Urschönheit, *die* Hoheit,
178,19. die *süßvertrauliche* Kunst
179,6f. aus dem *ihn* sein
179,34-36. jenen *möglich* ist, den Weg zu verfehlen, so *ist e*
diesen dafür vergönnt, das Göttliche *zu* erreichen, und un
wie durch *himmlische* Offenbarung *mitzutheilen.*
180,15f. so *auffahrend* widersprochen
180,18f. *Wenn Ihr es so nehmt, sagte der Alte, so müßte ic*
Euch auch um Vergebung bitten, ich habe Euch nichts z
vergeben, Ihr seid
180,20. *Ihr glaubt Recht zu haben,* sagte Franz.
180,30-32. und *bewahre diese Herzens-Liebe* zu allem ..
ging *zufrieden* nach
181,1. [In B *Siebtes Kapitel.*]
181,2-14. [Stattdessen in B ein längerer Einschub:]

Rudolph war indessen nach Antwerpen gekommen, un
da der Winter fast verflossen war, hatten sie ihre baldig
Abreise beschlossen. Franz war damit beschäftiget, noch eini

Bilder zu endigen, die er übernommen hatte, und unter diesen auch das von Vansens Tochter, die zwar wieder hergestellt, aber doch nicht zufriedener und heiterer war, als er sie seit lange gesehn hatte.

Als man sich das nächste Mal wieder bei Vansen versammelte, rief dieser den jungen Mahler, als er in das Haus trat, beiseit und sagte zu ihm: entfernt Euch heute nicht mit den Uebrigen, denn ich habe etwas Wichtiges mit Euch zu sprechen. Als sie in den Saal traten, war die Rede wieder von der Kunst, und der neulich so strenge Alte schien sich heute gern belehren zu lassen. Ein angesehener Mann, der auch ein Sammler war, sagte: nicht ohne Rührung habe ich an den neulichen Streit gedacht, und mir ist ein alter Brief, oder vielmehr die Erzählung eines auswärtigen Freundes in die Hände gefallen, den ich Euch heute mittheilen will, weil er sich besonders über den Gedanken verbreitet, der neulich auch erörtert wurde, wie schmerzlich es nehmlich dem Künstler oft fallen müsse, sich von den geliebten Werken seines Fleißes auf immer zu trennen. Mein Freund ist ebenfalls ein Enthusiast für die Kunst, er sammelt viel, und sandte mir diese Erzählung, weil wir uns oft unsre Gedanken über dergleichen Gegenstände mittheilen, schon vor mehrern Jahren, und ich kann freilich nicht wissen, in wiefern sie Wahrheit enthält, oder ob sie zum Theil eine Erfindung ist, um eine Vorstellung klarer ins Licht zu stellen.

Der Alte, so wie die übrigen, baten, sie mitzutheilen, Sternbald besonders war begierig, und jener zog einige Blätter hervor, und las folgendes[6]*:*

Ich war auf dem gewohnten Gange nach dem Walde begriffen, und freute mich schon im voraus, daß nun das Gemählde von der Heiligen Familie vollendet seyn würde. Es war mir verdrießlich, daß der Mahler so lange zögerte, daß

6. Die hier folgende Tiecksche Erzählung stand ursprünglich in den *Phantasieen* (1799) unter dem Titel *Eine Erzählung, aus einem italienischen Buche übersetzt*; von dort wurde sie mit nur geringfügigen Änderungen übernommen.

er immer noch nicht meinen dringenden Bitten nachgab, endigen. Alle Gestalten, die mir begegneten, einzelne G spräche, die ich unterwegs hörte, nichts ging mich an, de nichts davon hatte Bezug auf mein Gemählde; die gar außenliegende Welt war mir jezt nur ein Anhang, höchst eine Erklärung zur Kunst, meiner liebsten Beschäftigu Einige alte arme Leute gingen vorbei, aber es war kein darunter, der zu einem Joseph getaugt hätte, kein Mädch hatte Spuren vom Antlitz der göttlichen Jungfrau, zwei A sahen mich an, als ob sie sich nicht unterständen, ein Almo zu begehren; aber erst lange nachher fiel es mir ein, daß sie mit einer Kleinigkeit hätte fröhlich machen können.

Es war ein heiterer Tag, die Sonne schien in die Dunk heit sparsam hinein, nur an einzelnen Stellen sah ich lichte Bläue des Himmels. Ich dachte: O wie beglückt dieser Mahler, der hier in der Einsamkeit, zwischen schör Felsen, zwischen hohen Bäumen seinen Genius erwar darf, dem keine andre der kleinlichen menschlichen E schäftigungen nahe tritt, der nur seiner Kunst lebt, nur sie Aug' und Seele hat. Er ist der glücklichste unter de Menschen, denn die Entzückungen, die uns nur auf Auger blicke besuchen, sind in seinem kleinen Hause einheimisc die hohen Götter sizen neben ihm, geheimnißreiche Ahn dung, zärtliche Erinnerung spielen unsichtbar um ihn, Zau berkräfte lenken seine Hand, und unter ihr entsteht d wundervolle Schöpfung, die er schon vorher kennt, befreu det tritt sie aus dem Schatten, der sie dem Auge zurück häl

Unter diesen Gedanken hatte ich mich der Wohnung ge nähert, die abseits im Holze lag. Auf einem freien weite Platze stand das Haus, hohe Felsen erhoben sich hinte seinem Rücken, von denen Tannen rauschten und krause Gebüsch sich im Winde oben rührte.

Ich klopfte an die Hütte. Die beiden Kinder des Mahle waren zu Hause, er selbst war nach der Stadt gegangen, u einzukaufen. Ich sezte mich nieder, das Gemählde stan auf der Staffelei, aber es war ganz vollendet. Es übertra

meine Erwartung, meine Augen wurden auf den schönen Gestalten festgehalten: die Kinder spielten um mich her, aber ich gab nicht sonderlich Acht darauf, sie erzählten mir dann von ihrer kürzlich gestorbenen Mutter, sie wiesen auf die Jungfrau, ihr sei sie ähnlich gewesen, sie glaubten sie noch vor sich zu sehen. Wie herrlich ist diese Wendung des Kopfs! rief ich aus, wie überdacht! wie neu! Wie wohl ist alles angeordnet! Nichts Ueberflüssiges, und doch, welche herrliche Fülle!

Das Gemählde ward mir immer lieber, ich sah es in Gedanken schon in meinem Zimmer hängen, meine entzückten Freunde davor versammelt. Alle übrigen Bilder, die in der Mahlerstube umher standen, waren in meinen Augen gegen dieses unscheinbar, keine Gestalt war so innig beseelt, so durch und durch mit Leben und Geist angefüllt, wie auf der Tafel, die ich schon als die meinige betrachtete. Die Kinder beschauten indessen den fremden Mann, sie verwunderten sich über jede meiner Bewegungen. Ihnen waren die Gemählde, die Farben alltäglich, sie wußten sich davon nichts Sonderliches, aber mein Kleid, mein Hut, diese Gegenstände waren ihnen dafür desto merkwürdiger.

Nun kam der Alte mit einem Korbe voll Eßwaaren aus der Stadt, er war böse, daß er die alte Frau aus dem benachbarten Dorfe noch nicht antraf, die für ihn und seine Kinder kochen mußte. Er theilte den Kindern einige Früchte aus, er schnitt ihnen etwas Brod, und sie sprangen damit vor die Thür hinaus, lärmten und verloren sich bald in das Gebüsch.

Ich freue mich, fing ich an, daß Ihr das Bild fertig gemacht habt. Es ist über die Maaßen wohl gerathen, ich will es noch heute abholen lassen.

Der alte Mann betrachtete es aufmerksam, er sagte mit einem Seufzer: Ja, es ist nun fertig, ich weiß nicht, wann ich wieder ein solches werde mahlen können; laßt es aber bis morgen stehn, wenn Ihr mir gefällig seyn wollt, daß ich es bis dahin noch betrachten kann.

Ich war zu eifrig, ich wollte es durchaus noch abholen l
sen, der Mahler mußte sich endlich darin finden. Ich f
nun an, das Geld aufzuzählen, als der Mahler plözl
sagte: Ich habe es mir seitdem überlegt, ich kann es E
unmöglich für denselben geringen Preis lassen, für den
das lezte bekommen habt.

Ich verwunderte mich darüber, ich fragte ihn, warum
bei mir grade anfangen wolle, seine Sachen theurer zu h
ten, aber er ließ sich dadurch nicht irre machen. Ich sag
daß ihm das Gemählde wahrscheinlich stehn bleiben wür
wenn er seinem Eigensinne folgte, da ich es bestellt ha
und es kein andrer nachher kaufen würde, wie es ihm sch
mit so manchen gegangen. Er antwortete aber ganz kurz: e
Summe sei klein, ich möchte sie verdoppeln, es sei nicht
viel, übrigens möchte ich ihn nicht weiter quälen.

Es verdroß mich, daß der Mahler gar keine Rücksicht
auf meine Einwendungen nahm, ich verließ ihn stillschw
gend, und er blieb nachdenkend auf seinem Sessel vor de
Bilde sizen. Ich begriff es nicht, wie ein Mensch, der von d
Armuth gedrückt sey, so hartnäckig seyn könne, wie er i
seinem Starrsinne so weit gehe, daß er von seiner Arbe
keinen Nuzen ziehn wolle.

Ich strich im Felde umher, um meinen Verdruß über die
sen Vorfall zu zerstreuen. Als ich so herum ging, stieß ic
auf eine Heerde Schaafe, die friedlich im stillen Thale wei
dete. Ein alter Schäfer saß auf einem kleinen Hügel, in sic
vertieft, und ich bemerkte, daß er sorgsam an einem Stock
schnitzelte. Als ich näher trat und ihn grüßte, sah er auf
wobei er mir sehr freundlich dankte. Ich fragte ihn nac
seiner Arbeit, und er antwortete lächelnd. Seht, mein Herr
jezt bin ich mit einem kleinen Kunststücke fertig, woran ic
beinahe ein halbes Jahr ununterbrochen geschnitzt habe. E
fügt sich wohl, daß reiche und vornehme Herren sich mein
unbedeutenden Sachen gefallen lassen und sie mir abkaufen
um mir mein Leben zu erleichtern, und deshalb bin ich au
solche Erfindungen gerathen.

Ich besah den Stock, als Knopf war ein Delphin ausgearbeitet, mit recht guter Proportion, auf dem ein Mann saß, welcher eine Zitter spielte. Ich merkte, daß er den Arian[7] *vorstellen solle. Am künstlichsten war es, daß der Fisch unten, wo er sich an den Stock schloß, ganz fein abgesondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geschicklichkeit zugleich haben konnte, die Figuren und alle Biegungen so genau auszuhöhlen, und doch so frei dabei zu arbeiten; es rührte mich, daß das mühselige Kunststück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten solle.*

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermuthet ein Lied von diesem Delphin und Arian angetroffen, das ihm seither so im Sinne gelegen, daß er die Geschichte fast wider seinen Willen habe schnitzen müssen. Es ist recht wunderbar und schön, sagte er, wie der Mann auf den unruhigen Wogen sizt, und ihn der Fisch durch seinen Gesang so liebgewinnt, daß er ihn sicher an das Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weise ich wohl das Meer machen könnte, so daß man auch die Noth und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte daran machen wollen, so wäre es doch nachher nicht so künstlich gewesen, wie jezt der Stock durch den feinen Schwanz des Fisches mit dem obern Bilde verbunden ist.

Er rief einen jungen Burschen, seinen Enkel, der mit dem Hunde spielte, und befahl ihm das Lied abzusingen, worauf jener in einer einfachen Weise diese Worte sang[8]*:*

7. „Arian", hier und auch im nachfolgenden Gedicht: wohl Druckfehler. Arion (um 620 v. Chr.), griechischer Dichter und Musiker; die bekannte Sage von der Rettung Arions durch einen Delphin wird schon von Herodot (I,23 f.) erzählt.

8. *Gedichte*, a. a. O., S. 449: *Arion*. Man vgl. die *Arion*-Romanze von August Wilhelm Schlegel (1798) und Novalis' Arion-Erzählung im *Heinrich von Ofterdingen*.

Arian schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimath zu,
Er wird von Winden fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leyer nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluthen hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung widerklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge Saitenspiel!
In der Fluth
Wächst mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt.

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluthen kam
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arian sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphin's Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Des Fisches Sinn zum Dienst gezwungen
Naht schon mit ihm der Felsenbank,
Er landet, hat den Fels errungen,
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt im Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Der Knabe sang das Lied mit einem sehr einfachen Ausdrucke, indem er stets die kunstreiche Arbeit seines Großvaters betrachtete. Ich fragte den Hirten, wie viel er für sein Kunstwerk verlange, und der geringe Preis, den er

forderte, sezte mich in Erstaunen. Ich gab ihm mehr als
wollte, und er war außer sich vor Freuden, aber noch er
mal nahm er mir den Stock aus der Hand, und betrachte
ihn genau. Er weinte fast, indem er sagte: Ich habe so lan
an dieser Figur geschnitzt, und muß sie nun in fremde Hän
geben, es ist vielleicht meine lezte Arbeit, denn ich bin a
und die Finger fangen mir an zu zittern, ich kann nichts
Künstliches wieder zu Stande bringen. Seit ich mich dara
geübt habe, sind viele Sachen von mir geschnitten, ab
noch nichts habe ich bisher mit diesem Eifer getrieben; es
mein bestes Werk.

Es rührte mich, ich nahm Abschied und begab mich a
den Weg zur Stadt. Je näher ich dem Thore kam, je mc
fiel es mir auf, je wunderlicher kam ich mir vor, daß ich r
einem so langen Stabe näher schritt. Ich dachte daran, wie
allen Einwohnern der Stadt, allen meinen Bekannten a
fallen müsse, wenn ich mit dem langen Holze durch e
Gassen zöge, an dem oben ein großes Bild sich zeigte. De
ist leicht vorzubeugen, dachte ich bei mir selber, und scho
hatte ich meine Faust angelegt, den bunten Knopf herunte
zu brechen, um ihn in die Tasche zu stecken, und den übrige
Theil des Stocks dann im Felde fortzuwerfen.

Ich hielt wieder ein. Wie viele mühevolle Stunden, sagt
ich, hast Du, Alter, darauf verwandt, um den künstliche
Fisch mit dem Stocke zusammenzuhängen, Dir wäre es leich
ter gewesen, ihn für sich zu schneiden, und wie grausa
müßte es Dir dünken, daß ich jezt aus falscher Schaam di
schwerste Aufgabe Deines mühseligen Werks durchaus ver
nichten will.

Ich warf mir meine Barbarey vor, und war mit diese
Gedanken schon in das Thor gekommen, ohne es zu bemer
ken. Es ängstete mich gar nicht, daß die Leute mich auf
merksam betrachteten; wohlbehalten und unverlezt sezt
ich in meinem Zimmer den Stock unter andern Kunstsache
nieder. Die Arbeit nahm sich zwar nun nicht mehr so gu
aus, als im freien Felde, aber innigst rührte mich imm

noch der unermüdliche Fleiß, diese Liebe, die sich dem leblosen Holze, der undankbaren Materie so viele Tage hindurch angeschlossen hatte.

Indem ich das Werk noch betrachtete, fiel mir der Mahler wieder in die Gedanken. Es gereute mich nun recht herzlich, daß ich so unfreundlich von ihm gegangen war. Ihm war die Bildung seiner Hand und seiner Phantasie auch so befreundet, die er nur für eine Nichtswürdigkeit einem Fremden auf immer überlassen sollte. Ich schämte mich, zu ihm zu gehn und meine Reue zu bekennen, aber da standen die Gestalten der armen Kinder vor meinen Augen, ich sah die dürftige Wohnung, den bekümmerten Künstler, der, von der ganzen Welt verlassen, die Bäume und benachbarten Felsen als seine Freunde anredete. Wie einsam ist der Künstler, seufzte ich laut, den man nur wie eine schätzbare Maschine behandelt, die die Kunstwerke hervorgiebt, die wir lieben, den Urheber selbst aber vernachlässigen: es ist ein gemeiner, verdammlicher Eigennutz.

Ich schalt meine Schaam, die mich an dem Tage fast zweimal grausam gemacht hatte; noch vor Sonnenuntergang ging ich nach dem Walde hinaus. Als ich vor dem Hause stand, hörte ich den Alten drinnen musiziren; es war eine wehmüthige Melodie, die er spielte, er sang dazu:

Von aller Welt verlassen
Bist Du, Maria, nah,
Wenn Mensch und Welt mich hassen
Stehst Du mir freundlich da,
So bin ich nicht verlassen
Wenn ich Dein Auge sah.

Mein Herz klopfte, ich riß die Thür auf, und fand ihn vor seinem Gemählde sitzen. Ich fiel ihm weinend um den Hals, und er wußte erst nicht, was er aus mir machen sollte. Mein steinernes Herz, rief ich aus, hat sich erweicht, verzeiht mir das Unrecht, das ich Euch heut Morgen that.

Ich gab ihm für sein Bild weit mehr, als er gefordert, als

er erwartet hatte, er dankte mir mit wenigen Worten. I
seid, fuhr ich fort, mein Wohlthäter, nicht ich der Euri
ich gebe, was Ihr von jedem erhalten könnt, Ihr schenkt n
die kostbarsten, innersten Schätze Eures Herzens.

Der Mahler sagte: Wenn Ihr das Bild abholen laßt,
erlaubt mir nur, daß ich manchmal, wenn es Euch ni
stört, oder Ihr nicht zu Hause seid, in Eure Wohnung ko
men darf, um es zu betrachten. Eine unbezwingbare We
muth nagt an meinem Herzen, alle meine Kräfte erlieg
und das Bild ist vielleicht das lezte, das meine Hände e
schaffen haben. Dazu so trägt die Mutter Gottes die Bildu
meiner gestorbenen Gattinn, des einzigen Wesens, das m
auf Erden jemals wahrhaftig geliebt hat: ich habe lan
daran gearbeitet, meine beste Kunst, mein herzlichster Fle
ist in diesem Gemählde aufbewahrt.

Ich umarmte ihn wieder: wie herzensarm, wie verlass
wie gekränkt und einsam schien mir nun derselbe Mann, d
ich am Morgen noch glaubte beneiden zu können! – I
wurde von diesem Tage mein Freund, wir ergözten uns of
indem wir vor seinem Bilde Hand in Hand saßen.

Aber er hatte Recht. Nach einem halben Jahre war e
gestorben, er hatte mancherlei angefangen, aber nichts voll
endet. Seine übrigen Arbeiten wurden in einer Versteigerun
ausgeboten, ich habe vieles an mich gehandelt.

Mitleidige Menschen nahmen die Kinder zu sich: auch ic
unterstütze sie. Ein Tagelöhner wohnt mit seiner Famili
nun in der Hütte, wo sonst die Kunst einheimisch war, w
sonst freundliche Gesichter von der Leinwand blickten. Of
gehe ich vorüber und höre einzelne Reden der Einwohner
oft seh' ich auch den alten Hirten noch. – Niemals kann ic
an diesen Vorfall ohne heftige Rührung denken. –

Sternbald weinte und Vansen sagte: ja wohl ist dergleiche
zu bejammern, und ich habe immer gern Künstlern geholfe
und von ihnen arbeiten lassen; was der Frühling der Wel
ist die Kunst dem übrigen Menschenleben.

Neben jenem Punkte, sagte der Alte, den die Erzählung

mag sie nun offen da seyn, oder nicht, erörtern soll, lehrt sie auch, wie selbstsüchtig diese scheinbar zartesten Gefühle den Menschen machen können, und so könnte ich, wenn ich streiten wollte, sie als eine Bestätigung meiner natürlichen Behauptungen ansehn, da sie doch gegen diese hauptsächlich zu kämpfen scheint. So ist das meiste im Leben doppelt und vielfach, und es ist gut, sich zu gewöhnen, die Dinge von verschiedenen, oft entgegengesezten Seiten anzusehn.

Als sich nach dem heitern Abendessen die übrigen Gäste entfernten, blieb Sternbald zurück und folgte dem Vansen auf dessen Wink in ein abgelegenes Zimmer. Lange schon, fing der Alte an, habe ich über eine Sache mit Euch sprechen wollen, aber noch immer nicht die gelegene Zeit dazu treffen können.

182,13f. obliegen. *Ihr braucht nicht des Gewinnstes wegen zu arbeiten, was Ihr uns neulich mit so vieler Rührung als das größte Unglück des Künstlers vorstelltet, und wodurch ich selber bewegt wurde;* Ihr

182,24. verdrängen, *und doch war es ein weit höheres, als seine Pflegemutter oder Zeuner ihm*[9] *anbieten konnten;* er

183,1. warte. *Mein Leben fängt an ein Leben zu werden, rief er aus, sich so zu gestalten, wie ich es seit früher Kindheit nur mit Sehnsucht wünschen konnte, Liebe und Wohlwollen kommen mir entgegen und tragen das Füllhorn, das mich gegen Unglück und Demüthigungen beschüzen soll, in reichen Händen. Und was ist es denn, was sich in mir dagegen auflehnt? Ein Nachtgebild, ein Traumgespenst, das mit phantastischen fremden Wundern gekränzt ist. Kann mich das Schicksal auf gelindere Weise aus meinem Traume voll Unmöglichkeiten wecken? Wäre ich nicht wahnsinnig, das gewisseste, edelste Gut gegen jenen Schatten eines Schattens auf das Spiel zu sezen?*

Er dachte, wie sehnlich Sara seiner Antwort warten möchte, und mit welchen Leiden sie sich ihm so lange ver-

9. Im Original „ihn".

borgen habe: es schien ihm, daß er es diesem lieben Wes
schuldig sei, ihr alle diese um ihn erduldeten Schmerzen
vergüten, und in dieser Stimmung besuchte er *am ande*
Morgen seinen Freund

183,33-184,27. [In B schließt hier das 7. Kapitel mit d
folgenden Absatz:]

Er *nahm sich vor, sich durch ein offenes Gespräch mit d*
Tochter selbst bestimmen zu lassen. Mit schwerem Herz
lenkte er in die Gasse ein und zitterte, als er das Haus
blickte und betrat, doch schritt er muthiger die Treppe hin.
als wenn ihm eine frohe Ahndung entgegen käme.

[Dann beginnt in B das *Achte Kapitel*, dessen erster Abs.
lautet:]

Als Franz in das Zimmer trat, fand er die Tochter alle
die die Zitter spielte; sie dünkte ihm liebenswürdiger als
Sie lehnte sich, wie in Sehnsucht aufgelößt, auf dem Rul
bette zurück, und sang eben die lezten Verse eines schma
tenden Liebesgedichtes. Er nahte verlegen, sie bemerkte i
endlich, aber auch zugleich seine Aengstlichkeit, sie stand au
faßte ihn zärtlich bei der Hand und fragte: ob er kran
sei? O meine theure, schöne, mir so freundlich liebe Sar
fing Franz an, in meinem Herzen ist ein Sturm, eine Verwi
rung, die Ihr vielleicht lösen und beruhigen könnt, wenn ic
Euch recht aufrichtig meine sonderbaren Leiden vertrau
und zugleich alles, was mir begegnet ist. Sezt Euch, mei
lieber Freund, sagte Sara, als die Magd hereintrat, auf wel
che Sara sogleich erröthend zulief, sie bei der Hand nahm
und sich mit ihr in den Bogen eines Fensters stellte, um ei
eifriges heimliches Gespräch mit ihr zu führen. Sara schie
zu erschrecken und die Magd entfernte sich wieder. Gott in
Himmel! rief das Mädchen unter Thränen aus, indem sie sic
auf das Ruhebett warf; also ist es nun gewiß? Ich kann mic
nicht mehr täuschen? Alles wird Wahrheit, schreckliche Wahr
heit, was immer nur noch als düstre Ahndung mich um
schwebte. Thränen und Schluchzen erstickten ihre Sprach
und Franz trat freundlich zu ihr, ihr einige tröstende Wor

zu sagen, und sich nach der Ursach ihrer Wehklage zu erkundigen. Sie ließ ihn neben sich niedersizen und richtete einen zärtlichen Blick auf ihn. Nein, mein liebster Freund, rief sie, ich habe mich nicht mehr in meiner Gewalt, ich muß Euch mein Leiden klagen, Euch vertraue ich allein, und Ihr werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Seit acht Wochen leide ich unaussprechlich. Ihr seid gut, Ihr habt Mitleid mit mir getragen, ich habe es wohl bemerkt. Was soll ich Euch sagen? Ich liebe, ich bin unglücklich, ohne Hoffnung. Ein junger Mann in unserer Nachbarschaft, ohne Vermögen, ohne Stand, aber das liebevollste Herz, die biederste Treue, – ach! weiß ich es, wie mein Auge, und bald darauf meine ganze Seele immer nach ihm gerichtet wurde? Begreif' ich es, wie es kam, daß wir uns sprachen, uns Alles sagten? Nun ist er krank geworden, krank aus Liebe, jezt ohne Trost, und seit gestern ist sein Zustand gefährlich, da ihm jemand erzählt hat, daß mein Vater mich verheirathen wolle. Mein Vater kann es nicht wollen, er kann meinen Tod nicht wünschen. Geht zu ihm, ihr mein liebster, mein einziger Freund, beruhigt ihn, tröstet ihn. Ach! wollt Ihr Euch mir so gütig erzeigen? Gewiß, es glänzt eine himmlische Güte aus Euren Augen. Er wird Euch rühren, Ihr werdet ihn auch lieben müssen, gewiß, wenn auch nicht so, wie ich.

Franz ließ sich das Haus bezeichnen und eilte athemlos dahin. Er

184,33-185,3. wie *ist es möglich, daß ich Euch nicht früher irgendwo gesehn habe? Jezt führt mich das sonderbarste Verhältniß, der schönste Befehl zu Euch. Längst hätte ich Euch aufgesucht, wenn ich nur ahnden konnte, daß Ihr wieder in Antwerpen wärt. Der junge Schmid erkannte den Mahler auch sogleich wieder und hüllte sich weinend in die Kissen, als Franz von Sara sprach, und er hörte, welche zärtliche Bothschaft sie ihm sende.* O Maler,

185,4. gesprochen hatte. *Aber über Euch muß ich klagen, denn Ihr seid eigentlich Schuld an allem: ist es doch nicht anders, als wäre damals von Eurer Zunge Gift durch meine*

Ohren in meinen Körper geflossen, daß sich seitdem a
meine Sinne verdreht und verschoben haben, und ich d
über ein ganz anderer Mensch geworden bin. Seit
185,17. können. *Der Schmid* fuhr
185,22-187,5. [In B verändert und erweitert:]
fort. *Es lebt hier der alte Messys, der Mahler, der auch*
Schmid gewesen ist. Ich wollte auch nicht mehr arbeit
denn jeder Schlag auf dem Ambos ging mir durch Herz u
Gehirn, weil ich glaubte, daß ich mit jedem meine Ha
schwerer und unbehülflicher machte, und darüber noch we
ger würde zeichnen können. Ich warf den Hammer weg,
meinen ärgsten Feind. Nun kamen und gingen mir Bil
hin und her, und auf und ab; alles wollte ich in Gedank
mahlen, ich träumte von großen Sälen, die alle dicht v
Schildereien hingen, die ich gemacht hatte. Das war a
noch nicht das größte Unglück, daß ich mich schon unter d
übrigen Menschen wie ein Halbverrückter umtrieb. Bis da
hatte es auf mir nur noch wie auf kaltem Eisen gehämme
aber nun kam ich in die Gluth, und da wurde vollen
mein altes Wesen aus mir herausgebrannt und geschlagen a
wenn viele tausend Funken bei jedem Hiebe aus Brust un
Herzen flogen. O Mahler, ich habe viel ausgestanden.

Seht, Freund, ich habe wohl sonst auch die Menschen, un
Weiber und Mädchen mit einem scharfen, guten Auge an
gesehen, aber seit ich mich geübt hatte, daß ich in allen schö
nen Linien mit meiner Seele mitging, seit ich gefühlt hatt
was die wundersame Farbe bedeuten könne, und wie gleich
sam ein ganzes Paradies von Wangen und Lippen und ei
ewiges Firmament aus den Augen leuchten könne, da wa
ich ein verlorener Mensch, denn gerade um die Zeit, als die
Gefühl mich, möcht' ich doch sagen wie ein heißes Fieber be
fiel, sah ich sie, Sara, bei schönem Sommerwetter in der Thür
stehn. Ich hatte sie früher auch schon gesehn und immer ge
dacht: ein schönes, reiches Mädchen! aber sie blieb d
Fremde, die mich nichts anging: – aber von jener Stunde a
Mahler, – doch Ihr begreift es nicht, wenn ich's auch sage

wollte: – von jenem Augenblick, als ich sie so im Vorbeigehn ansah und grüßte, wie oft geschehn war, und sie mich grüßte, – seht, da flog aus ihrem Auge in meins, und in meine Seele eine Angst, eine Lust, ein ganzer Himmel hinein, so daß mir mein ganzes Wesen zu enge wurde, daß es wie tausend und aber tausend Frühlingsbäume und Blumenbeete in mir aufging, knospete, und mit allen Prachtfarben losbrach, und mein Herz von den unzähligen Blüthen, wie vom dichtesten Regen überschüttet wurde, und meine Seele vor Duft, Farben und Glanz in süße matte Betäubung sank. Und nun stand sie ganz aufrecht in meinem Herzen, und dehnte und dehnte sich, und stellte sich auf die Zehen, und die goldenen Haare fielen herunter, und so war ich darin wie eingewickelt in meinem Fieberwahn, und sie war noch größer als Himmel und alle Bäume und Blumen. Ich konnte nichts mehr zeichnen, sie und immer nur sie saß mir im Blut, und quoll aus den Fingerspitzen, und sah ich dann, wie plump die knechtische grobe Hand sie hingestellt hatte, so warf ich das Blatt gegen die Wand, dann riß ich es wieder vom Boden auf, und küßte die Züge mit meinen Lippen weg. Nicht wahr, Mahler, der Mensch kann ein rechter Narr seyn, wenn es erst in ihm so recht reif dazu wird.

Wunderbar! ich wußte es, daß auch in ihr was vorging, denn der blaue ewige Strahl war doch aus ihrer Seele in mich gegangen, und sie mußte fühlen, wie viel vom eigenen Herzen sie in mich gegossen hatte. So dachte ich, und so war es auch. Ich ging wieder vorüber: sie stand wie im Glanz, der sie rings umfloß, und es zog mich, daß ich mich auch in die Röthe hinein zu ihr stellte. Wir sprachen, wir verstanden uns. Bin ich doch kein einzigesmal verwundert gewesen über das, was sie mir sagte: ich erschrak vor Wonnegefühl, daß sie mich so liebte, aber es war mir nur, als wenn ich es selbst gesagt hätte. Seht, Wandersmann, ich spreche etwas im Fieber, die vernünftigen Leute, wie Ihr, verstehn das nicht recht.

Ihr Vater hatte in Leyden Geschäfte und reisete dorthin; nun sah ich sie öfter: wir gingen heimlich mit einander spa-

zieren. Des Abends, wenn ich sie nicht sprechen konn
zeichnete ich ihr Bild, oder stellte mich dem Hause geg
über, und ließ so die Nacht heranrücken. Ehe wir es u
versahen, kam der Vater zurück. Nun war es mit unse
Zusammenkünften aus; ich konnte sie nur manchmal im V
beigehn grüßen. Wie eine Decke fiel es mir von den Aug
und mein Herz wollte springen. Ich sah nun wieder a
Unterschied unter uns beiden, wie mich der reiche Va
verachten müsse, wie ich so nichts gegen ihn sei. Nun hö
ich noch dazu, Sara würde bald verheirathet werden; a
und es geschieht auch gewiß. Was soll ich anfangen? M
Handwerk ist mir ein Abscheu, alles, worauf ich mich so
wohl freuen konnte, Meister zu werden, und bei Gelege
heit eine künstliche Arbeit, einen Springbrunnen, Gitterwe
oder dergleichen zu unternehmen, kommt mir nun kläg
vor. Ein Mahler zu werden, dazu bin ich nun zu alt, Sa
darf ich nicht sehn, nichts hoffen, so geh' ich zu Grun
Alles das zusammen hat mich so krank und schwach gemac
daß ich bald zu sterben hoffe. Warum begegnen nur de
Menschen so sonderbare Gefühle? Aber das sag' ich Euc
wer sie heirathet, den bring' ich um; und bin ich schon vo
her todt, so reißt mich die Verzweiflung gewiß noch a
Gespenst hervor, um dem Bösewicht zu schaden. Dam
kann man sich doch noch trösten. O Mahler, helft mir doc
zum Verstande, oder zu Sara, oder macht, daß mir Verstan
und Leben gänzlich entweichen.

Franz sagte mit Wehmuth: Nein, Ihr dürft nicht sterber
glaubt

187,17. *Der Kranke* schüttelte

187,20. war. *Nun, sagte er endlich, Ihr habt mir versprc*
chen, sie nicht zu nehmen, und es könnte Euch auch nic
zum Gedeihn ausschlagen. O Freund, wenn ich mir da
hätte einbilden können, als wir im Busch mit einander früh
stückten, so wärt Ihr mir nicht so mit heiler Haut davo
gekommen. Gebt mir noch einmal die Hand darauf, da
Ihr sie nicht wollt. Franz reichte sie ihm, und jener drück

sie so stark, daß dem Mahler ein Ausruf des Schmerzes entfuhr. Er eilte
187,31. Euch, *der Kranke* ist
188,4. von *Horstens Hand (so hieß der Jüngling)* mitgebracht
188,8f. es ist viel . . . uneigennützig seid [Fehlt in B.]
188,14f. eilte er *zum Kranken.*
188,22. sprang und [Fehlt in B.]
188,27. bewegte. *Ist es so gekommen? rief er dann; so? Ei so giebt es ja da draußen auch noch was, was eben so gut, wie die Trauer drinnen ist. Aber das soll auch dem langen breitschultrigen Burschen, meinem Schwiegervater, von Gott und von mir vergolten werden! Ich schwöre, Mahler, so wie ich nur erst mit den Farben umzugehn weiß, daß ich ihn Euch hinstelle, wie er leibt und lebt, mit seiner Erbse auf der Mitte der Nase, wie er sein Geld zählt, wie er die Stücke prüfend betrachtet, und die linke Hand den Geldhaufen vorsorglich und tastend deckt, alles, wie er in seiner Schreibestube herum handthiert. Die ganze Schreibestube mahle ich ab, auch seinen Handelsdiener, mit seinem krummen, spitzigen Rücken, und dem verfluchten Gesicht, das man durch eine Nadel fädeln könnte. Auch seine rothe, gelbe Federmütze soll zu Ehren kommen. Gott verzeih' mir die Bosheit, wie oft, wenn ich ihn über die Straße gehn sah, und ich fühlte so recht im Herzen seinen Hochmuth, trieb mich der Teufel an, daß ich ihm die Mütze abreißen, und einen recht derben Schlag mit dem Hammer auf den Kopf geben wollte. Aber nein, nun wird er gemahlt, ganz, alles an ihm, nun ist er mein Schwiegervater, und ich beweise ihm Liebe und Ehrfurcht. Kommt, lieber Franz, glaubt nicht, daß ich so böse bin, ich bin nur zu glücklich, und dumme Gedanken hat auch der beste Mensch. Ihr kriegt dergleichen wohl auch noch einmal. Kommt nun!*
Sie machten sich
188,32. und *Horst* gebärdete
188,33f. da *er plözlich so unvermuthet und blaß vor ihr stand.*
188,35. freundlich war, *Horst war* verlegen

189,10. glücklich. *Horst* mußte
190,18. *Und finden was es sucht.*
190,19. Ende des ersten Teils. [Fehlt in B.]
191,1-192,6. [Fehlt in B.]
193. [Fehlt in B.]
195,1. [In B *Drittes Buch.*]
195,3-5. [Fehlt in B.]
195,19f. nieder *der* Silberquell.
195,23f. die *himmlische* Sehnsucht
196,12. *Umstellen* sie dich
196,27. Es *sinket* vom
197,10. Nun *wandelt* das
197,21. durch *Still' und* Einsamkeit
198,13-199,5. [Fehlt in B.]
199,16. verlassen. *Er gedachte der kindischen Verwunderu*
mit der er von Hügeln und Waldhöhen die schäumend
Schnee wälzenden Bäche im Glanze der ersten Wärme ha
rollen sehn, welch wundersamer Duft, wie Lebenshauch, ih
aus der locker gewordenen Erde aufgestiegen, und wie i
ernsten Braun hie und da die grünen Streifen ihn wie ei
Lächeln angesehn, und ihm schon vom Sommer und seiner
Obst erzählt hatten: wie nach der Wanderung vieler Tag
sich endlich dieses Mährchen durch das Wunder der große
Stadt im brennenden Abendgolde, und beim Schein de
Lichtes mit Dürers edlem Antlitz beschlossen habe. Sie
200,1f. und *so* erzeugt sich die erhabene *oder sinnige* Pflanze
200,11f. Soll ein Künstler . . . gewiß [Fehlt in B.]
200,34f. Gedankens *mir festhalten, oder eine wundersam*
Empfindung oder Blicke in das Ueberirdisch Schöne, ode
den Glauben
201,8. Berge *um Bonn* und
201,10. Münster *in Straßburg, von Cölln und seinen Herr*
lichkeiten will
201,30-202,9. heraus. *Aus dem Mittel zwischen beiden hab*
ich wie etwas Uebermenschliches gesucht, und eine Gesta
hervorgebracht, die mich zauberisch von der Tafel anblickt

Sollte die Kunst vielleicht immer so verfahren, um Ueberirdisch-Unsichtbares sichtbar zu machen? Und, sonderbarer Gedanke, kann ich vielleicht nur dichtend mahlen, bis ich sie wieder finde? und dann sollte wohl in ihrer Gegenwart mein Talent erlöschen, weil mein Geist sie nicht mehr zu suchen brauchte? Nein,

202,10. wie ein Eroberer [Fehlt in B.]

205,26. dort *im Gartensaale meines Beschützers und Freundes, des reichen Augustin Chigi.*

205,31-206,17. Blumenkränzen *und Früchten umschlungen. Da ist alle Herrlichkeit der Erde und des Himmels, die Leiden und die Lust der Liebe, und scherzend und wandelnd durch die Aetherbläue Amor und seine Geliebte, trauernd und froh, alle Götter im hohen Rath, und aller Ernst in milder Lieblichkeit und alle Lieblichkeit groß und göttlich, ja die ewige Jugend, der nie verblühender Frühling, das paradiesische Entzücken ist von dem Jünglingsgeiste, dem prophetischen Rafael, in seiner schönsten Begeisterung hingezaubert, die Verkündigung der Liebe und der Blumenschönheit, daß alle Herzen der Liebe und der Sehnsucht dienen sollen: das Göttlichste, der Zauber, der den Himmel umflicht, und die Erde mit ewiger Jugend umgürtet, ist dem Menschenherzen vertraulich nahe gerückt, und den sterblichen Augen enthüllen sich die Seeligkeiten des Olympus. Und dann im Nebenzimmer der verkörperte Traum süßester Wollust, Galatea im Meere, auf ihrem Muschelwagen fahrend! O mein Franz, gedulde Dich, bis Du in Rom bist, dann thu' Augen und Herz auf, und Du darfst nachher sterben.*

206,25-27. Töne, *die artig zum Liede paßten.*

207,8. kleinen *Blättlein* spielen,

207,28. und *quillt* in

208,19. reichen sie *neckend die* Finger hin.

209,14-29. [Der Anfang des Kapitels lautet in B:]

Franz hatte einen Brief aus Straßburg mitgenommen, um ihn einem Manne in einer nicht entfernten Stadt abzugeben, dessen Bekanntschaft er zu machen wünschte. Sie waren im

Begriff einen Seitenweg einzuschlagen, um auf einem Ur-
wege jene Stadt zu besuchen, als sie, auf einem anmuthig-
Hügel ausruhend, zwei Gestalten auf jenem Wege auf si-
zuschreiten sahen. Der eine von diesen trug einen schwarz-
Mönchshabit, der andre hatte fast das Ansehn eines Soldate-
denn ihm wankten Federn vom Hut, er trug ein kurz-
enges Kleid ohne Mantel, und war mit einem großen Schwer-
umgürtet, sein Gang wie sein Ansehen waren fest und tro-
zig. Die Fremden ließen sich auch auf den Hügel niede-
Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte derjenige, we-
cher ein Geistlicher zu seyn schien, mit freundlichem Wesc-
ob die Wanderer vielleicht von Straßburg gekommen wäre-
Franz sagte: wir sind vor kurzem von dort aufgebroche-
und jezt im Begriff, einen Umweg über jenes Städtchen je-
seit des Waldes zu machen, um einen Deutschen Bildhau-
aufzusuchen, für welchen ich einen Brief mit mir führe. S-
sagte der Trotzige, und sollte dieser Mann nicht vielleic-
aus Nürnberg seyn und Bolz heißen? Allerdings, sagte Fran-
und ich verwundre mich nur, woher Ihr es wissen könnt-
Weil ich es selber bin, sagte jener, man hat mir schon dar-
über geschrieben, wie gut, daß wir uns zufällig treffen, denn
ich konnte dort nicht mehr verweilen, und hätte mir den
Brief müssen nachsenden lassen. Ihr kommt seit kurzem aus
Italien? fragte Franz.

Ja, sagte Bolz, ich gehe nun über Straßburg, und von da
nach Nürnberg, meiner Vaterstadt, zurück.

O wie glücklich seid Ihr, rief Sternbald aus, Ihr seht die
geliebte Heimath, den hochverehrten Dürer, den edlen Mann
in wenigen Wochen! O bringt ihm und meinem Freunde
Sebastian meine herzlichsten Grüße.

Kann vielleicht geschehen, sagte der Bildhauer mit einer
wegwerfenden Art. Aber wer seid Ihr denn? Denn noch
weiß ich nichts von Euch, nicht einmal Euren Nahmen.

Franz nannte sich ihm und seinen Beruf und fragte *dann*
begierig:

210,3f. ist *die höchste Blüthe der Kunst in Italien gewelkt*

210,9-11. was *Erhabenheit sei?* Dieser
210,12f. steht *als Sieger* am Ziel der Skulptur, *Mahlerei und Baukunst,* als ein
210,17f. bewunderte, *und zu dem seit Jahren ein unnennbares Sehnen mich hinzog?*
210,19f. der *altfränkische* gutherzige
210,21. ihn *steht* freilich Raffael *auf einer Höhe, zu der er mit Schwindeln hinauf blicken muß.* Er
210,24. diesem *erblicken* sollte. *Dagegen müssen ihm die kleinen Bilder, die mühsam und künstlich ausgeführten Spielwerke Rafaels höchst willkommen, und im Ganzen verständlich seyn.*
210,31. alle [Fehlt in B.]
210,31-211,1. Franz, *dieser* weiß
211,8. das *Riesenhafte und Ungeheure* schön
211,27f. ist, *der Schweizer Holbein, und keiner von ihnen* verdient
211,31f. Trefflichkeit *völlig bis zum lezten Grunde erschöpft haben,* so daß
212,10-13. Herrlichkeiten *in andern Gebieten glänzen. Ich bin entzückt, wenn ich daran zurück denke, welchen reichen Bilderschatz, welche Sammlung edler und lieblicher Werke der Kunst ich allein auf meiner Reise in meinem geliebten Vaterlande gesehen habe. Von Nürnberg aus hat sich durch Franken bis zum Rhein Liebe und Thätigkeit verbreitet, es ist fast kein Ort, der nicht etwas Denkwürdiges aufzuweisen hätte: und denke ich der Fülle des Niederländischen Fleißes, der großen und alten Werke, die allein das ehrwürdige Cölln in seinen Mauern bewahrt, Mahlereien, die wohl weit über den Johann von Eyck hinauf zu steigen scheinen, und Größe, Kraft und tiefen Sinn aussprechen: erinnre ich mich, welche Meisterwerke in Gewand-Figuren, in hohem Ausdruck, in Färbung und unbeschreiblicher Lieblichkeit ich von diesem alten Johann gesehn habe; und gedenke ich der unzähligen reizenden und mühevollen Werke den Rhein hinter in allen Städten; gehe von der früheren Zeit die Ma-*

nieren in meiner Vorstellung durch, und treffe dann meine hochverehrten Dürer am Schluß dieser Deutschen Jahrhunderte mit der Palme des Verdienstes in der Hand, der gleichsam alle diese einzelnen Bestrebungen in sich vereint, od geahndet, und für die Zukunft noch vielfache neue Erfindungen angedeutet hat, so freue ich mich meiner Zeit und meines Vaterlandes, am meisten aber jenes edlen Mannes, d mich ihn Freund zu nennen vergönnt: und wenn ich au gerne glauben und zugeben will, daß das südliche Land u der hohe Michel Angelo noch ungekannte Herrlichkeit bewahrt, so werde ich doch niemals, wie Ihr, dem Deutsch Sinne ungetreu werden können.

212,18. Mann, *nachdem er sie kennen gelernt hat,* schwerl

212,24f. Raffaels *Größe und* Schöne

212,28f. ungestümer *Herr Polz oder Stolz,* oder

213,8f. die ihm seine ... hatte [Fehlt in B.]

213,13f. Vergebt mir, und [Fehlt in B.]

213,17f. indem sie wieder ... gingen [Fehlt in B.]

213,21f. merkwürdigen *Tag ist auch wieder die Geburtsstunde seines neuen Lebens im Tode gefallen.*

213,24f. milder, *kindlich hoher* Geist.

213,25-34. war *Christi Verklärung, worin er seine eigene Vergötterung gemahlt hat, denn vielleicht ist dieses Werk das Höchste und Vollkommenste, das seine Hand nur her vorbringen konnte. Oben schwebt der Erlöser in himmlische Glorie, neben ihm Elias und Moses, vom Boden erhoben, e in verklärter Gestalt, vom Glanz sind seine Lieblinge ge blendet zu Boden gesunken, und unten am Berge sieht ma die Apostel, in ihnen den Glauben und die Kraft, welche di Erde noch verwandeln und erleuchten sollen, aber noch is um sie das Menschenleben dunkel, und sie können der ent sezlichen Noth nicht abhelfen, die in Gestalt eines besesse nen Knaben, der ihnen zur Heilung herbei geführt wird wild und gräßlich vor sie tritt. In diesem Bilde ist auf di wundersamste Weise alles vereinigt, was Heilig, Menschlich und Furchtbar ist, die Wonne der Seeligen mit dem Jamme*

der Welt, und Schatten und Licht, Körper und Geist, Glaube, Hoffnung und Verzweiflung bildet auf tiefsinnige, rührende und erhabene Weise die schönste und vollendeteste Dichtung. Raffaels

214,4. aus *dem Gestorbenen* hervorgegangen

214,8f. *Wessen Thränen,* rief Franz aus, *sollten wohl bei solchem Anblicke nicht fließen?*

215,10. glaubt *das Wehen des Athems zu fühlen,* die

215,12. gestärkt. *Und aus diesen Entzückungen strömen neue Triebe und Bildungen, die wieder wie Blüthen, oft ihres ersten Stammes unbewußt, späterhin als Frühling, als Kunst, als Unsterblichkeit und himmlische Liebe vom großen Lebensbaum schwankend hernieder leuchten und duften.*

215,18-21. Mönch. *Mit welcher Freude erinnre ich mich so mancher sinnvollen Gespräche mit jenem trefflichen Manne, den ich in den Florentinischen Gebirgen kennen lernte. Wahrlich, nichts hat mir seitdem noch so gemangelt, als der Umgang mit diesem Geiste, dessen Gesinnungen wie seine Geschichte zu den lehrreichsten und sonderbarsten gehören, von denen ich noch vernommen habe, und dieser wiederholte auch oft jene Behauptung unsers stürmischen Freundes,* daß

215,27-31. *Ihr habt Recht, sagte der höfliche Mönch, und ich verwundre mich selbst, daß ich an diesen so einleuchtenden Satz meine Erinnerung so gewaltsam anknüpfte; sein ungewöhnlicher Lebenslauf ist es, der mir so oft im Sinne liegt, und ich mußte an ihn denken, seit ich Euren Freund Sternbald vor mir sah, denn so sehr, als sich Jugend und Alter nur ähnlich seyn können, gleicht er in Antlitz und Geberde jenem meinen theuren Freunde.*

216,12-24. ich *auf meiner Rückreise über Palästina ging, und nicht weit davon in abgelegener Gegend einen Bekannten besuchen wollte, war ich so glücklich, dort im dichten Walde dem schönsten Mädchen, die ich noch gesehn habe, eine Jungfrau, wie sie uns sonst unsre Phantasie nur edel und reizend mahlt, bei einer Jagd das Leben zu retten, große*

Hirtenhunde hatten sich, aufgescheucht vom Getümmel, sie gemacht, und ich kam eben hinzu, als die wilden Thi die dort sehr gefährlich sind, sie anfallen wollten, und fast ohnmächtig, den Versuch machte, einen Baum hinan klimmen. Das, Herr Mahler, war eine Scene, der Dars lung würdig. Der grüne, dunkelschattige Wald, das Geti mel der Jagd, ein aufgescheuchtes Weib, mit langem flieg den Goldhaar, das Gewand in Unordnung, der Busen frei, Fuß und schönes Bein von der Stellung entblößt. S so habe ich Euch auch aus meiner Erinnerung eine Geschic erzählt, denn dieses hohe himmlische Bild schwebt mir vor, daß sie allein mich bewegen könnte, nach Italien rück zu gehn.

216,30-34. vielleicht ist kein ... einig werden. [Fehlt in

217,1. ergötzten, *und den Krümmungen des Rheins du die grünen Gefilde folgten, der sich glänzend um Hü schmiegte, wieder erschien, und dann von Schatten und W verschlungen, plözlich in entfernteren Biegungen von neu hervor leuchtete,* rief

217,11. ein *seltner* Geist,

217,17-218,3. Sternbald sagte: *Wie freue ich mich, daß mir so wohl geworden ist, dieses Denkmal Deutscher Kun und Seelenhoheit gesehn zu haben. Mit welcher lauten Stimm wird der Nahme Erwins durch die Welt gerufen, und w fühlen wir im Anschauen dieses Monumentes die Unsterl lichkeit des Menschengeistes. Hier ist eine Erhabenheit au gesprochen, für die kein andres Zeichen, keine andre Kuns ja selbst der unendliche Gedanke nicht genügte; die Vol endung der Symmetrie, die kühnste allegorische Dichtur des menschlichen Geistes, diese Ausdehnung nach allen Se ten, und über sich in den Himmel hinein; das Endlose un in sich selbst Geordnete; die Nothwendigkeit des Gege überstehenden, welches die andere Hälfte erläutert und vol endet, so daß eins um des andern willen, und alles um d Deutsche Größe und Herrlichkeit auszudrücken, da ist. ist ein Baum, ein Wald, aber diese allmächtigen, unendli*

wiederholten Steinmassen drücken auch, wenn man will, noch viel Anderes im Bilde aus. Es ist
218,4f. seine *unendliche* Mannigfaltigkeit
218,6f. kolossale [Fehlt in B.]
218,15. vor Erwin, [Fehlt in B.]
218,21f. wer *hier nicht*[10] *fühlt und entzückt ist,* o wahrhaftig
218,26f. Euch *gerne.*

Und ist es denn nun etwa, fuhr Sternbald fort, daß diese ungeheure Masse uns Entsetzen oder Schauer erregt, wie vielleicht die Pyramiden Aegyptens verursachen mögen? O vergönnt und verzeiht mir, daß ich vielleicht ein zu kühnes Gleichniß brauche. Wie der Ewige, Unendliche, sich in die Liebe kleidete, um uns nicht zu schrecken und sich verständlich zu machen, wie er als Kind und Freund unter uns wandelte, und der gläubige Christ so Trost und Zuflucht bei ihm, selbst vor jenem ungeheuren unermeßlichen Bilde des Vaters findet, so ist hier auf ähnliche Art die Liebe in das Mittel getreten, nun diese Erhabenheit wieder in Blume, in Pflanze, in Licht und heiteres süßes Spiel aufzulösen. Wohin das Auge sieht und wohin es schweift begegnet ihm dieser zarte Scherz, und schaukelt sich in Wellen, Rosen, Knospen, Bildern, Bögen, um den harten Stein und Felsen wie in Musik und Wohllaut aufzulösen. Daher das Unerklärliche, daß wir ganz so wie vor einem Wunder, vor einem Traume stehen, wenn dieses höchste Riesenwerk zugleich wie ein zarter himmlischer Lustscherz vor uns schwebt. In Steinen sehn wir die geahndete Glorie des Himmels, und auch der Fels hat seine starre Natur brechen müssen, um Hosiannah! und Heilig! Heilig! zu singen.

Phantasirt nur, sagte Bolz; aber wahr ist es, daß diese Gebäude, die vielleicht allein den Deutschen angehören, den Nahmen des Volkes unsterblich machen müssen. Der Dom zu Wien, der unvollendete mächtige Bau in Cölln, und jener in Straßburg sind die hellsten Sterne; und wie lieblich ist

10. Im Original „nichts".

der kleine Dom drüben im Breisgauschen Freiburg, manch
andern in Eßlingen, oder Meißen, und an andern O
nicht zu erwähnen. Vielleicht erfahren wir auch noch einm
daß Alles, was England, Spanien und Frankreich von die
Art Herrliches besizt, von Deutschen Meistern ist gegrün
worden. Dergleichen findet Ihr nun freilich in Italien ni
denn der Italiäner, der Alles verwirft, was nicht sein
kennt nur als Gothisch oder Deutsch die unreifen ro
Steinmassen zu Mayland und Pisa, oder gar das unzusa
menhängende Gebäude des Domes zu Lucca. – Aber
218,27-29. fuhr er fort ... auseinander [Fehlt in B.]
219,2-13. kommt *aber bald die Zeit, wo es mit der wah*
hohen Kunst zu Ende ist, denn man fängt schon an
schwatzen statt zu handeln, von manchen großen Meist
vererbt sich statt des Tiefsinns ein unnützer Hang zum G
beln, der die Kraft erlahmt, oder ein seichtes, leeres Sp
mit Gedanken und ein Tändeln mit der Kunst; oder es e
steht wohl der Afterenthusiasmus, die Lüge, die das wa
haft Edle herabwürdigen.
219,15. ihm *nicht ganz verständlich* waren.
219,28. wohlwollte. *Nur möchte ich glauben, daß er de*
Stande nicht angehört, dessen Kleidung er trägt, denn se
Gang war zu frei und männlich.
219,31-220,4. sprach*; eine sonderbare Neugier bemächtig*
sich meiner, und es schmerzt mich, so von ihm geschieden z
seyn, denn es giebt Begebenheiten, aus deren Erzählung ma
für sein ganzes Leben lernen kann.

Und ich begreife nicht, sagte Rudolph, was in jeder Ge
schichte anders noch als Geschichte seyn kann, mir war
lieb, daß es nicht zur Erzählung kam, denn schon in de
Büchern ist es mir immer sehr verhaßt gewesen, wenn a
eine ähnliche Frage und unnöthige Veranlassung eine Novel
oder Historie vorgetragen wird, und in dem Augenblick, a
er sich zum Vortrage anschickte, gemahnte es mir gerade s
als wenn ich ein solches Buch läse.

Ein Fußsteig

220,7f. und *der mannigfaltigste, anmuthigste Gesang von unzähligen Vögeln* erschallte.
220,22f. Nymphen *in Eil und die Jagdhunde springend, so wird mir dies von selbst zum Bilde. Oder* stelle
220,26f. einzelne Laute ... Laub, [Fehlt in B.]
220,29-34. entkleidet. *Da ist die Einsamkeit, Grün, Felsen und Baum und die nackte Schönheit majestätischer, hoher und jungfräulicher Leiber vereinigt: füge vielleicht den Aktäon*[11] *hinzu, so tritt jener wundersame Schreck und die seltsame Freude noch in das Gemählde, in seinen Hunden kannst Du schon die thierische Wuth und den Blutdurst darstellen, so ist hier das Widersprechendste in ein poetisches Bild nothwendig und schön verknüpft.*

Oder, sagte Franz, hier im tiefen Walde die Leiche eines schönen Jünglings, und über ihm ein Freund und die Geliebte im tiefsten Schmerz, vielleicht Venus und Adonis, oder ein lieblicher Knabe, von wilden Räubern erschlagen: die dunkelgrünen Schatten, unter ihnen die blendenden Jugendgestalten, der frische Rasen, die einzelnen, zerspaltenen Sonnenstrahlen von oben, die nur das Gesicht und einzelne kleine Theile hell erleuchteten, der Eber, oder die Räuber in der Ferne, wie von Gewitterschatten eingehüllt, alles
220,35f. Schwermut *und Schönheit* ausbilden.
222,17. *Kling' nur Bergquell!*
[So auch 222,31.]
223,8. eine *männliche volle* Stimme
223,30-224,12. diejenigen, *die vorher an ihnen vorüber geritten waren. Auf der mittleren Erhöhung des Hügels saß ein wundersam schöner Jüngling, in einer Jagdkleidung von grünem Sammet, von einem violetten Hute schwankten bunte Federn, in einem reichen Bandelier*[12]*, das über der erhabenen Brust hing, trug er ein kurzes Schwerdt; er hatte*

11. Jäger, Enkel des Kadmos; von Artemis, die er im Bade erblickte, in einen Hirsch verwandelt und von den eigenen Hunden gejagt und zerrissen.
12. Schulterriemen, Wehrgehänge.

das erste Lied gesungen; aus dem Anstande, der Schönh
und dem Wuchse des Jünglings sahe Franz, daß er ein M.
chen sei: sie glich, indem sich die schlanke Gestalt erh
und die Hitze der Jagd in ihrem Gesichte glühte, der G
tinn der Wälder. Alle Jäger sprangen auf, die verschieder
ruhenden Gruppen wurden plözlich lebendig, und versa
melten sich um sie her, die Hunde kamen herbei, die bis
theils zu ihren Füßen schnaufend, theils unter den küh
Bäumen gelegen hatten. Ein Jagdruf der Hörner erkla
und alles machte sich zur Rückkehr fertig. Die wiehern
Rosse wurden von Dienern aus dem Schatten des Wal
herbeigeführt. Jetzt

224,23f. ausruhen, *und nachher* etwas für sie *arbeiten.*

224,26-28. Nähe *dieser herrlichen Erscheinung zu bleib*
und ihr auf irgend eine Weise gefällig oder nützlich seyn
können. Die Jäger *bestiegen* ihre

224,33f. aber, *dem diese Uebung noch neu war, schien* äng
lich

225,10. und triumphierte [Fehlt in B.]

225,22. Fähigkeit *Scherz und Lachen zu vernehmen.*

225,26f. Vorbereitung *singen oder sprechen konnte.* Unt
dem *lautesten* Beifall

229,5-8. *Dürfen sie die Welt verhöhnen*
Weil kein Tod uns Göttern dräut?
Sollen denn nur Angst und Stöhnen
Leben seyn und bittres Leid'?

229,18. Eifer *an. Auch Sternbald mischte sich scherzend*
den Streit, um seinem Freunde beizustehen.

229,30. mäßiger *und verständiger.*

230,6f. der *scherzenden fröhlichen* Poesie!

231,13. *Heimlich* ist

231,14. *Denn die Götter merken's nicht.*

232,5f. *Da schauen die Götter herab mit staunendem Bli*
Es kommt beschämt die ganze Schaar zurück: –

232,23f. Wendung. *Man sprach von Vettern, Oheimen, Bas*
in Deutschland, Italien und Frankreich, tausend Nahm

wurden genannt, viele Stammbäume entwickelt, und endlich fand es sich,

233,4-9. zu begeben. *Hier gesellte sich der Jäger zu ihm, der im Walde die Antwort des Liedes mit einer schönen vollen Stimme gesungen hatte, er war ein junger Edelmann, der einen der vornehmeren Dienste bei der Herrschaft versah, Arnold war sein Nahme. Seine Miene hatte etwas Schwermüthiges und Leidendes, auch hatte er an den Scherzen und Streitigkeiten bei der Tafel keinen Antheil genommen. Er ging mit Franz in den schattigen Gängen auf und nieder, indem sie sich vertraulich von der heutigen Jagd, von Sternbalds Reise, und von der Schönheit der Gräfinn unterhielten. Da kömmt sie den Lindengang heruntergeschritten! rief plözlich der Jüngling mit einer lebhaften Empfindung aus, seht, wie sich das reiche Gewand um den edlen Leib schmiegt, und der Purpur des Kleides mit den goldenen Spangen in der grünen Dämmerung schimmert, schon fliegt der Strahl der himmlischen Augen, um mich fest zu halten, aber heute wenigstens will ich einmal einer traurigen Freiheit genießen. Mit diesen seltsamen Worten verließ er schnell den staunenden Mahler. Die geschmückte Dame, die er anfangs nicht wieder erkannt hatte, schritt ihm im Gange freundlich entgegen, sie sah dem Jäger-Jünglinge vom Morgen nur wenig ähnlich. Sie begrüßte ihn freundlich, ihr Blick und ihre Rede waren holdselig, nach einem kurzen Gespräche entfernte sie sich wieder. Franz lehnte sich sinnend an* einen

233,31. vom *Thal herauf:*

234,1f. *Folge diesem Locken, Rufen,*
Hoffnung thut sich, Glück Dir auf.

234,10-12. *Singe mir Dein Lied, erfreue*
Dieses matte Herz, der Scheue
Fühlt dann Kraft

234,27. Die mein *Herz mir ewig* nennt.

235,25-29. *Gewiß, sagte Sternbald, nur muß es nicht geschehn, bloß um mit uns selbst ein Spiel zu treiben, denn das Schöne und Ersprießliche ist, daß diese Stimmungen und*

Anregungen mit goldnem Schlüssel die Kammern un
Geistes eröffnen, und uns die Schätze zeigen, die wir se
noch nicht kannten. So entsteht ein reiches und vielseit
Leben, ein vertrauter und wohlthuender Umgang mit
selbst, und wir entfliehen jener abgeschlossenen Geis
armuth, die anfangs alles eigensinnig und spröde von
weiset, und endlich durch nichts mehr gerührt und entzu
wird, denn der Mensch soll nicht sagen: dieses will v
werde ich niemals denken und fühlen! aber er soll auch
Entzückungen seines Herzens nicht vergeuden, bloß um
Zeit auszufüllen, sonst verarmt er ebenfalls, und vielle
noch schneller, auf diesem Wege. Darum hat mir auch
Schluß Deines heutigen Trinkliedes nicht gefallen woll
vielleicht ist mir überhaupt der Scherz und Leichtsinn
verständlich, der nicht zugleich Tiefsinn und Ernst s
könnte.

Nun so suche den Schlüssel zu bekommen, rief Rudol
der Dir auch diese Geisteskammer noch einmal eröffnet. W
bist

235,33-236,22 ergießt. *Liebster, sollen wir denn nicht au*
unsre Gedanken, Fühlungen, Wünsche, Thränen und Lach
zu Zeiten in die spielende Natur der Töne auflösen dürfe
Ich kann der Flöte, jedem Klange, der Nachtigall, de
Wasserfall, dem Baumgeräusch so innig zuhören, daß mei
Seele ganz Ton wird. Man

237,13-18. schreiben, *wenn es dem Dichter verliehen wär*
so wie der große Florentiner[13] *von Begeisterung und pr*
phetischem Geiste durchdrungen zu seyn. Aber laß da
versuchen wir einmal einen Wechselgesang, ob er uns he
so ohne Vorbereitung gelingt, da wir neulich unterbroch
wurden.

237,25. *Wer konnte Wolkennacht verjagen?*

237,29. Der *Lieb'* ist *nur so schönes* Werk

[So auch 238,2.]

13. Dante.

238,4f. *Entflohen* bald,
Die holde Macht
238,14. *Daß sie im heitern Raum sich* fanden.
238,18. *Umspielen liebekosend* Frühlingslüfte.
[So auch 238,20.]
238,21-24. *Gras, Blume, Baum,*
Wie Liebestraum
Hängt Rosenbluth um Felsenklüfte.
Um *Grotten* schwanken
238,30-32. *Die Nacht so hold,*
Der Brunnen Gold
Gießt strahlend sich zur Erde gerne:
239,3. Schaut *hoch hernieder*
239,4. Die *Liebe giebt uns unsre* Grüße wieder
[So auch 239,6.]
239,7. *Drum* Blumenwelt
239,12. *Wie uns zu* danken
239,13. *Glänzt sie daher und lacht aus Epheuranken*
[So auch 239,15.]
239,16-18. *Ja,* Lilienpracht
Scheint hell mit Macht,
Ihr Glanz belebt den Liebeskranken,
239,20f. *Wie Kuß, Entzücken*
Auf Lilien-Wange,
239,22. *Daß hold die Liebe* Dank *von uns* empfange
[So auch 239,24.]
239,26f. *In trauter Stund*
Geküßt bei Nachtigallgesange:
239,31. *Sie straft* den Frevelnden
[So auch 240,2.]
240,3-5. *Wann er erglüht*
Das Mädchen flieht,
Und selbst die Häßlichen ihn meiden;
240,9. *Erblassen ihm, er singt als* schlechter Dichter.
240,12. den *unbescholtensten.*

241,9-25. [Dafür in B:]

In der Einsamkeit spielte und sang er in leisen Tönen fo gendes Lied, in welchem er die heitre Beklemmung, die sü Müdigkeit, die Träume, die schon die Stunde der Nacht v voraus besuchen, aussprechen wollte.

[Zu 241,9-25 vgl. den Anfang des 5. Kapitels in B.]

242,3. *Schimmern* die Sterne

243,19-247,23. [Dieser Anfang zum *Fünften Kapitel* wur in B umgearbeitet und zu einem selbständigen Kapitel v über 20 Seiten erweitert:]

Am folgenden Morgen stand der junge Mahler früh a und durchstreifte die Säle des Schlosses. Er stand vor d Bilde eines Mannes still, das ihm bekannt schien, der A gebildete war in Rittertracht und das Gesicht desselben ha einen anmuthigen Ausdruck. Indem er noch sann, kam R dolph zu ihm, welcher ihn aufsuchte, um auf einige Ta Abschied von ihm zu nehmen, weil er mit seinem dichterisch Vetter eine Reise in das Land thun wollte, um andre, no entferntere Anverwandte zu besuchen. Franz machte ihn au das Bild aufmerksam, und glaubte nach längerer Betrachtun jenen Mönch wieder zu erkennen, welcher ihn so angezoge hatte, doch Rudolph[14] eilte nach seiner leichtsinnigen Ar über diese scheinbare Entdeckung weg, und zog ihn zur Frühstück, nach welchem er sogleich abreisen wollte.

Franz trennte sich ungern von ihm, weil er sich im weit läufligen Hause unter so vielen Menschen ohne ihn einsa fühlte. Die Gräfinn ließ ihn rufen, um ihr Bild anzufange Sie war in einem leichten, reizenden Morgenkleide und ka ihm mit der lieblichsten Freundlichkeit entgegen. Ich hab Euch darum so früh rufen lassen, fing sie an, weil ich wün sche, daß Ihr mein Bild, welches Ihr für mich mahlen woll mit der größten Lust ausführtet; ich habe aber immer ge glaubt, daß auf die Kleidung, ihre Form und Farbe viele ankomme, und darum will ich mit Euch wählen, welche Ih

14. Im Original „Franz".

nir am zuträglichsten haltet. Ihr, als Mahler, müßt das am esten verstehn, und die Weiber, welche gefallen wollen, ollten die Künstler öfter zu Rathe ziehn.

Sie ging mit ihm in ein anstoßendes Zimmer, dessen Fenter von außen mit grünen verschränkten Zweigen bekleidet waren, und ein dämmerndes Licht, wie in einer traulichen Kapelle bildeten; hier erschien die Gräfinn in ihren leichten und anmuthigen Bewegungen noch reizender. Es waren Kleider von verschiedenen Farben ausgebreitet, Franz wählte ein grünes von Sammet, dessen Ausschnitte mit Gold reich und prachtvoll geschmückt waren; er entfernte sich wieder in den Saal, und nach wenigen Minuten stand sie vor ihm, das grüne Gewand weit und anmuthig um sie fließend, Aermel, Saum und Busen von Golde glänzend, und auf den schweren niederhängenden Locken ein goldenes Netz, das halb das Haupt von einer Seite nur bedeckte, mit grünem Bande, wie mit Laub durchzogen. Sie nahte ihm lächelnd, und Franz fühlte in diesem Augenblicke, welche wunderbare Macht die Schönheit über das Herz ausüben könne, denn eine plözliche Entzückung traf ihn wie ein Blitz, und er fühlte sich wie ohnmächtig. Noch bestimmter glaubte er die Unbekannte in diesem Schmucke vor sich zu sehn. Er mußte sich mit ihr vor einen großen Spiegel stellen, und er meinte in ein Zauberreich hinein zu schauen, als ihm im Spiegel die edle Gestalt mit den leuchtenden Augen und frischen Lippen schalkhaft und vertraulich anlächelte. Nun, sagte sie, indem sie sich in einen Sessel warf, und den entblößten runden Arm mit seinem weißen Glanze auf seiner Schulter ruhen ließ, – wie findet Ihr mich so? Sternbald konnte erst keine Antwort auf diese Frage finden, endlich sagte er: glaubt mir nur, schönste Frau, daß ich noch nie geschmeichelt habe, aber wie der, der plözlich zum erstenmal die schönste Musik in seinem Leben hörte, nicht gleich würde sagen können, wie und warum sie ihn entzücke, und welche Töne ihn am meisten hinrissen, so ist es mir bei Eurem Anblick: ich bin zu

sehr von diesem Glanz überschüttet und geblendet, um w
sen zu können, wann Ihr am schönsten seid.

Die Gräfinn wurde still und nachdenkend, sie ließ den r
zenden Arm herunter fallen und sah vor sich hin, so daß
langen finstern Augenwimpern die feinen Wangen beschat
ten. Warum nur, sagte sie endlich, immer wieder diese Frei
an solchem Worte, und warum erschüttert es fast die Sec
wenn es so ernst und eindringlich gesprochen wird? Ich m
und will Euch glauben, daß Ihr nicht lügt, – und doch
auch die Schönheit ist Lüge, Täuschung, Traum; sie flie
wie der Frühling, wie der Gesang, wie die Liebe, und nic
ist beständig, als diese unglückselige Unbeständigkeit.
einem tiefen Seufzer entfernte sie sich, sie sang drinnen ein
wehmüthige Töne, und kam in einem schwarzen Atlas-Kle
zurück, indem noch ein Thränchen, wie eine Perle, in d
langen Wimpern hing. Goldene Spangen umschlossen d
Arm, Perlen glänzten auf dem weißen Halse, und golde
Ketten wiegten sich auf dem Busen. Ich bin sehr ernst, sag
sie, und will nicht Euer Lob und Eure Bewunderung; zeich
net jetzt, bei der ersten Anlage des Bildes kommt es auc
nicht so sehr darauf an, wie ich gekleidet bin. Der Mahle
machte sich an die Arbeit. Der Ausdruck ihres schönen An
gesichtes war jetzt ein sehnsüchtig schwermüthiger. Indem e
zeichnete, sah sie ihn oft lange stumm und bedeutend an, a
wenn sie mit der Seele verlorenen Erinnerungen nachging
Ihm wurde ängstlich zu Sinne, seine Hand irrte oft, und e
war endlich froh, als die Sitzung geendigt war. Morgen
sagte die Gräfinn, wollen wir heiterer seyn, indem sie ihr
die Hand zum Kusse reichte.

Am andern Morgen fand er die Gräfinn auf einem Ruhe
bette in Thränen aufgelös't, ein dunkler Purpur umhüllt
den schönen Leib, die reichen und lockigen Haare schwellte
in lieblicher Verwirrung auf Nacken, Brust und Schultern
der junge Mahler glaubte sie noch nie so schön gesehn z
haben, er war von dem Anblicke entzückt, aber doch vo
ihren Schmerzen innigst bewegt. Ein junges Mädchen sa

neben ihr, die eine Laute in Händen hatte, worauf sie eben gespielt zu haben schien. Die Gräfinn sezte sich aufrecht, strich ihr schweres Haar etwas zurück, und ließ das holdseligste Lächeln durch die weinenden Mienen scheinen. Vergebt mir, sagte sie, meine Trauer, wodurch ich Eure Arbeit erschweren werde; es ist überhaupt wohl kindisch, daß ich dieses Bild wünsche, um mich daran zu erfreuen, mich sollte gar nichts mehr freuen, denn mein Leben ist verloren, und doch geben wir auch im höchsten Leid unser Herz immer wieder dem thörichten Spiel der Lust, dem lügenden Trost, der gaukelnden Hoffnung hin, und vergessen, daß nur in des Schmerzes tiefster Innigkeit für uns die wehmüthige Freude, der Himmel der ewigen Thränen wohnt.

Wie in Euch das Leid erscheint, sagte Sternbald, ist es etwas so Herrliches, daß ich mir wohl vorstellen kann, viele möchten wünschen, Euch diesen Zauber nachspielen zu können, und ich erlebe jezt, was ich keinem Dichter geglaubt haben würde, daß die Schönheit Alles in Schönheit verwandelt, und daß aus Thränen und Weh der Reiz so süß hervor blicken kann, als aus dem schalkhaften Glanze der Augen.

Ihr mahlt! rief die Gräfinn scherzhaft auffahrend, ich fürchte, meine Gegenwart verdirbt Euch, da Ihr mit jedem Tage schlimmer schmeicheln lernt. Indem Sternbald arbeitete, sagte sie nach einer Pause: singe jezt, Kind, eins von den Liedern, die Du kennst. Welches? fragte das junge Mädchen. Was Dir zuerst einfällt, sagte die Gräfinn, nur nichts Schweres, etwas Leichtes, Schwebendes, das nur in Tönen lebt.

Das Mädchen sang mit zarter Stimme[15]*:*

Laue Lüfte
Spielen lind,
Blumendüfte
Trägt der Wind,
Röthlich sich die Bäume kräuseln,

15. Das folgende Lied war unter dem Titel *Klage im Wald* schon 1821 in Tiecks *Gedichten* (Dresden), Bd I, S. 149 erschienen.

Lieblich Wähnen
Zärtlich Sehnen
In den Wipfeln, abwärts durch die Blätter säuse:

Rufst Du mich,
Süßes Klingen?
Ach! geheimnißvolles Singen,
Bist nicht fremd, ich kenne Dich!
Wie die Tauben
Zärtlich lachen, girren, kosen,
Also mir im bangen Herzen
Schlagen Fitt'ge Lust und Schmerzen;
Zu den dunkeln Dämmerlauben,
Zu den Blumenbeeten, Rosen
Wandl' ich, ruf' ich, schau' umher –
Und die ganze Welt ist leer.

In die dichte Einsamkeit
Trag' ich meiner Thränen Brand;
Ach! kein Baum thut mir bekannt,
Sez' mich an des Bronnens Rand:
Vogel wild die Töne schreit,
Echo hallt,
Hirschlein springt im dunkeln Wald.

Und es braus't herauf, herunter,
Waldstrom klingt durch seine Klüfte,
Seine jungen Wellen springen
Auf den Felsenstufen munter,
Adler schwingt sich durch die Lüfte: –
Thränen, Rufen, Klagen, Singen,
Könnt ihn nicht zurück mir zwingen?
Garten, Berge, Wälder weit
Sind mir Grab und Einsamkeit.

Während des Liedes schien es dem Mahler, als wenn e
Verklärung mit süßem Glanz durch alle Adern des Angesi
tes sich verbreite und wie ein Licht aus der schönen St

hervor dringe; alle Züge wurden noch sanfter und sinniger, er fühlte sich von dieser ausströmenden Klarheit wie geblendet. Aber die Töne gaben ihm Ruhe und Heiterkeit, er konnte mit Sicherheit arbeiten, indem die Schöne das Lied noch einigemal wiederholen ließ.

Nun laßt des Mahlens für heute genug seyn, rief die Gräfinn plözlich, es ermüdet nichts so sehr, als dieses starre vor sich Hinblicken, ohne Gedanken und Unterhaltung. Kommt, mein junger Freund, und erzählt mir etwas von Euch, von Eurem Leben, von Euren Reisen, und daß es ja nur recht wichtig und lustig ist.

Sternbalds Verlegenheit wurde erneuert, er fing an von Dürer, Sebastian und Nürnberg zu sprechen, dann von Florestan und ihrer Reise, und mühte sich ab, so erheiternde Gegenstände aufzufinden, als ihm seine Phantasie nur darbieten wollte. Die Gräfinn hörte ihm freundlich zu, und nach einiger Zeit sandte sie die Sängerinn mit einem Auftrage fort. Wenn es Euch gefällt, sagte sie, wieder an die Arbeit zu gehen, werdet Ihr mich erfreuen, denn ich bin heut in der Stimmung, recht geduldig zu sizen. Franz fing wieder an zu mahlen, und bald ließen sich vom Garten herauf Waldhörner mit muntern und sehnsüchtigen Melodieen abwechselnd vernehmen. Sie wurde sehr nachdenkend, und verfiel nach einiger Zeit wieder in ihre erste Trauer. Wie glücklich, dachte Franz bei sich selbst, sind doch die Reichen, daß Kunst und edler Genuß sie immerdar umgeben kann, daß ihr Leben sich in ein anmuthiges Spiel verwandelt, daß sie das Antlitz der Noth und die strenge drohende Miene des Lebens nur von Hörensagen und aus Erzählungen kennen: immer umduftet und umlacht sie ein heiterer Frühling; und das ist es auch wohl, warum die Sterblichen nach Schätzen geizen, und athemlos aber unermüdet der blinden Glücksgöttinn nachrennen, um diese irdische Seligkeit zu erschaffen, obgleich die meisten nachher zu vergessen scheinen, weshalb sie ausgegangen waren. Indem er wieder von der Arbeit aufsah, fand er die schöne Gestalt in Schmerzen aufgelöst; sie winkte ihm,

zu endigen, er stand auf und verbeugte sich, aber als er
der Thüre war, rief sie ihn zurück: kommt morgen um die
Zeit wieder, sprach sie und reichte ihm freundlich die Han
aber das Bild wird nicht gelingen, denn niemals kann i
wieder fröhlich seyn, in diesen Thränen und Klagen werd
Ihr mich immer finden.

Franz hatte geäußert, daß er sie noch einmal in der Jäge
tracht als Jüngling zu sehen wünsche, und daß diese Kle
dung sich vielleicht auf dem Bilde am anmuthigsten ausne
men würde, aber dennoch war er verwundert, sie am folge
den Tage so im Saale stehen zu sehn, den Jagdspieß in d
Hand, das goldne Hifthorn um die Schultern geworfen, d
Hut muthig in das Auge gedrückt und von der Seite ge
schoben, unter welchem sich quellend die braunen Lock
von allen Seiten hervor drängten. Gefalle ich Euch denn n
so? fragte sie ihn mit einem kecken Ausdruck. So sehr, da
ich die Worte dazu nicht finden kann, sagte Franz lächeln
wer fühlte sich nicht im voraus besiegt, wenn Ihr so krieg
risch auf ihn zuschreitet?

Das Gemählde des Ritters war aufgestellt, und die Gräfin
fuhr fort: diesen Mann müßt Ihr neben mich mahlen, abe
so viel als möglich aus Eurer Phantasie und nach meine
Beschreibung, denn dieses Bild rührt von einem wahren
Stümper in der edlen Kunst her, der es noch niemals gefühl
hatte, welche Holdseligkeit, welcher Liebreiz und Ausdruck
der Seele sich im menschlichen Antlitze abspiegeln kann
aber noch viel weniger diesen Zauber in den Farben nach
zuschaffen wußte, drum sieht dieser Kopf freilich jenem
Ritter immer noch ähnlicher, als mir oder Euch, aber vor
des Entfernten Wesen selbst ist auch kein Schatten darge
stellt. Könnt Ihr Euch nun vielleicht eine Klarheit des Auge
denken, das eben so viel Treue als Schalkheit auf Euch
blitzt, einen Mund, der mit Witz und Scherz und Liebesred
wie eine junge Morgenrose aufblüht, eine ernste Stirn, durch
die es wie ein Geist hervor leuchtet, welcher allen gebiete
Wangen und Kinn so unschuldig und klug, so zärtlich und

wohlwollend, und wieder wie ein Spielplatz der feinen List und des harmlosen Spottes, die wie junge Liebesgötter in Blumen hüpfen, und sich und andre verhöhnen im lieblichen Kriege? Seht, wie kalt ist dagegen dieses Bild! O freilich darinn ihm jezt ähnlich, denn so kalt, so todt, mir und meiner Liebe abgewandt ist er selbst.

Ihr verlangt aber auch etwas Unmögliches vom Mahler, sagte Franz. O hättet Ihr ihn nur gekannt! rief sie aus, dies bewegliche und doch so ruhige Gesicht, das so fein und ausdrucksvoll war, daß jede Gemüthsbewegung leuchtend hindurch ging, wie ein ferner Blitz durch Wolken fährt. Wenn ich nur den Pinsel führen könnte, so solltet Ihr sehn, welch ein Gebild sich auf der Tafel ausbreiten sollte. Mahlt ihn an meiner Seite, oder knieend, oder mir zum Abschied die Hand reichend. Ach! welche selige, welche schmerzhafte Erinnerung! Ich glaube, kein Mädchen hat noch so geliebt, wie ich, keine ist noch mit so schnödem Undank betrogen worden. – Aber, nicht wahr, Mahler, so ganz darf ich nicht als Jüngling erscheinen, wenn in dem Bilde ein Sinn seyn soll? Man muß es doch fühlen und sehn, daß er mein Geliebter ist, darum mahlt ihn im Walde knieend zu meinen Füßen; auch muß in meiner Tracht einiges geändert werden.

Mit diesen Worten warf sie den Hut vom Kopfe, und die Fülle der schwarzen Locken ringelte sich auf Brust und Schultern hinab, sie lüftete den feinen Spitzenkragen und das grünseidene Wamms, und machte den glänzenden Hals und Busen etwas frei. Kommt! rief sie, indem sie sich nieder sezte, Ihr habt mir noch niemals die Haare geordnet, um zu sehn, welche Art sie zu tragen am besten zu meinem Gesichte paßt, und Ihr als Künstler müßt damit vorzüglich gut Bescheid wissen, ringelt sie[16] *jezt, wie es Euch gut dünkt, oder steckt sie auf, oder laßt einzelne Locken schweben, bedeckt die Stirn, oder macht sie frei, ganz nach Eurem Gefallen.*

16. Im Original „Sie".

Franz, dem dergleichen Uebungen bei seinem Dürer nicht vorgekommen waren, näherte sich schüchtern und verlegen. Die seidenen Haare wogen schwer in seiner Hand, er zitterte indem er den weißen Nacken berührte, und von hinten stehend, sein Blick in den blendenden Glanz der Busenhügel fiel. Sie hatte einen kleinen Spiegel in der Hand, und da sein Zaudern bemerkte, sagte sie: nun, warum könnt Ihr Euch nicht entschließen? Er ließ die langen dunkeln Haare von allen Seiten schweben und stellte sich dann vor sie hin um sie zu betrachten; dann ringelte er sie in einzelnen Flechten, und endlich hob er das Gelock über die Stirne empor sie sah ihn freundlich und schalkhaft an und rief: Nicht wahr, so bin ich ein ganz anderes Wesen? Die reine Stirn glänzte, die Augen funkelten, sie war bezaubernd schön in dieser Stellung. Wißt Ihr aber auch, fuhr sie fort, daß Ihr wenn man Euch so nahe ansieht, recht schöne und treuherzige Augen habt? Sie stand auf, legte ihm die Hand auf die Schulter, betrachtete ihn ganz nahe und sagte: Wirklich man muß Euch gut werden, wenn man Euch recht anschaut ich denke mir, daß ein Mädchen Euch einmal recht muß lieben können. Mit diesen Worten drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirn und entfernte sich.

Franz ging unruhig auf und ab und sagte zu sich: wahrlich, ich hätte nie geglaubt, daß das Mahlen ein so beschwerliches Handwerk sei! Auch habe ich nie etwas von diesen Gefahren vernommen; auf diesem Wege dürfte ich das Wenige was ich von der Kunst gefaßt habe, ganz wieder verlernen. Die Gräfinn kam zurück und hatte ein buntes seidenes Tuch nachlässig umgeschlagen, ein Barett auf das schöne Haupt gesezt, und sagte, indem sie des Mahlers Hand nahm kommt, Ihr sollt mich auf einen Spaziergang begleiten, Ihr seid es werth, daß ich Euch meine Geschichte vertraue. Er folgte ihr, und sie gingen durch den Garten jenem anmuthigen Walde zu, wo Sternbald sie zuerst gesehn hatte. Der junge Arnold kam ihnen nach, um sich zu ihnen zu gesellen

über die Gräfinn wies ihn mit einem Winke zurück. Als sie zu dem Hügel gekommen war, wo die Jagd damals um sie versammelt gewesen, ließ sie sich nieder und Sternbald mußte sich neben sie sezen.

Schon früh, so fing sie ihre Erzählung an, verlor ich meine Eltern. Weil mir dadurch eine große Erbschaft und der Besitz schöner Güter zugefallen war, so ward ich aus der Nachbarschaft wie aus der Ferne von vielen Menschen aufgesucht, die mir schmeichelten, und allen meinen schnell wechselnden Launen entgegen kommen wollten. Jung wie ich war, hielt ich mich wirklich bald für eine seltene Erscheinung an Geist und Witz, das übertriebene Lob meiner Bewunderer überredete mich in kurzem, daß meine Schönheit ganz außerordentlich sei. Die jungen wie die älteren Männer bewachten meine Schritte und jeder suchte mich auf seine Art zu gewinnen. Sie hatten mich erst stolz und übermüthig gemacht, und nicht dabei überlegt, daß eben dieser Stolz ihre kriechenden aber anmaßenden Bewerbungen, ihre plumpe Heuchelei, ihre Vergötterung meiner Gestalt und Vorzüge, hinter welcher ich nicht nur eine Geringschätzung meiner selbst, sondern des ganzen weiblichen Geschlechtes sah, aus dem Felde schlagen würde. Ich verachtete bald alle diese eigennützigen Wesen ohne Herz und Empfindung, und meine Lust war es, sie diese Verachtung fühlen zu lassen, mein Triumph und Hohn wurde endlich so deutlich, daß sich einer nach dem andern zurück zog, und ich in den Ruf kam, eine Feindinn der Männer zu seyn. Seitdem näherten sich mir andere und bessere, und ich bemerkte an manchem Reize und Gaben des Geistes, welche mich anzogen, doch konnte ich sie eben so ruhig abreisen sehen, wie ich sie froh und freundlich aufgenommen hatte. Diese Ruhe meines Herzens war mein größter Stolz, ich meinte, was ich von Liebe gehört, sei nur eine Erfindung begeisterter Dichter. Ja, ich kann es nicht läugnen, ich spielte wohl mit der bessern Empfindung manches Jünglings, und freute mich, ihn von meinen

Blicken abhängig zu machen, ohne dann seine Unruhe, se
Heftigkeit und Trauer zu bemerken oder zu erwiedern. A
schon nahte derjenige, den das Schicksal zu meiner Best
fung abgesandt hatte. Ein junger Ritter kam hieher, d
wie er sagte, aus Franken gebürtig war. Ich hatte noch
die Würde und die Liebenswürdigkeit des Mannes gese
sein stiller, ernster und feuriger Blick, sein holdseliges
cheln, seine tönende Sprache, und die Wahl seiner Worte, s
Gang, die Stellung, die Art sich zu kleiden, alles, alles
ihm versezte mich außer mir selbst; meine Unruhe, wenn
nicht zugegen, meine süße Angst, meine peinigende Wor
wenn er mir gegen über stand und saß, waren unbeschr
lich, meine ganze Seele gehörte ihm schon, noch ehe
darauf fiel, diese Empfindung, die alle meine Kräfte abwe
selnd erhöhte und vernichtete, Liebe zu nennen.

Ich erschrak und zitterte doch vor Freude, als ich mir d
ses Wort der Wunder und des Zaubers in meinem Her
ausgesprochen hatte.

Wie man an heißen Tagen, schmachtend und ermüdet a
weitem Gefilde, sich des Haines liebliche Kühlung und sei
rauschenden Schatten wünscht, um sich tief in der dunke
Grüne zu ergehn und immer weiter in das dicht verflocht
Labyrinth zu dringen, wie im Durst wir die Felsenquel
ersehnen, und uns den Born lieblich springend und töne
vorstellen, und meinen, nicht voll genug könnten wir d
Labsal schöpfen: so war es meiner heißen Seele, die sich b
ihm in die liebliche Kühle seines Innern, in den Reichthu
seiner himmlischen Gedanken und Gefühle tief hinein z
retten suchte, um aus dem Born des frischesten Herzens de
Durst zu stillen, der mich bis dahin in leerer Welt gequä
hatte, ohne gewußt zu haben, daß ich an dieser Sehnsuc
erstarb. Wie holde Lauben mit Vogelgesang und Blume
ranken, wie Felsenthäler mit klingenden Wasserfällen, w
die Wunder ferner Welt, die oft meine Phantasie geahnd
hatte, wie die reine Entzückung, die uns aus Liedern, vo
Gemählden herab strahlend umspielt: so allgenügend,

vielfach, so ganz erfüllend war mir seine Gegenwart. Habe ich denn bisher nicht gelebt? sprach ich zu mir selber. War es denn nicht dieselbe Sigismunde, die dachte und träumte und sang? Ich habe ja doch nun erst meine Seele, mich selbst gefunden, und hinter mir liegt mein voriges Leben wie eine wüste Steppe, oder verbrannte Haide, und jezt erst hat mich der holdseligste Garten mit Blumen, Bäumen, rauschenden Brunnen, Frühlingsschein und Stern- und Mondglanz in Empfang genommen. O wie süß war mein Traumspiel, das jezt mein Leben geworden war! die ganze Welt war in rührende Zärtlichkeit aufgelöst.

Welch Entzücken durchströmte meine Seele, als ich es fühlte, wie unsre Sehnsucht sich begegnete, als er mir in einsamer Stunde seine Liebe gestand, als er beschämt erzählte, wie sehr er gestrebt habe mir auszuweichen und sich mir zu entfremden, weil er arm und ohne Güter sei: welch seliges Gefühl, mich und alles was ich besaß vor ihn als sein Eigenthum hinzuwerfen! Aber wie gefährlich ist das Wort der Lippe, wie unverstanden und räthselhaft der Ton „Liebe", und wie seltsam zauberisch in seinen Wirkungen, daß es schien, als rinne der Quell der Wonne schwächer in uns, seit wir jenen Laut gesprochen, als falle ein langsamer Tod auf alle Blüthen unsers reichen Innern. Ich sah es, wie er sich verzehrte, eine trostlose Bangigkeit wühlte in meinem Herzen. Oft blitzte noch wieder die alte Sehnsucht, der Götterrausch auf, aber nur dunkler schien nachher der Kerker des Innern. Wir sprachen Worte, die wir nicht verstanden, wir waren uns fern in der nächsten Nähe: der Engel, der uns wie girrende junge Täubchen unter seine Flügel genommen hatte, war wieder hinweg geflogen, und wir fühlten die kalte Trübsal der Welt, die todte Einsamkeit selbst in Blick und Händedruck. Hier an dieser Stelle sah ich ihn zum leztenmal, hier schien noch einmal sein kindliches, holdseliges Lächeln mich an; einen Freund wolle er besuchen, so sprach sein Mund, und ich habe ihn nicht wieder gesehn.

O ihr neidischen Mächte! seitdem war er mir zurück ge-

geben. Die Kluft meiner Seele fiel zu, die Ströme der Lie
brachen den starren Fels, und Wunderblumen schauten w
der in die klaren Wellen, ganz, ganz war er wieder mei
der volle Frühling wieder herein gewachsen, aber zugle
schritt nun der herbe Schmerz und die Verzweiflung auf mi
zu, daß er mir verloren sei, daß ich ihn vertrieben, daß
wohl mir, ich aber nicht ihm gehöre, weil sein innres Lic
vielleicht noch von jener finstern Decke verhüllt werde, a
unsre Liebe zum Gespenst gemacht hatte. Nun rief ich de
Echo, den Felsen und Wasserquellen; die ziehenden Vög
und Wolken und meine schnelleren Liebesgedanken sand
ich ihm nach. Ach! in seltnen lieben Augenblicken war
als kehrten seine Wünsche aus der Ferne gastlich bei m
ein, dann ist eine Seligkeit in meinen fließenden Thräne
wie ich sie eben jezt empfinde.

Sternbald war hingerissen, erstaunt und gerührt, er such
die einschmeichelndsten, lindesten Worte, um[17] *sie wie Blume*
um das Herz der schönen Traurigkeit zu legen, und erzähl
von jenem verkleideten Mönche, den er neulich diesem Ge
biete ganz nahe gesehen habe, und der dem Ritter des Bilde
so auffallend ähnlich sehe. Er muß es seyn, so schloß er
und was anders sollte ihn wohl hieher getrieben haben, al
die nehmliche Sehnsucht, die neue Kraft der Liebe, die auch
in ihm durch die Schrecken der Ferne wieder aufgegange
ist? Ja, jenes Lied hat Euch prophetisch geantwortet:

Treulieb' ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist Dir, nur Dir geweiht.

Es sei, ich glaube daran, rief sie aus, ich nehme das liebe
Kind Hoffnung von neuem in meine Arme. O welchen Tros
habt Ihr mir aus der Ferne herüber gebracht! So sandte de
Himmel frommen Einsiedlern Brod in die Wüste durch da
Geflügel der Luft. Ja, wie ein Engel seid Ihr mit dieser Frie

17. Im Original „und".

lensbotschaft in mein verwaistes Haus getreten. O Wald-evier! O grüner Rasenplatz! O Felsenbach! hört Ihr es wohl? Er ist wieder in Eurer Nähe! Singt nun, Nachtigallen, nit doppler Macht, schlage Du Herz nun freudiger fort!

Sie lehnte sich, in sich hinein lächelnd, an den Baum-tamm, und sang dann mit lauter Stimme[18]*:*

Was halt' ich hier in meinem Arm?
Was lächelt mich an so hold und warm?
Es ist der Knabe, die Liebe!
Ich wieg' ihn und schaukl' ihn auf Knie und Schooß,
Wie hat er die Augen so hell und groß!
O himmlische, himmlische Liebe!

Der Junge hat schön krausgoldenes Haar,
Den Mund wie Rosen hell und klar,
Wie Blumen die liebliche Wange;
Sein Blick ist Wonne und Himmel sein Kuß,
Red' und Gelach Paradiesesfluß,
Wie Engel die Stimm' im Gesange.

Und liebst Du mich denn? – Da küßt er ein Ja!
Und wie ich ihm tief in die Augen nun sah,
Da schlägt er mir grimmige Schmerzen;
O böses Kind! ei wie tückisch Du!
Wo ist Deine Milde, die liebliche Ruh?
Wo Deine Sanftmuth, Dein Scherzen?

Da geht ein süß Lächeln ihm über's Gesicht:
Ich liebe Dich nicht! ich liebe Dich nicht!
Da sez' ich ihn nieder zu Füßen.
O weh mir! so ruft nun und weinet das Kind,
Du Böse, o nimm mich auf geschwind,
Ich will, ich muß Dich küssen.

Ich heb' ihn empor, er schreiet nur fort,
Er hört auf kein liebkosendes Wort,

18. Vgl. *Gedichte* (Dresden 1821) Bd I, S. 152: *Des Mädchens Plage.*

Er spreitelt[19] *mit Beinen und Händen:*
Mich ängstiget und betäubt sein Geschrei,
Mich rühren die rollenden Thränen dabei,
Er will die Unart nicht enden.

Und größer die Angst, und größer die Noth,
Ich wünsche mir selbst und dem Kleinen den Tod,
Ich nehm' ihn und wieg' ihn zum Schlafe:
Und wie er nur schweigt, und wie er nur still,
Vergaß ich, daß ich ihn züchtigen will,
Meine Lieb' seine ganze Strafe.

Da schlummert er süß, es hebt sich die Brust
Vom lieben Athem, ich sätt'ge die Lust
Und kann genug nicht schauen:
Wie ist er so still? Wie ist er so stumm?
Er schlägt nicht, und wirft sich nicht wild herum,
Er tobt nicht! es befällt mich ein Grauen.

O könnte der Schlaf nicht Tod auch seyn?
Ich weck' ihn mit Küssen; nun hör' ich ihn schrein,
Nun schlägt er, nun kos't er, meine Wonne, mein Sorge
Dann drückt er mich an die liebliche Brust,
Nun bin ich sein Feind, dann Freund ihm und Lust:
So geht's bis zum Abend vom Morgen.

Der Ausdruck war unbeschreiblich, mit welchem sie die
Verse sang, die sie im Augenblicke zu erfinden schien. Fra
war in ihrem Anblick verloren. Sie stand auf und lehn
sich ermüdet an ihn, er mußte sie durch die Baumgänge h
nach dem Garten des Schlosses zurück führen. Noch einm
dank' ich Euch für die tröstliche Nachricht, sagte sie m
einem Händedrucke, verließ ihn und ging hüpfend in d
Haus. Franz sah ihr lange nach, dann sezte er sich in ein
abgelegenen Laube nieder, und dachte über die wunde

19. Spreiteln, veraltete Diminutiv- und Iterativform zu: spre
ten, spreizen.

amen Gefühle, die ihm ihr wechselndes Betragen, ihr Lieb-
eiz und ihre Erzählung erregt hatten. Der junge Arnold
esellte sich zu ihm, und da dieser ihn so tiefsinnig sah,
agte er: Wie nun, mein junger Mahler, wie steht es um
Euch? Fühlt Ihr auch schon die zauberischen Netze, die sich
m Euch her ziehen, und denen Ihr bald nicht mehr werdet
ntrinnen können, wenn Ihr nicht kühn sie früh genug zer-
eißt? Ich sah Euch heut mit einem Gefühl von Eifersucht
nd Mitleid nach; gesteht es nur, daß Ihr Euch an einem
efährlichen Abhange befindet.

Franz erzählte ihm treuherzig, was vorgefallen war, und
erschwieg ihm den Eindruck nicht, den die Schönheit und
ie reizende Beweglichkeit der Gräfinn auf ihn gemacht
atten. Ja, rief Arnold aus, es ist etwas Furchtbares in dieser
Schönheit, wenn sie ohne Schonung so grausam mit ihrer
Macht spielen will. Ich bin seit meiner frühen Jugend in
iesem Hause, und sah dieses sonderbare und reizende Wesen
ich bilden. Sie ist die Freundlichkeit und Liebe selbst, mit
Wohlwollen, ja Zärtlichkeit kommt sie jedem entgegen, sie
weiß Vertrauen zu erregen, und bald meint der Getäuschte,
daß er ihr unentbehrlich sei. Doch wie ihm das lose Spiel sich
n Ernst verwandelt, wie sie es fühlt, daß jener sie sucht
nd wünscht, daß das leichte Verhältniß sich fest und fester
enüpfen soll, so zieht sie sich zurück, doch ohne den Faden
u zerschneiden, an welchem der Gefangene flattert. So hat-
en sich ihr viele Männer mancherlei Gemüthes aus der Nach-
arschaft und Ferne genähert, und alle waren in diese selt-
ame Jagd befangen worden. So gewöhnt, aus dem Leben,
er Liebe, der Rührung und dem süßen Wechsel zarter Emp-
indungen ein Spiel zu machen, und jeden neuen Gegenstand
ls Spiegel zu gebrauchen, in welchem sie sich selbst nur mit
Wohlgefallen betrachtete, erschien ihr endlich jener Ritter
us Franken, von dem sie Euch erzählt hat. Er war ein
eingebildeter, ja schöner Mann, weich und poetisch wie sie
elbst, eben so in Träumen lebend und süßen Gefühlen
chwelgend. Sie wurden sich bald unentbehrlich, einer schien

des andern nur bedurft zu haben, um den ganzen Reichti
seines innern Lebens zu erkennen und zu genießen. En
war gefunden, was sie umsonst bisher gesucht hatte, unc
erklärten laut ihre bevorstehende Verbindung.

Das ernste Wort war ausgesprochen, welches den Lie
den seines unwandelbaren Glückes versichert, beide
schienen vor diesem Ernst des Lebens zurück zu zittern,
alle ihre Träume und ihr buntes Spielwerk zu zerbre
drohte. Und gewiß, hat die Leidenschaft nicht so alle K
ergriffen, die tiefste Sehnsucht das ganze Herz so du
drungen, daß beide sich wie zum Tode gern und w
opfern, und keine Jugend mehr leben, und keine n
Wünsche und Rührungen mehr finden wollen, so darf
Seele, die in den Wogen des Wohllauts schwimmt und
Träumen der Entzückungen gaukelt, davor erzittern,
nun das Höchste, das lezte Ziel errungen werden soll, hi
welchem Wahrheit, Ruhe, stille Befriedigung, wie eber
viele graue Gespenster hervor zu drohen scheinen. So der
ich mir ihren Zustand, um mir einigermaßen zu erklär
was geschah. Er mochte in sich, noch mehr aber im Gege
stande seiner Liebe fühlen, wie das Herz noch etwas ande
als dieser Liebe bedürfe, wie sie nicht ihn selbst, sonde
nur die Schimmer der Phantasie vergötterte, die aus ihr
ihm hinüber leuchteten, und darum erweckte er sich fr
willig aus seinem Traume, und entfloh.

Sie war tief gekränkt, gestört, aber wie ich sie kenn
nicht wahrhaftig unglücklich. Die Trauer und der Schme
waren noch nie in ihre Seele gekommen, nun konnte sie s
an diesen üben, und sie zu ihren Spielgefährten machen.
schmückte sie auch so reizend auf, sie machte sie so schö
daß man zugeben mußte, daß sich neue wundersame Gab
und Bezauberungen an diesem verführerischen Weibe du
sie enthüllten, und ich machte die Erfahrung, daß ich
anbetete, indem ich ihr zu zürnen glaubte, daß alle je
Mängel, die ich zu kennen wähnte und in stolzer Sicherh
schalt, sich plözlich gegen mich selbst umwandten, und n

so holde Engels-Angesichter zeigten, daß ich verehrend, geblendet niederfiel, und freudig meinem Verderben entgegen eilte.

Jezt wurde ich ihr Vertrauter und tröstender Freund. Entfliehe der Mann doch diesen Klagen und Thränen eines schönen Weibes, diese Fluth der geschmolzenen Perlen nimmt ihn unwiderstehlich mit, er tritt in die Vorhalle zum Herzen seiner Freundinn und will bald selbst der Gegenstand ihrer Trauer und Thränen werden. Sie mochte sich nicht an dem gewöhnlichen Trost, an Musik, an Zerstreuung begnügen, ihr Leben selbst wollte sie zu einem Gedichte erhöhen, und ich war derjenige, der ihr zum Dichter und Mahler ihrer Scenen dienen mußte. Sie liest die herrlichen Liebesgedichte unsrer Vorfahren, sie kennt sie alle und ich trug sie ihr von neuem vor, und jeder rührende Vers, jede Schilderung, in der sie Beziehung entdeckte, ward wiederholt, hergesagt, auswendig gelernt und gesungen. Aber sie befriedigt sich damit nicht, ich muß ihr eigne neue Lieder dichten, die wir abwechselnd singen, wie Ihr denn neulich eins dergleichen bei Eurer Ankunft gehört habt, diese müssen einfach in wenigen Akzenten das Gefühl gleichsam mehr anklingen, als aussprechen. So schweifen wir durch die Wälder, jagen, singen, und erfreuen uns der Natur und der Einsamkeit, die Waldhörner müssen den Schmerz mit ihren Tönen verherrlichen, sie selbst ist schön geschmückt in vielen abwechselnden Trachten, bald als Frau, bald als Jäger und Jüngling, als Amazone oder als Fürstinn. Zuweilen fällt es ihr ein, als Isalde, Sigune oder Enite[20] *aufzutreten, von denen sie in ihren Büchern liest, in phantastischer Kleidung schweift sie dann mit ihrer Gesellschaft durch die Thäler und Haine, und mir Unglücklichen fällt es dann anheim, den sehnlich erwarteten Tristan oder Iwein darzustellen, sie täuscht sich dann selbst mit ihrer Zärtlichkeit und ist glücklich, aber mir Armen, ihr so nahe, vor ihr knieend, ihre Hände und Arme fassend, in ihren*

20. Frauengestalten der Artussage.

schönen Locken tändelnd, leuchtet dann ein Paradies e
gegen, und blitzend davor der Engel mit dem Feu
Schwerdte.

Nicht ist die Gefahr für die schuldlose Jungfrau so gr
wenn sie auf solche Weise mit dem Feuer scherzt, das
Welt durchglüht und erhellt, denn nur Wohlwollen, V
trauen, Freundschaft, höchstens Zärtlichkeit erregen sich
ihrem Gemüthe, und nur diese verlangt sie von dem Man
mit dem sie den Tanz zwischen den bloßen Schwerdtern ü
Aber wehe dem Manne! Erst entzündet sich ein süßes Wo
gefallen, eine klare Heiterkeit in seiner Seele, er schw
leicht durch die glänzenden Stunden, wie der Schmetterl
durch den Frühlingsschein, dann faßt ihn der stärkere Stro
und im frischeren Leben fühlt er sich gebadet und erquic
er triumphirt und jauchzt auf den Wogen, die ihn he
und tragen, den blühenden Ufern, den Traubenhügeln v
über. Bald aber genügt ihm nicht diese Ruhe, an sich und
sich will er reißen, was ihn aus der Ferne entzückt, d
Freude an der Schönheit wird im innigsten Verständniß A
betung, Aufopferung seiner selbst: nun blitzt das Erkenne
in der tiefsten Seele auf, nicht mehr daß dieses Wesen sch
und liebreizend sei, sondern nur daß es dieses einzelne b
stimmte, in Ewigkeiten nicht zum zweitenmal erscheinend
Wesen ist, und die flammende Liebe erwacht mit den heilige
Gluthaugen, und sieht und fühlt und denkt und weiß nich
anders als sie, nur sie. O Verzweiflung! sie wendet sich a
und will nur Schönheit und Lockung, nicht diese Einzig
seyn: da mischt die Anbetung und Heiligkeit des Himme
sich mit den Gräueln der Hölle, die liebliche Lockung wi
heiße Begier, im Genuß möchte der Unglückliche die Ve
ehrte entweihen und vernichten, da sie ihm Liebe, Unschu
und Himmel versagt, und wieder kämpft mit diesen schw
felgelben Gewittern das sanfte Licht der Kindereinfalt, d
ehemalige Heiterkeit, der Blumenfriede der glücklichen Tag
die man aber doch selbst um diese Qualen nicht zurück ka
fen möchte. Ihr seht mich staunend an, indem ich Euch die

Abgründe mahle, ich fühle, Ihr versteht mich nicht; und wohl Euch in diesem Seelenfrieden!

Er verließ ungestüm den sinnenden Jüngling, der ihm lange nachsah, und die sonderbaren Erscheinungen, die an diesem Tage in ihm aufgestiegen waren, nicht genug mit Verwundern betrachten konnte, die ihm in ihrer Seltsamkeit bekannt, und doch in ihrer Nähe so fremd und fern erschienen.

Sechstes Kapitel.

Schon seit *lange hatte Franz* viel

47,30f. oder andre Malereien . . . auch [Fehlt in B.]
47,31-34. verkaufte. *Sternbald konnte* der Begier *nicht länger widerstehn, ihn* aufzusuchen, *und* da Florestan
48,3-9. Unterwegs überdachte . . . besucht habe. [Fehlt in B.]
48,15. die Eichen und . . . bedeutungsvoll [Fehlt in B.]
48,17. Hörner *verscholl,* und
48,23. und *unfreundlich.*
48,26. nach *einer Stunde* stand
48,36. der Ströme, *der Berge, der Wälder* vor ihm
49,33f. mein *Händeringen nach* ihm
49,35. der Schönheit *still belächelt.*
50,23f. und neue *Gedanken* diese
50,29-31. eine *beklemmende Empfindung.* Als
51,2. umher, *so wie* einige
51,36-252,1. den *sonderbaren* Menschen
53,7. dem *es offenbart ist* liegt
53,16-18. Franz *erschrack vor* sich
53,21-23. so daß *seine* Ahndungen
55,7f. Köpfe, *einige* Landschaften, *die wenigsten* Historien.
55,36. nach *den Farben,* und
56,7f. *Der Künstler, sagte der Alte,* sollte
56,23-26. Franz *sah den Alten verlegen an, er war unzewiß, ob Wahnsinn oder die Sprache der Begeisterung aus ihm* rede.

256,27f. fort, *erregt mich auch die umgebende Natur,* d
256,33f. der *das Bild dadurch* in
257,17 zur *mondglänzenden* Anhöhe
257,32f. wie Ihr es nehmt [Fehlt in B.]
258,18-22. über *diese Landschaft* denkt, und *mir scheint* habt recht. *Ich will nicht Bäume und Berge* abschreiben.
258,23f. in *dieser Stunde* regiert
258,33. seine *Freundschaft,* die
260,2. mit *den* Menschen
260,11-13. läßt. *Wollt Ihr mir folgen, junger Mensch, so ich Euch kürzlich etwas von mir erzählen, damit Ihr greift,* wie
260,33-261,1. Perugia, *weil dort* Pietro in *besonderem* stand, *und seine Bilder in ganz Italien gesucht wurden,*
261,11-13. *Mir dünkt,* sagte der Alte, *es kam in der Zeit, als ich dort war, ein* unbedeutender Knabe *dieses mens zu ihm, und ich verwundre mich,* daß
261,15f. über *Eure Worte,* rief
261,18-20. jedermann *seinen Namen* im Munde führt ist seit einem Jahre gestorben, und *alle Künstler in Eur trauern* über
261,29f. gelebt. *Doch, es sei, weil es ist, ich will fortfah von mir zu sprechen.*
262,18. Lebens. *Sie war die meines wildesten Wahnsinns.*
262,33. ich *hätte* die
263,1f. Ich suchte allenthalben Hülfe [Fehlt in B.]
263,29. war *in ferne Lande weit weg* verreist.
264,6. wahnsinnig, *wie ich nachher gehört habe.* Ich
264,7. was *mir damals begegnet ist.*
264,17. *Jezt, im ruhigen Alter,* fuhr
265,6f. es *eine junge Dame vorstelle,* die
265,11. von *der Unbekannten* nicht
265,34-266,1. Tage *muthwilliger als je, sie scherzte lachte, und auch Franz fühlte sich so vertraulich zu ihr, er ihr von seiner Wallfahrt zum alten Mahler erzählte,* des
266,9. hierauf *mit Zittern* das Gemälde

266,10-12. hatte. *Die Gräfinn sagte erstaunt: Wie? Mein eignes Bild bringt Ihr mit herunter, junger Mann? Die Aufmerksamkeit ist schmeichelhaft für mich. Das Eurige? rief Franz bestürzt und sich vergessend, und jezt wurde ihm die Aehnlichkeit noch deutlicher, und auf einen Augenblick ließ er sich durch den Gedanken entsetzen, daß es möglich sei. Ach! sagte die Gräfinn plötzlich, und seufzte tief: nein, sie ist es,* meine
266,16. Gräfin, *sie hat viel gelitten,* jetzt
266,23f. sie *reiste in ihre Heimath* zurück
266,35f. Schreibtafel, *ihr Erinnerungen,* ach!
267,17. [Hier beginnt in B das *Siebente Kapitel.*]
269,6. Busen *heiter* betrachtete.
269,27-270,2. Franz fand sie ... befürchtete. [Fehlt in B.]
270,35-271,5. Franz führte seine ... entgegenquoll. [Fehlt in B.]
271,13. [In B *Achtes Kapitel.*]
271,17-21. Franz und Emma ... ängstigen. [Fehlt in B.]
275,24-277,3. Er stellte sich ... den Hüften löst. [Fehlt in B.]
278,13-279,11. Es war einer ... ihres Glücks. – [Fehlt in B.]
279,13-18. befanden, *war Rudolph nachdenklich,* weniger
280,1-18. Auf, mein Freund ... sich bringen. [Fehlt in B.]
282,6-33. Die Gemälde von ... Empfindung in dir. [Fehlt in B.]
283,28f. das schon über ... alt wurde und [Fehlt in B.]
284,20f. die mit ihren Gemahlinnen [Fehlt in B.]
284,26-28. Dieses *Gemählde* hat
287,14-27. der Alte sang ... uns verkünden. [Fehlt in B.]
302,1-306,21. Rudolf nahm seine ... Arbeit abgequält. [Fehlt in B.]
308,1. [In B *Viertes Buch.*]
332,13. [In B heißt die Gräfin *Sigismunde*, in A Adelheid; an dieser Stelle blieb jedoch in B *Adelheid* versehentlich stehen.]
335,34-336,1. und wenn sie ... Glück genossen? [Fehlt in B.]
344,26. Wie kann *ich mich an seinem Anblick laben?*

345,5. Fernab *erklingt es,* keiner
345,9. lustig *zum* See,
349,13. So wie nur *keiner auf ihn sieht und achtet.*
362,19. immer *weniger gern.*
370,23-27. Ich hätte mich ... entschädigt. [Fehlt in B.]
372,14-373,19. Als Franz diesen ... Küsse sinnt. [Fehlt in B
383,1-385,17. Mit jeder Minute ... wieder mit. [Fehlt in B
385,26. ein *Gast* muß
386,34-36. Laura, *sehr ernsthaft geworden.*
390,32-391,6. Lauras Tänzer hatte ... zu verweilen. [Feh
in B.]
391,22-25. Noch spät sah ... erwartete. [Fehlt in B.]
393,16-23. *Wenn man, sprach Castellani, erst mehr die Fra*
untersuchen wird: Was soll Kunst seyn? was kann sie sey
so werden wir auf diesem Wege weiter kommen. Ich
394,32-395,14. Sein Jüngstes Gericht ... bewiesen. [Feh
in B.]
395,20f. er *seine mächtigen Werke* entwarf?
396,22. ihn vor *die Propheten und Sybillen,* und
396,27f. das gewaltige ... auch seiner. [Fehlt in B.]
396,34-397,2. Aber wie ein ... seinen Augen [Fehlt in B.
401,28. Ende des zweiten Teils [Fehlt in B.]

Dokumente und zeitgenössische Urteile

DOKUMENTE ZU „FRANZ STERNBALDS WANDERUNGEN“

. *Aus den Mitteilungen Rudolf Köpkes*[1]

ndem für beide Freunde [Tieck und Wackenroder im Som-
ner 1793] die Zukunft zweifelhaft erschien, entstand bei
hnen ein abenteuerlicher Plan, welchen der dritte Freund,
Burgsdorff, der schon einmal eine ähnliche Fahrt durchge-
nacht hatte, mit Vorliebe weiter ausspann. Sie wollten in
ler Stille Göttingen verlassen, und nach Italien, dem Lande
ler Kunst und der dichterischen Sehnsucht gehen, um dort
in neues Leben anzufangen. In Rom sollte Wackenroder
rei von allen Fesseln Musik studiren, und dereinst, so träum-
en sie, dem Vater als Meister von Ruf und Namen selb-
tändig entgegentreten. Tieck sollte als Dichter und Schrift-
teller wirken. Freilich wie man sich durchschlagen wollte,
bis man das gelobte Land erreicht habe, welche Kämpfe es
uch dort noch kosten werde, daran hatte man kaum ge-
lacht. Endlich, als die Freunde anfingen, sich ernstlich mit
liesem Gedanken vertraut zu machen, sprang Burgsdorff
uerst wieder ab, weil er sich inzwischen in Verhältnisse
ingelassen hatte, die seine Rückkehr nach Berlin forderten.
Auch die beiden Andern ließen den Plan fallen, und so
blieb nichts übrig, als nach Ablauf des Sommers ruhig nach
Hause zurückzukehren . . .

. . . Schon in Nürnberg hatten die Freunde den Gedanken
gefaßt die alte volksthümliche Kunstwelt wieder zu bele-
ben. Unter den verschiedenartigsten Arbeiten hatte Tieck die-
en Plan festgehalten. Zu den „Herzensergießungen“ hatte
r einen Beitrag gegeben, in dem der Charakter des „Stern-
bald“ bereits vollständig ausgebildet war. Es ist der Brief
les jungen deutschen Malers, der aus der Schule seines Mei-

1. Rudolf Köpke *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben
es Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilun-
en*, 2 Bände, Leipzig 1855, Bd I, S. 183 f. und S. 225 f.

sters Albrecht Dürer nach Rom gegangen ist, und unter
Werken Rafael's und der großen Italiener ein neues L
in der Kunst beginnt. In dem letzten Lebensjahre Wac
roder's hatte er diese Gedanken mit verdoppeltem I
wieder aufgenommen, und mit dem Freunde auf manc
Spaziergange im Thiergarten besprochen. Er wünschte
haft, auch dieser möge an der Ausführung Theil nehr
Zögernd willigte endlich Wackenroder ein, und übern
die Bearbeitung gewisser Capitel. Auch diese altdeutsche
schichte sollte dann unter dem Namen des Klosterbru
erscheinen. Doch gleich darauf erkrankte Wackenroder
vor er noch an die Lösung seiner Aufgabe gehen ko
Die Gestalten der deutschen Kunstwelt und der Gedank
die eben entworfene Dichtung erfüllte die Phantasie s
letzten Tage. Unterdessen hatte Tieck bereits begonnen,
unter den Schmerzen jenes herben Verlustes vollende
die ersten Bücher. Er konnte sie nur mit der Klage absc
ßen, daß er ohne den Beistand des Freundes habe ausfü
müssen, was in der Idee beiden gehörte.

2. *„Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an s nen Freund in Nürnberg"*[2]

Teurer Bruder und Genosse!

Lange ist es schon, ich weiß es wohl, daß ich Dir ni
geschrieben habe, so oft ich auch mit inniger Liebe an D
dachte; denn es gibt Stunden im Leben, in denen den be
gelten Gedanken alles Äußere zu langsam von Statten ge

2. Wilhelm Heinrich Wackenroder *Werke und Briefe*, h
von Friedrich von der Leyen, Bd I, Jena 1910, S. 212–219.
Frage, ob Tieck oder Wackenroder der Verfasser dieses Beitrages
den *Herzensergießungen* (1797) war, ist ungeklärt. 1798 na
Tieck in der „Nachschrift an den Leser" zum ersten Teil des *St*
bald (vgl. S. 191 f.) den Brief ganz für sich in Anspruch. Sechz
Jahre später schreibt er jedoch in der Vorrede zu seiner Wack
roder-Ausgabe (*Phantasien über die Kunst, von einem kunst*

wo die Seele sich selbst mit Vorstellungen abarbeitet, und eben deswegen äußerlich nichts geschieht. Eine solche Epoche habe ich jetzt erlebt, und nun, da ich innerlich wieder etwas zur Ruhe gekommen bin, nehme ich auch sogleich die Feder, um Dir, geliebter Sebastian, meinem wertesten Jugendfreunde, zu berichten, wie es mir ergangen, und was sich mit mir zugetragen hat.

Soll ich Dir weitläufig schreiben, wie das gelobte Land Italia beschaffen sei, und mich in unzusammenhängende Bewunderungen ergießen? Es finden da keine Worte ihren rechten Platz, denn wie mag ich, der Sprache so ganz unkundig, Dir den hellen Himmel, die weiten paradiesischen Aussichten, durch die die erquickende Luft spielend ziehet, würdig darstellen? Weiß ich doch kaum in meinem eigentümlichen Handwerke Farben und Striche aufzufinden, um das, was ich innerlich sehe und fasse, auf die Leinwand hinzuzeichnen.

So verschieden aber auch alles hier sein mag, was Himmel und Erde betrifft, so läßt es sich doch noch eher ahnden und glauben, als dasjenige, was ich Dir von der Kunst zu sagen

benden Klosterbruder. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Neue unveränderte Auflage, Berlin 1814): von diesem Brief „gehört mir einiges, was ich jetzt nach so viel Jahren, nicht mehr zu unterscheiden weiß; ich erinnere mich nur, daß die Gedanken ganz von ihm [Wackenroder] herrühren, und ich nur einiges umschrieb und hinzufügte". Zweifellos kommt diese letzte Äußerung Tiecks dem wahren Sachverhalt am nächsten. Nicht nur, daß an zahlreichen Stellen des Briefes Partien aus Wackenroders *Joseph Berglinger* wörtlich nachklingen; die Kernszene – Besuch eines feierlichen Hochamtes, Glaubens- und Musikandacht der Gemeinde, sich steigerndes Gefühl eines Zwanges zur Glaubensbekehrung – geht unmittelbar auf ein persönliches Erlebnis des jungen Wackenroder im Bamberger Dom zurück, das er am 23. Juli 1793 in einem langen Reisebericht seinen Eltern ausführlich schilderte (vgl. Wackenroders *Reisebriefe,* hrsg. von Heinrich Höhn, Berlin 1938, S. 107–161, besonders S. 125 ff. Wackenroder machte diese Reise nach Bamberg vom 13. bis 17. Juli 1793 ohne Tieck). Für die Verlegung der Szene nach Rom, den tatsächlichen Vollzug der Konversion und die Einführung des Liebesmotivs (Marie) dürfte Tieck verantwortlich sein.

habe. Ihr mögt da in Deutschland fleißig zusammen male- lieber Sebastian, Du und unser überaus teurer Lehrer A brecht Dürer; aber wenn ihr hieher plötzlich verschlagen wü det, so würdet ihr wahrlich wie zwei Gestorbene sein, d sich im Himmel noch nicht zurecht zu finden wissen. I seh' ich in Gedanken den künstlichen Meister Albrecht a seinem Schemel sitzen, und mit einer kindischen, fast rü renden Emsigkeit an einem feinen Stückchen Holze schni zeln, wie er die Erfindung und Ausführung wohl überleg und das angefangene Kunststück zu wiederholten Malen b trachtet; ich sehe seine weite, ausgetäfelte Stube und d runden Scheiben, und Dich mit dem unermüdlichen, getreu Fleiße vor einer Kopey, und wie die jüngern Schüler a und zu gehen, und der alte Meister Dürer manches klu und manches lustige Wort fallen läßt; dann sehe ich uns Hausfrau hereintreten oder den wohlberedten Wilibald Pir heimer, der die Gemälde und Zeichnungen betrachtet, u mit Albrecht einen lebhaften Disput anfängt; – und wen ich mir dies alles eigentlich in meinen Gedanken vorstelle, s kann ich ordentlich nicht recht begreifen, wie ich hieher ge kommen bin, und wie hier alles so anders ist.

Erinnerst Du Dich noch der Zeit, als wir zuerst bei unserm Meister in die Lehre gegeben wurden, und wir es gar nicht begreifen konnten, daß aus den Farben, die wir rieben, ein Gesicht oder ein Baum hervorgehen sollte? Mit welchem Erstaunen betrachteten wir dann den Meister Albrecht, der immer alles so wohl anzuwenden wußte, und nie über die Ausführung seiner größten Sachen in Verlegenheit kam! Ich war oft wie im Traum, wenn ich aus der Malerstube ging, um ihm Wein oder Brot einzukaufen, und ich meinte sogar in manchen Stunden, wenn alle die übrigen unkünstlichen Menschen, Handwerker oder Bauern, an mir vorübergingen, er müsse wohl gar ein Zauberer sein, daß sich das Leblose so auf seinen Ruf zurechtfinde, und gleichsam lebendig werde.

Aber was würde ich erst gesagt oder gefühlt haben, hätte

nan mir damals die verklärten Angesichter Raphaels vor die indischen Augen gehalten? Ach, lieber Sebastian, wenn ich ie verstanden hätte, so wäre ich gewiß in meine Kniee gesunken, und hätte meine ganze junge Seele in Andacht, Trä-en und Anbetung aufgelöst; denn bei unserm großen Dürer indet man doch noch das Irdische heraus, man begreift es loch, wie ein künstlicher und wohlgeübter Mann auf diese Gesichter und Erfindungen verfallen konnte; – wenn wir echt mit den Augen in das Gemälde einwurzeln, so können vir fast die gefärbten Figuren wieder vertreiben, und das eere, einfache Brett darunter entdecken; – aber bei diesem Meister, mein Teurer, ist alles so wunderbar eingerichtet, daß Du ganz vergißest, daß es Farben und eine Malerkunst gibt, und Dich nur innerlich vor den himmlischen und doch o herzmenschlichen Gestalten mit der wärmsten Liebe demüigst, und ihnen Dein Herz und Deine Seele zueignest. – Glaube nicht, daß ich aus jugendlichem Eifer übertreibe; Du kannst es Dir nicht vorstellen und nicht fassen, wenn Du nicht selber kommst und siehst.

Überhaupt, lieber Sebastian, ist diese Erde durch die Kunst ein gar herrlicher und lieblicher Aufenthalt; ich habe es erst etzt empfunden, wie ein unsichtbares Wesen in unserm Herzen wohnt, das allgewaltig von den großen Kunstwer-ken angezogen wird. – Und wenn ich Dir alles gestehen soll, mein teurer Jugendfreund (wie ich es denn muß, denn ich fühle mich mit Gewalt dazu hingezogen), so liebe ich jetzt ein Mädchen, die meinem Herzen über alles geht, und ich werde von ihr wieder geliebt. Mein Sinn taumelt also in einem ewigen Frühlingsglanze umher, und ich möchte in manchen Stunden des Entzückens sagen, daß die Welt und die Sonne des Himmels ihren Glanz von mir erborgten, wenn es nicht zu frech wäre, seine Freude auf diese Art aus-zusprechen zu wollen. Mit inniger Rührung habe ich seit lan-gem ihre Züge in den besten Gemälden aufgesucht, und sie immer bei meinen liebsten Meistern gefunden. Ich bin mit ir verlobt, und in wenigen Tagen werden wir unsre Hoch-

zeit feiern; Du siehst also, daß ich nicht Lust habe, unserm Deutschland zurückzukehren, ich hoffe Dich aber hier in Rom zu umarmen.

Beschreiben kann ich Dir es nicht, wie Mariens Herz mer um das Wohl meiner Seele besorgt war, als sie h daß auch ich der neuen Lehre zugetan sei. Sie bat mic inbrünstig, zum alten, wahren Glauben zurückzukehren, ihre liebevollen Reden brachten oft meine ganze Phant und alles, was ich für meine Überzeugungen hielt, in Un nung. – Von dem, was ich Dir nun schreiben werde, nichts unserm vielgeliebten Meister Dürer; denn ich daß es nur sein Herz kränken würde, und es könnte weder mir noch ihm weiter fruchten.

Ich ging neulich in die Rotonda, weil ein großes Fest und eine prächtige lateinische Musik sollte aufgeführt den, oder eigentlich anfangs nur um meine Geliebte unter der betenden Menge wieder zu sehen, und mic ihrer himmlischen Andacht zu bessern. Der herrliche Tem die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach here drang, und mich immer enger umgab, die glänzenden V bereitungen, das alles stimmte mein Gemüt zu einer wund baren Aufmerksamkeit. Mir war sehr feierlich zu Mute, wenn ich auch, wie es einem bei solchem Getümmel zu gel pflegt, nichts deutlich und hell dachte, so wühlte es doch eine so seltsame Art in meinem Innern, als wenn auch in selber etwas Besonderes vorgehen sollte. Auf einmal w alles stiller, und über uns hub die allmächtige Musik, langsamen, vollen, gedehnten Zügen an, als wenn ein sichtbarer Wind über unsern Häuptern wehte: sie wäl sich in immer größeren Wogen fort, wie ein Meer, und Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. M Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnsucht n etwas Großem und Erhabenen, was ich umfangen könn Der volle lateinische Gesang, der sich steigend und falle durch die schwellenden Töne der Musik durchdrängte, gle wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres segeln, hob m

Gemüt immer höher empor. Und indem die Musik auf diese Weise mein ganzes Wesen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief, – da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und sah um mich her, – und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, so trunken hatte mich die Musik gemacht. In dem Moment hörte sie auf, ein Pater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeisterten Gebärde die Hostie, und zeigte sie allem Volke, – und alles Volk sank in die Kniee, und Posaunen und ich weiß selbst nicht was für allmächtige Töne, schmetterten und dröhnten eine erhabene Andacht durch alles Gebein. Alles, dicht um mich herum, sank nieder, und eine geheime, wunderbare Macht zog auch mich unwiderstehlich zu Boden, und ich hätte mich mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten können. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte kniete, und mein Herz in der Brust flog, da hob eine unbekannte Macht meinen Blick wieder; ich sah um mich her, und es kam mir ganz deutlich vor, als wenn alle die Katholiken, Männer und Weiber, die auf den Knieen lagen, und, den Blick bald in sich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet, sich inbrünstig kreuzten, und sich vor die Brust schlugen, und die betenden Lippen rührten, als wenn alle um meiner Seelen Seligkeit zu dem Vater im Himmel beteten, als wenn alle die Hunderte um mich herum um den einen Verlorenen in ihrer Mitte flehten, und mich in ihrer stillen Andacht mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da sah ich seitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich sah eine große, heilige Träne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht, wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf seitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemälde Christi am Kreuz sah mich mit unaussprechlicher Wehmut an, – und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben sich anbetungswürdig, wie Apostel und Heilige, vor meinen Augen, und schauten mit ihren Kapitälern voll Hoheit auf mich herab, – und das unendliche Kuppelgewölbe beugte sich wie der allumfassende Him-

mel über mir her, und segnete meine frommen Entsch
ßungen ein.

Ich konnte nach der geendigten Feierlichkeit den Tem
nicht verlassen; ich warf mich in einer Ecke nieder,
weinte, und ging dann mit zerknirschtem Herzen vor
Heiligen, vor allen Gemälden vorüber, und es war mir
dürfte ich sie nun erst recht betrachten und verehren.

Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerstehen: – ich
nun, teurer Sebastian, zu jenem Glauben hinübergetra
und ich fühle mein Herz froh und leicht. Die Kunst hat
allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen,
ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich
Kannst Du es nennen, was mich so verwandelt, was wie
Engelsstimmen in meine Seele hineingeredet hat, so gib
einen Namen, und belehre mich über mich selbst; ich f
bloß meinem innerlichen Geiste, meinem Blute, von
mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkommt.

Ach! glaubte ich denn nicht schon ehemals die heil
Geschichten und die Wunderwerke, die uns unbegreif
scheinen? Kannst Du ein hohes Bild recht verstehen,
mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Mome
die Darstellung zu glauben? Und was ist es denn
mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bei mir lä
wirkt?

Dein Herz wird sich dem meinigen gewiß nicht abwend
das ist nicht möglich, Sebastian, und so laß uns denn
demselben Gotte beten, daß er unser Gemüt hinfüro im
mehr erleuchte, und die wahre Frömmigkeit auf uns h
niedergieße: nicht wahr, Freund meiner Jugend, das übr
soll und kann uns nicht trennen?

Lebe recht wohl, und grüße herzlich unsern Meister. W
Du auch nicht meiner Meinung bist, wird Dir dieser B
doch gewiß Freude machen, denn Du erfährst, daß ich gl
lich bin.

3. Tieck an August Wilhelm Schlegel [Dezember 1798 oder Januar 1799]

Der Phantasus ist mir im Sternbald das liebste Gedicht: es hat mir sehr wohl gethan, daß es ihr [Caroline Schlegel] besonders aufgefallen ist.

4. Tieck an August Wilhelm Schlegel, am 16. Dezember 1803

... ich fange an fleissiger zu werden, als ich nur jemals gewesen bin. Das einzige hält mich jezt noch zurück, etwas hervorzubringen, daß es mir so wie dem Sternbald geht, der Gegenstand dünkt mich jedesmahl so wichtig, daß ich zage und bange bin ihn darzustellen ...

5. Fragment einer Fortsetzung des „Sternbald"[3]

[Dritter Teil] Erstes Buch Erstes Kapitel

Marie und Franz Sternbald saßen in einer Laube des kleinen Gartens vertraulich neben einander und Franz schaute mit entzücktem Auge die Blumen an, die die Gänge hinunter blühten.

Ist es nicht, hub er an, als wenn eine gütige Gottheit meinen Lebenslauf wie ein anmuthiges goldenes Kindermärchen vor mir hin, gewebt hätte?

Seit wie vielen Jahren, sagte Marie, haben dich diese Blumen erwartet? Nun rauschen die Zweige wieder über mir,

3. Die Handschrift dieses Fortsetzungsfragments befindet sich im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts (Hs. 9625); sie wurde von Richard Alewyn 1962 im *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (S. 60–65) erstmalig veröffentlicht. (Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Freien Deutschen Hochstifts – Frankfurter Goethemuseum.)

wie schon oft, aber sie haben die Sprache gelernt, die freun
lichen Winde wehen in vernehmlichen Tönen, die guten G
ster entfliehen nicht mehr mit den Wolken, sondern alle sir
in diesen Garten herunter gestiegen.

Wie find ich mich? Wie darf ich's wagen, mich auf me
Glück zu besinnen? sprach Sternbald entzückt, ich blei
ganz vom Taumel und Rausch gefangen, ich fürchte, es dür
ten mit mir diese Bäume und Blumen, die frischen Farb
und deine Küsse wie aus einem Schlummer erwachen ur
dann wär' ich wieder im vorigen Leben einheimisch, als wü
den sich alle erinnern, daß ich nicht so seelig sein dürfte.

O glükliche Gegenwart! rief Marie aus, nun sind Verga
genheit und Zukunft verschwunden, die Ewigkeit ist in d
Zeit gedrungen.

Die Vergangenheit ist Gegenwart geworden, fuhr Ster
bald fort, Hofnung und Glauben sind im schönsten Bun
vereinigt. Der Waldplatz, meine Jugend, die Lieder, die i
in der Kindheit kannte, alles kommt neu und lieblicher zu
rück, meine Leiden und tiefe Sehnsucht, alles ist wieder d
und gehört mir nun erst zu, da ich weiß, was es sollte.

Mit diesen Worten küßte Franz die Geliebte und sie schlan
lieblich die zarten weißen Arme um seinen Nacken, so be
gegneten sich ihre Küsse. Die Mutter trat hinzu und Mari
blickte sie verschämt an, sie war aus der Messe gekommen
die sie keinen Tag versäumte, und Andacht und fromm
Liebe spiegelten sich noch in allen ihren Zügen. Wie frisch
mein Sternbald, sagte sie, sind eure Blumen nach dem gest
rigen Regen, ihr habt eine glükliche Hand, kein Gewächs
das ihr pflanztet, ist zurück geblieben, der Seegen des Him
mels hat sie alle aus der Erde hervor gerufen.

Marie stand auf und umarmte ihre Mutter, weil sie si
an diesem Morgen noch nicht gesehn hatte; ja, fuhr di
Matrone fort, denen Menschen kann ich trauen und will si
lieben, welchen das geräth, was sie mit ihren Händen anfan
gen, der Himmel hat sie selber dadurch ausgezeichnet, vol
ends bei grünen Pflanzen und bunten Blumen kann ma

recht wahrnehmen, wem der liebe Gott wohl will, in wessen Herz[4] Demuth und Liebe wohnen, dem zeigen sich auch das Grün der Hoffnung und die rothprangenden Farben willfährig. Ich habe Menschen mit einem bösen, wilden Gemüthe gesehn, denen alles unter den Händen verdorrte, als wenn die Natur vor ihrem Angriff erschräcke, die auch nichts Grünes und Liebes um sich leiden konnten, die alles verstören musten, was freundlich war; sie konnten keine Musik lernen, wenn sie auch wollten, stand ein freundlicher Baum vor ihrem Fenster, so musten sie ihn abhauen, und sonderlich hatten sie es gegen die Obstbäume, die wilden mochten sie noch eher ertragen. Dergleichen Leute verscheuchen auch die unschuldigen Kinder und Thiere von sich, sie mögen nichts leiden, was in der Sanftmüthigkeit lebt. Von diesen ist der Krieg und alles Bitterböse in der Welt entstanden, sie sind wie ein brennendes Feuer, oder wie ein tödtender Frost, die nur verderben können, und zu denen ihr, mein lieber Sternbald, nicht gehört.

Die Mutter entfernte sich hierauf mit der Tochter, und Sternbald blieb im Garten allein. Er ging sinnend umher und war sich jezt seines Glückes recht innig bewußt, die laue Luft umgab ihn wie ein freundliches Element, alle Blumen fühlte er seinem Herzen nahe, das sich weiter in der Brust ausdehnte, um die Freundschaft der ganzen Natur zu empfinden und zu erwiedern. Ich bin wieder ein Kind geworden, rief er aus, ich besitze alles wieder, was einst mein war, und nun kann es mir nicht von neuem verlohren gehn. In der Kindheit sind wir dem Ewigen und allem Unsichtbaren näher, wir fühlen dann noch keinen Unterschied zwischen Vergänglich und Unvergänglich, alles was uns umgiebt, ist einverstanden mit uns selber, wir finden uns in allen Dingen wieder und fühlen im Nächsten den magischen Zusammenhang mit dem Universum. Dann verschwindet alles umher, wenn sich die Vernunft und die Zeit entwickelt, dann bleibt das Ich in der

4. In der Handschrift: „in wessen Herz nicht Demuth . . ."

öden Welt einsam zurück, und aller Glaube und alle
freundeten Gestalten entfliehn. Aber nun fühl' ich wie
alle Quellen des Lebens um mich rauschen, alle Zwe
haben mich wieder losgelassen und die Gegenwart sch
spielend um mich. O ihr holdseeligen Blumen, die ich sel
gepflegt habe, nun versteh ich, was ihr mir bedeutet,
säuselnden Lüfte, ihr Bäume und blauen Gebirge, du fe
Kindheit, alles Bekannte und Unbekannte, nun bin ich e
wieder auf ewig zurückgegeben! In Wollust zittert und
sich die ganze Welt, zum Wohllaut klingen alle Töne
sammen, alles Treiben der bunten Pflanzen, der unschuldi
Menschen, der Ströme und Meere erscheint mir wie ein ki
liches Spiel, und Sonne und Sterne verstehn mein Herz
mein Begehren.

So verließ er den Garten und streifte vor der Stad
verfallenen Ruinen der alten Welt umher, dann begab
sich in einen nahgelegenen Wald, wo ihm der alte Cam
begegnete. Sie knüpften bald ein Gespräch über die Ku
an, und der alte Mann war an diesem Tage besonders r
seelig, so daß er auch dem jungen Franz manche Nachricht
von Mahlern und ihren Werken mittheilte, die er in sein
Jugend gekannt hatte. So erzählte er vom Pietro Perugi
und Giorgione, dessen adliches Gemüth er nicht genug
heben konnte, auch vom Leonardo da Vinci, dem herrlich
Mann aus Toskana. Es ist, fuhr er fort, als wenn die G
Gottes sich in einigen Gegenden ganz besonders habe sich
bar machen wollen, so ist es an dem Florentinischen Gebie
geschehn, über welches der Kunstsinn und die Liebe z
Schönen in vollen Strömen ausgegossen ist. Wie Fruchtba
keit und Dürre, Reichthum und Mangel auf der Erde wechse
also ist es auch mit dem Unsichtbaren beschaffen, ja es
wohl, das eins das andre erregt und wiederum von ihm
zeugt wird, so daß das erhellte Auge in den Gewächsen u
Bäumen wie in einem Spiegel die Art der Menschen erkenn
müste, die dorten leben, und in den Menschen die Kräffte
Natur ahnden und ergründen, denn nichts kann sich aus d

großen Zusammenhange losreißen und ein einzelnes getrennes Leben für sich selber führen.

Ihr sprecht da einen wunderbaren Gedanken aus, sagte Franz. Der doch dem Künstler nicht fremd sein muß, wenn er an seine Kunst glauben soll, antwortete Camillo, denn alles keimt, sprießt und blüht aus demselben ewigen Grunde hervor, alles Zeitliche hat seine Wurzel in der Ewigkeit und die Ewigkeit blüht auch als Kunst in der Zeit hervor und darum wird sie göttlich geheißen, weil sie aus Gott hervorgeht und in ihm, als ihrem Mittelpunkte ruht. Glaubt ihr, daß es die Farben sind, aus denen die Gemählde gemacht werden, die Striche, die sie bilden, daß sie nicht, aller Zerstörung zum Trotz, unvergänglich sind?

Sie trennten sich, denn Camillo wollte nach einem Gartenhause und Sternbald ging zur Stadt zurück. Als er unter dem kühlen Baumschatten wandelte, konnte er sich nicht enthalten, laut zu sagen: o Liebe! du unverstandnes Wort. Du bist es, die uns die Ewigkeit offenbart, du bist der Schlüssel zum Abgrund, durch dich finden wir uns und die Gottheit, wenn du im Herzen aufgehst, so bist du ein Zeichen, daß der ewige Frühling da ist, oder daß wir ihn fühlen, denn er ist immer gegenwärtig.

Am Abend war er wieder bei Marie und ihrer Mutter, wo sich einige Eltern mit ihren Kindern zu einer frölichen Gesellschaft versammelt hatten. Sternbald ward von den Kindern umringt, die ihn mit in ihre tändelnden Spiele zogen, indessen sich die Alten Geschichten aus der Vergangenheit erzählten. Es war lieblich zu sehn, wie die Kinder in ihrer Frölichkeit tanzten und hüpften und Sternbald ihnen wie in Andacht versunken zuschaute; seine Kindheit kam mit allen ihren Scenen in seine Gedanken zurück und es erquickte ihn, seinen Lebenslauf von vorn bis zu diesem Augenblick zu überschauen, in welchem ihm die Geliebte wie das schönste Ziel seines Daseins so nahe und gegenwärtig war. Er fühlte sich innerlichst von aller Schönheit durchdrungen und war mit sich und der ganzen Welt zufrieden,

jeder seiner Gedanken war ihm ein Spiegel von Glück
Freude, allenthalben nahm er glänzende Farben wahr.
riens Mutter, Antonie, sezte sich endlich zu ihm und in
die Kinder ihre Spiele fortsezten, erzählte sie ihm, wie
schon in der Jugend mit ihren Eltern Deutschland, ihr Va
land, verlassen habe, wie sie oft eine heimliche Sehns
nach den Gegenden empfinde, die sie nur in ihrer Kind
gekannt hatte, dort sei für sie die Heimath alles Wun
baren und Außerordentlichen und sie ängstige sich oft
Stillen, jene Fluren wieder zu sehn, nach denen sie wie
bekannten Stimmen gerufen würde.

Ich habe immer noch nicht so bestimmt gewust, s
Sternbald, daß Ihr eine Deutsche seid.

Wohl bin ich von dort entsprossen, sagte die Mutter,
ich kann euch auch nicht sagen, wie ich mich hier immer
so fremde fühle, trotz aller Schönheit hier herum, sin
doch nicht die vaterländischen Fluren, es sind nicht die tre
Menschen, es fehlt ihnen hier eine gewisse stille Häusl
keit, eine Ruhe, die mir so sehr über alles theuer ist. Es
auch nur durch wunderliche Schicksale geschehn, daß
hieher verschlagen bin, von denen ich euch wohl ein and
mal erzählen will.

Sie wurden von den Kindern unterbrochen, die zu ihn
kamen und sich um sie mit Fragen und Vorschlägen zu Sp
len drängten. Allerhand wurde versucht und Marie war v
züglich belagert, weil sie es am besten verstand, die Kin
zu unterhalten, die ihr alle zugethan waren. Eins von d
Kindern, das die verständigste Physiognomie hatte, bat M
rien, ihnen doch wieder einmal die wunderbare Geschic
zu erzählen, die sie schon einigemal gehört hatten, die ihn
aber bei jedem Erzählen lieber wurde. Sogleich hörten
Spiele auf und alle Kinder lagerten sich aufmerksam auf d
Boden, die kleinen Hunde wurden mit niedergezogen u
festgehalten, als wenn sie auch aufmerken sollten, und Ma
fing an, nachdem sie einen fragenden und zweifelhaften Bl
auf Franz gewandt hatte:

Es war ein armer Bauersmann, der mit seiner Frau andächtig in einem stillen Dorfe lebte. Sie hatten nur ein Kind, eine kleine Tochter, die sie zu aller Frömmigkeit erzogen, und die Tochter war sechs Jahr alt.

6. Tiecks „Nachrede" zur „Sternbald"-Ausgabe von 1843 („Schriften" Band XVI, S. 415 f.)

Nachrede.

So weit hatte ich vor sechs und vierzig Jahren dies Jugendwerk geführt. Es sollte nun nach einigen Monden die Bestürmung und Eroberung von Rom erfolgen. Der Bildhauer Bolz, der auch nach Rom gekommen, sollte beim Sturm die Geliebte des Sternbald entführen, dieser aber trifft sie im Gebirge, und entreißt sie dem Bildhauer nach einem hartnäckigen Kampfe. Sie retten sich in die Einsamkeit von Olevani.

Nachher, auf einer Reise durch das florentinische Gebiet trifft in Bergen, auf einem reichen Landhause Franz seinen Vater: Ludoviko ist sein Bruder, den er als Gemahl der schönen Nonne wieder findet. Alle sind glücklich: in Nürnberg, auf dem Kirchhofe, wo Dürer begraben liegt, sollte in Gesellschaft Sebastians die Geschichte endigen.

Oft hatte ich, in dieser langen Reihe von Jahren, die Feder wieder angesezt, um das Buch fortzusezen und zu beendigen, ich konnte aber immer jene Stimmung, die nothwendig war, nicht wieder finden.

Aus der kurzen Nachrede, die ich in meiner Jugend dem Ersten Theile des Buchs hinzufügte, haben viele Leser entnehmen wollen, als wenn mein Freund Wackenroder wirklich theilweise daran geschrieben hätte. Dem ist aber nicht also. Es rührt ganz, wie es da ist, von mir her, obgleich der Klosterbruder hie und da anklingt. Mein Freund ward schon tödtlich krank, als ich daran arbeitete.

Berlin, im Julius 1843. L. Tieck.

7. Aus dem „Schlußwort" zum XX. Band der „Sch ten" (S. 459)

[Dem „Sternbald"] habe ich aber auch in späteren Ja einige Scenen hinzugefügt, die das Ganze mehr abru und manche Episoden herbei führen sollten. Von Re Krankheit, andere Arbeiten abgehalten, habe ich diese D tung nicht zu Ende führen können, welche im Frühling entworfen wurde, und im Plane, dem ich meinem verst nen Freunde Wackenroder auf einem Spatziergange theilte, dessen enthusiastisches Interesse erregte. Auch nach einigen Jahren mein geliebter Freund Novalis von Roman so erregt worden, daß er mich öfter versicherte, ses Buch habe ihn vorzüglich bei seinen Ofterdingen ve schwebt. . . .

Berlin, im März 1846. L. Tiec

8. Tieck zu Rudolf Köpke, um 1850[5]

Man glaubt nicht wie isolirt ich stand mit den Gedank und Empfindungen, die ich im „Sternbald" ausgesproch habe; nicht etwa blos den berliner Aufklärern gegenüb sondern auch manche meiner Freunde, z. B. die Schlegel, wa gar nicht mit mir einverstanden. Auch sie waren ganz erfü von dem damals geltenden Kosmopolitismus. Ich habe m von der Richtigkeit dieser Ansicht nie überzeugen könn mir galt das Vaterland als Erstes und Höchstes. Sein Leb und seine Kunst, seine alte, einfache und treuherzige Wei die man verlachte, weil man sie nicht kannte, wollte ich w der zu Ehren bringen und im „Sternbald" darstellen. habe es immer sehr bedauert, daß ich nicht dazu gekomm bin, den „Sternbald" fortzusetzen; im zweiten Theile sol sich das innere Wesen des deutschen Lebens noch bedeute der entfalten.

5. R. Köpke, a. a. O., Bd II, S. 171 f.

„FRANZ STERNBALDS WANDERUNGEN“ IM URTEIL DER ZEITGENOSSEN

1. *Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, am 18. Dezember 1797*

Wackenroder ist sehr krank gewesen, aber jetzt wieder außer Gefahr. Ich weiß nicht, ob ichs Dir schon geschrieben habe, daß jetzt an einem Künstlerroman von ihm bey Unger gedruckt wird.

2. *Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, am 13. April 1798*

... der Künstlerroman, zu dem aber Wackenroder wie mir Tieck versichert gar nichts gemacht hat, und der ganz von ihm ist. Der erste Theil kömmt auch zu Ostern heraus.

3. *Philipp Otto Runge an Johann Heinrich Besser, am 3. Juni 1798*

Lieber, hast du Franz Sternbald's Wanderungen, herausgegeben von Tieck, gelesen? Mich hat nie etwas so im Innersten meiner Seele ergriffen, wie dies Buch, welches der gute T[ieck] wohl mit Recht sein Lieblingskind heißt.

4. *Philipp Otto Runge an Johann Heinrich Besser, am 29. Juni 1798*

Ob dir der Sternbald so gefallen wird, wie mir, weiß ich nicht. Ich war damals, als ich ihn las, in einer Lage, die ich dir nicht recht schildern kann, ich fühlte in mir etwas, wor-

über ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte, ich g
nach allem herum, versuchte alles, ob ich damit nicht et
bestimmtes aus mir herausbringen könnte, und da kam
dies (der erste Theil) so wie von Ungefähr in die Hän
was doch so ganz in meine Lage paßte. Was mir am bes
in dem Buche gefällt, sind der Brief von Albrecht Dürer
Franz und das lezte Gespräch zwischen Beiden in Leid
und überhaupt der Franz in seiner Heimath und auf d
Wege. Ich habe mir immer herzlich solche Reisen gewüns
und vorzüglich zu Fuße ...

5. August Wilhelm Schlegel an Goethe, am 10. Juni 17

Ich habe Tieck aufgemuntert, Ihnen seinen angefange
Roman zu schicken, den ich noch nicht gelesen habe, v
dem man mir aber versichert, es sey unter seinen bisheri
Sachen das beste. Sie werden in dem Briefe die Schüchter
heit erkennen, womit er sich Ihrer Bekanntschaft nähe
eine gütige Aufnahme würde ihn gewiß über alles erfreue

6. Tieck an Goethe, am 10. Juni 1798

Ich bin so dreist, Ihnen dies kleine Buch zu überschicke
nicht, weil ich es für würdig genug hielte, von Ihnen gelese
zu werden, sondern weil ich endlich diese Gelegenheit e
greife, um Ihnen meine Verehrung und liebende Bewunde
rung zu bekennen. Es ist ein grosses Glück, der Zeitgenoss
eines grossen Mannes zu sein, denn die Liebe, mit der wi
die Kunst und das Edelste umfangen möchten, findet dan
einen wirklichen Gegenstand vor sich, da uns die Künstle
der Vorwelt in vielen Stunden nur wie Traumgestalten e
scheinen ... wie glüklich würde ich mich schätzen, wenn ic
Sie einmahl sehn könnte, um aus Ihrem Munde zu höre
ob und wie ich auf der Bahn fort gehn sollte, die ich viel
leicht zu leichtsinnig und voreilig betreten habe.

7. *Goethe an Tieck, Mitte Juli 1798*

Mit Freund Sternbald bin ich so wie mit dem Klosterbruder in allgemeiner Übereinstimmung so wie wegen des besondern im Gegensatz. Jener lenkt ja wohl wie mich einige Stellen vermuthen lassen zu jenem Ziele zurück, das ich für des Künstlers letztes halte, ganz verfehlen können Sie es niemals. Unangenehm ist es Ihnen ja wohl nicht, wenn ich gelegentlich meine Gedanken darüber öffentlich sage[6].

Nach allem was ich von Ihnen kenne haben Sie so viel Bewußtseyn Ihrer eignen Natur, daß nichts wünschenswerther ist als daß Sie sich in dem angewiesnen Kreise freuen.

8. *Goethe an Schiller, am 5. September 1798*

Den vortrefflichen Sternbald lege ich bei, es ist unglaublich, wie leer das artige Gefäß ist.

9. *Goethes Randnotizen zum „Sternbald", 1798*

[Zu Buch I, Kap. 1:] Zu viel Morgensonne. Erntefest. Sentimentalität.

[Zu I,4 = Gespräch Sternbalds mit dem Freunde Pirkheimers:] Leerheit in dessen Gespräch.

[Zu I,5:] Sehr artig, aber nicht kunstgemäß.

[Zu I,6 = Sternbalds Gedanken über Kunst:] Falsches Preisen der Natur im Gegensatz mit dem Idealen.

[Zu I,7 = Finden der Brieftasche:] Soll ein Aufbrechen der Blüthe sein.

[Zu II,1 = Dedikation:] Falsche Tendenz.

6. Für seine *Propyläen* plante Goethe eine Besprechung des *Sternbald*, die jedoch nicht zustande kam; vgl. u. Nr. 9: Goethes Randnotizen zum *Sternbald*.

10. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, Herbst 1

Wir sind aber noch da und Tiecks auch. Gestern waren
hier und da lasen wir etwas Sternbald zusammen. ...
zweyte [Theil] ist theils nicht so trübe wie der erste, th
recht leichtfertig. Darum wird er Dir wohl gefallen.

11. Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 29. September 1798

Willst Du den Sternbald einmahl nicht recensiren
schlage mich bey Hufeland[7] vor. Mich interessirt außer
Meister und Fr. Richter kein andrer deutscher Roman so

12. Caroline Schlegel an Friedrich Schlegel, am 14. / 15. Oktober 1798

Tiek muß sich nun eben so wenig über Göthens Schweig
skandalisiren als Sie, denn er bittet auch ihn um Nachsic
Und ich will Ihnen auch sein Urtheil über den Isten Th
von Sternbald wiedergeben; Sie überantworten es Tiek. M
könnte es so eigentlich eher musikalische Wanderungen ne
nen, wegen der vielen musikalischen Empfindungen und A
regungen (die Worte sind übrigens von mir), es wäre al
darinn, außer der Mahler. Sollte es ein Künstlerroman se
so müßte doch noch ganz viel anders von der Kunst da
stehn, er vermißte da den rechten Gehalt, und das Kün
lerische käme als eine falsche Tendenz heraus. Gelesen h
er es aber, und zweymal, und lobt es dann auch wieder se
Es wären viel hübsche Sonnenaufgänge darinn, hat er
sagt [Anmerkung von Aug. W. Schlegels Hand:] *an den*

7. Gottlieb Hufeland war Mitherausgeber der *Allgemeinen Li*
ratur-Zeitung, Jena.

man sähe, daß sich das Auge des Dichters wirklich recht eigentlich an den Farben gelabt, nur kämen sie zu oft wieder.

Wollen Sie nun mein Urtheil über den zweyten? Vom ersten nur so viel, ich bin immer noch zweifelhaft, ob die Kunstliebe nicht absichtlich als eine falsche Tendenz im Sternbald hat sollen dargestellt werden und schlecht ablaufen wie bei Wilhelm Meister, aber dann möchte offenbar ein andrer Mangel eintreten – es möchte dann vom Menschlichen zu wenig darinn seyn. Der zweyte Theil hat mir noch kein Licht gegeben. Wie ist es möglich, daß Sie ihn dem ersten vorziehn und überhaupt so vorzüglich behandeln? Es ist die nehmliche Unbestimmtheit, es fehlt an durchgreifender Kraft – man hoft immer auf etwas entscheidendes, irgendwo den Franz beträchtlich vorrücken zu sehn. Thut er das? Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge sind wieder da; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehn auf, die Vöglein singen; es ist das alles sehr artig, aber doch leer, und ein kleinlicher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen im Sternbald, kleinlich dargestellt. Der Verse sind nun fast zu viel, und fahren so lose in und aus einander, wie die angeknüpften Geschichten und Begebenheiten, in denen gar viel leise Spuren von mancherley Nachbildungen sind. Solt ich zu streng seyn, oder vielmehr Unrecht haben? Wilhelm will es mir jetzt vorlesen, ich will sehn, wie wir gemeinschaftlich urtheilen.

d. 15 Oct.

Fast habe ich so wenig Kunstsinn wie Tiecks liebe Amalie, denn ich bin gestern bey der Lektür eingeschlafen. Doch das will nichts sagen. Aber freylich wir kommen wachend in Obigen überein. Es reißt nicht fort, es hält nicht fest, so wohl manches Einzelne gefällt, wie die Art des Florestan bei dem Wettgesang [S. 237 ff.] dem Wilhelm gefallen hat. Bey den muntern Szenen hält man sich am liebsten auf, aber wer kann sich eben dabey enthalten zu denken, da ist der Wilhelm Meister und zu viel W. M. Sonst guckt der alte Trübsinn hervor. Eine Fantasie, die immer mit den Flügeln

schlägt und flattert und keinen rechten Schwung nimt. M
thut es recht leid, daß es mir nicht anders erscheinen w
Was Göthe geurtheilt hat, theilen Sie ihm doch unverho
mit.

13. Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel, am 29. C tober 1798

... in der Art, wie ihr den Sternbald nehmt, kann ich we
ihm [Goethe] noch Ihnen beystimmen. Habt Ihr denn
Volksmährchen vergessen, und sagt es das Buch nicht se
klar genug, daß es nichts ist und seyn will, als eine si
Musik von und für die Fantasie? – Von der Mahlerey m
er weiter kein Kenner seyn, außer daß er Auge hat, imr
wie sein Franz in Gedanken an Gemählden arbeitet, u
den Vasari[8] über alles liebt. Ist denn Ariost wohl in
Kriegkunst gründlicher unterrichtet gewesen?

14. Friedrich Schlegel, Athenäums-Fragment, 1798

... der Sternbald vereinigt den Ernst und Schwung d
Lovell mit der künstlerischen Religiosität des Klosterbrude
und mit allem was in den poetischen Arabesken, die er a
alten Mährchen gebildet, im Ganzen genommen das Schö
ste ist: die fantastische Fülle und Leichtigkeit, der Sinn fü
Ironie, und besonders die absichtliche Verschiedenheit un
Einheit des Kolorits. Auch hier ist alles klar und transparen
und der romantische Geist scheint angenehm über sich selb
zu fantasiren.

8. Giorgio Vasari (1511–74), italienischer Maler, Baumeister un
Kunstschriftsteller. Seine berühmten Lebensbeschreibungen italien
scher Künstler (*Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architet
italiani*, 1550–58), eine der wichtigsten Quellen zur italienische
Renaissance, hatte schon Wackenroder für seine *Herzensergießu
gen* benutzt.

15. Friedrich Schlegel in „Ideen zu Gedichten", Oktober 1798

Sternbald, Romantischer Roman daher eben absolute Poesie.

16. August Wilhelm Schlegel an Tieck, am 7. Dezember 1798

Heute nur einige Bemerkungen über die Lieder in 2 Sternbald. Das Weinlied [S. 227 ff.] von Florestan ist prächtig – aber über das von den Zugvögeln und dem jüngsten Gericht [S. 316 ff.] habe ich geradehin des Teufels werden wollen. So etwas gemacht zu haben, dafür verkaufte ich schier ein Stück von meiner Seligkeit. – Bey dem Liede in spanischer Form, wo jede Strophe mit der Schlußzeile der vorigen anfängt [S. 237 ff.], habe ich das zu erinnern, daß die Zeile nun auch eigentlich in das folgende eingreifen sollte, welches sie nur einmal thut. Dieß mag aber auch im Spanischen leichter seyn als im Deutschen wegen der festgestellten Stellung des Verbums usw. Wenn es möglich ist, in unserer Sprache in Reimen zu improvisiren, so erfinden Sie es, das ist gewiß. Wenn Sie einmal nach Jena kommen, so wollen wir es üben – in B[erlin] ist man zu so etwas zu zerstreut. – Manchmal sind Sie mir doch in der Regellosigkeit des Sylbenmasses zu weit gegangen. – Die Hexameter und Pentameter [z. B. S. 304 f.] sind im Sternbald fremde Gäste, und müßten heraus wenn sie auch besser wären. Ob ich zu der äußeren Form des Phantasus [S. 348 ff.] noch etwas anders wünschte, darüber kann ich mit mir nicht recht einig werden.

Das Lied Seite 162 [S. 275 ff.] ist allerliebst bis gegen das Ende, wo es aus dem Tone fällt. – Und der Gegenstand gereicht da zu keiner Rechtfertigung – nackte Mädchen sind von je her Mode gewesen und kommen schon in den Minnesingern vor, Sie hätten also auch völlig im Kostüm der Zeit davon reden können. So sieht es aber aus als ob die Sache

erst neuerdings erfunden wäre – ungefähr seit dem Agath
Ah mon cher Monsieur! Vous avez donné einmal gar
dans le Wieland!*

* Eben so findet sich im ersten Bande einmal ein gewi
Wollustorcan [S. 85?], den ich unmöglich kann passie
lassen. –

17. August Wilhelm Schlegel an Goethe, am 27. Deze ber 1798

Sie empfangen hiebey den zweyten Band von Sternb
Wanderungen, den mir der Verfasser so eben für Sie zu
schickt. Er läßt sich dabey bestens empfehlen, und entsc
digt sich, daß er nicht selbst schriftlich seine Gesinnun
bezeugt. Wenn Sie mir gelegentlich über eins und das an
ein Urtheil sagen könnten, um es ihm mitzutheilen, so wü
es ihn sehr erfreuen. Vorläufig will ich Sie auf ein Gedi
über die Phantasie S. 306 [S. 348 ff.], und auf ein wunde
liches Lied S. 245 [S. 316 ff.] aufmerksam machen.

18. Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, i März 1799

Ließ nun ja den Sternbald – noch einmal hätte ich ba
gesagt. Aber hast Du ihn auch schon ordentlich gelesen.
ist ein göttliches Buch und es heißt wenig, wenn man sagt
sey Tiecks bestes ... Es ist der erste Roman seit Cervant
der romantisch ist, und darüber weit über Meister. – Dess
Styl halte ich auch für romantisch, aber nur im Sternbal
vorher hatte er noch gar keinen Styl.

19. Rezension des „Sternbald" aus der Jenaer „Allgemeinen Literatur-Zeitung", 1799, Bd I, Nr. 71, S. 563–566

(Der Rezensent beklagt sich zunächst des längeren über die neuerdings in Deutschland herrschende Mode, Romane in Fortsetzungen herauszubringen, wobei zwischen der Veröffentlichung der einzelnen Teile oft Jahre vergehen.)

[565] Bey ausgezeichneten Werken kann es auch allerdings der Kunst zum Vortheil gereichen, wenn die Kritik sich zu verschiedenen Zeiten auf zwey sehr verschiedene Weisen mit ihnen beschäftigt, früher in einzelnen Theilen die charakteristischen Eigenschaften, welche das Ganze beleben, entdeckt und aushebt, späterhin auch dies, als Ganzes, beurtheilt. An Franz Sternbalds Wanderungen kann ihr weder jetzt die eine, noch wird ihr künftig die andere Arbeit gereuen.

So gut wie Wilhelm Meister, und ungleich besser als Ardinghello, taugt Franz Sternbald zum Helden eines Kunstromans. Was ihn von Wilhelm Meister unterscheidet, ist nur eben, was Wilhelm Meisters Lehrjahre zu gleicher Zeit zu einem Kunst- und Lebensroman macht. Des zarten Anstrichs von Lächerlichkeit, des Charakters als unschuldiger Taugenichts, als naiver, bescheidener Geck, mit welchem Wilh. Meister in seinen Lehrjahren, ausser den Geheimnissen der dramatischen Kunst, noch so manchen andern Geheimnissen auf die Spur kommt, oder hilft, bedurfte Franz Sternbald nicht, um durch seine Wanderungen zu erlernen, wonach er trachtete, und aufzustellen, was der Dichter im Sinne hatte. Wenn man also auch annimmt, daß ein Wagestück, wie jenes einem andern Dichter als Göthe hätte gelingen können; so hatte doch Hr. T. hier gerade nichts damit zu schaffen. Mit Kindlichkeit, Offenheit, Reinheit, Herzlichkeit ausgestattet, tritt der junge Künstler aus der Werkstatt seines braven Meisters, Albrecht Dürer, der ihm noch manches andere, was

ihm frommt, auf den Weg mitgiebt, in eine, sich vor sei
Schritten immer erweiternde Welt von Erfahrungen. E
ganz, was der Hauptcharakter in einem solchen Werke s
muß: er lernt verschiedene Empfindungs- und Denku
arten kennen; er kommt in Berührung mit vielen au
ordentlichen Menschen; er selbst ist leidender, unentschi
ner, als alles, was ihn umgiebt, oder worauf er stößt, un
muß er seyn, um auf recht Vieles zu stoßen, das in sei
des Dichters, und des Lesers Kram taugt, und theils dad
daß er es ist, der alles das erfährt, theils auch durch ein
eigenes Interesse, welches der Dichter über den bestimm
Zügen, den lebhaftern Farben der Nebenfiguren nicht aus
Augen verlieren läßt, wird die Theilnehmung, die ihm
dem Helden gebührt, lebendig erhalten.

Die Präexistenz von Wilhelm Meisters Lehrj
ren macht freylich etwas, das man, wenn man will, Na
ahmung nennen kann, hier mehr als wahrscheinlich.
aber wirklich einen ähnlichen Weg zu betreten, d
gehört etwas, das über den Vor-[566]wurf der Na
ahmung weit erhaben ist; es gehört dazu ein verwand
Sinn, in welchem der Künstler das edle Feuer der Nachei
rung erweckte.

Besonders bewundernswürdig ist die Vielseitigkeit in
individuellen Ansichten seiner Lieblingsgegenstände, die
Dichter bald dieser bald jener von seinen Personen leiht. D
rohe, widrige Enthusiast Bolz, die wackern Kunstmän
Albrecht Dürer und Lukas von Leiden, der wah
sinnige Maler Anselm, der gelehrige, liebenswürdi
warmherzige Franz, der lebhaftere Florestan: jed
läßt die immer leichte, in ihren Nachläßigkeiten reizen
oft hinreißend warme Sprache und Manier des Vfs., se
besondere Sinnesart so ausdrücken, daß der Leser nicht sel
wie der Held von der einen zu der andern angenehm
und her schwankt, und selbst wo eine solche vorkommt,
die er nicht eingehen kann, erhält sie für ihn durch die mi
klare Darstellung Reiz und Interesse. Um die Hauptide

des Vfs., wie auch um den Geschichtsfaden zu beurtheilen, der, bald sichtbar bald unsichtbar, durch das Ganze laufen soll, der aber hie und da etwas willkürlich und kümmerlich wieder aufgenommen scheint, muß die Vollendung des Werks abgewartet werden.

Da das Costum der Sprache hier ein solches ist, das eigentlich allen Zeitaltern anpaßt, das von den Eigenheiten des Jahrhunderts, in welches die Geschichte gesetzt wird, unabhängig ist, und sie gleichsam desto zierlicher kleidet; so wäre es schwer, für die so häufig eingemischten Verse, oder vielmehr Reime ohne Metrum noch Wohlklang, einen befriedigenden Grund aufzufinden. Wie es scheint, hat bey vielen derselben die Sprache sich fügen sollen, um ein Zusammenfließen von Malerey, Tonkunst und Poesie hervorzubringen; allein sie hat es nicht gethan, gerade weil sie es sollte, da sie es hingegen dem Dichter oft leistet, der nicht ausdrücklich darauf ausgeht, und so klagt sie meistens nur dem Leser die harte Gewalt, unter welcher sie leidet. Hie und da scheint freylich aus den schwarzen Buchstaben ein ganzer lebendiger Albano[9] entgegenzulächeln, wie z. B. in dem Frühlingslied I. Th. S. 269–275. [S. 137 ff.]; aber bey wie manchem andern von den Frühlings- und andern Liedern, die Franz und Florestan um die Wette dichten, ist nicht eine gleiche Wirkung vergebens bezweckt?

Ein Theil dieses Werks war, wie eine Nachschrift an den Leser berichtet, gemeinschaftlich mit dem Vf. der Herzenserleichterungen eines kunstliebenden Klosterbruders, dem nunmehr verstorbenen Wackenröder[10], bearbeitet worden. Wirklich scheint zwischen dem ersten und dem zweyten Theile einiger Unterschied zu seyn, der aber von glücklicher Wirkung ist, indem er die Ver-

9. Der italienische Maler Francesco Albani, genannt l'Albano (1578–1660); seine Bilder wurden wegen ihrer schmelzenden Schönheit noch im 18. Jh. sehr geschätzt.

10. Es muß natürlich „Herzensergießungen" und „Wackenroder" heißen.

schiedenheit der deutschen Art und Kunst, in welcher
Held im ersten Theile lebt und webt, und der italienis
welcher der zweyte ihn zuführt, kräftig ausdrückt.

20. *Rezension des „Sternbald" aus der „Neuen A … meinen Deutschen Bibliothek", 1799, Bd 46, 2. St. Heft 5, S. 329–335*

Altdeutsch heißt die Geschichte, weil man ihrem Darst
zu Gefallen in den Anfang des sechzehnten Seculi sich
setzen muß; und herausgegeben, weil der unl
verstorbne Wackenröder, Verf. der Herzen
leichterungen[10] eines kunstliebenden Klosterbruder
ersten Band einigen Theil haben soll, der indeß gegen
und Ton des Uebrigen nur wenig absticht.

Franz St., ein Schüler Albrecht Dürers, kann dem H
hunger nach Italien nicht länger widerstehen. Beve
solchen sättigt, wird das ein Paar Tagreisen von Nürn
entlegne Geburtsdorf besucht, für dessen Kirche der e
Kunst-[330]versuch im Großen, eine nämlich ganz
eigner Idee entworfne Verkündigung der Christgeburt
ihm gemalt; aber auch die Entdeckung gemacht wird,
sein Vater, ein frommer Bauersmann, zu dessen Hinsche
er eben zu recht kommt, nicht der wahre Vater gewe
ohne daß dieser Zeit behielt, ihm das Räthsel zu lösen. N
mehr Saamen zur Verwickelung streut unser Romandic
gleich dadurch aus, daß hier eine bildschöne Fremde,
schon in seinem frühesten Knabenalter ihm feenmäßig
schien und unauslöschlichen Eindruck zurückließ, jetzt a
mal und eben so blitzschnell durcheilt; deren entfal
Brieftasche jedoch klaren Beweis enthält, daß seit vi
Jahren bereits St. eben so mächtig auf sie selbst gewirkt h
Ihre Gestalt nunmehr auf immer für ihn Ideal werden,
den jungen Mann nicht übel Lust bekommen zu sehn,
zu Wiederfindung der Dame sich auf den Weg zu mac

wird ganz begreiflich. Beydes indeß, Herzensdrang sowohl, als Künstlerberuf, weiß er endlich in Einklang zu bringen, und eilt sodann nach Leiden, (ein ziemlicher Umweg nach Welschland!) wo Lukas, der berühmte Maler und noch berühmtere Kupferstecher, seiner Wißbegierde nicht nur reichliche Nahrung gewährt; sondern das Fest auch bis zum Göttermal erhebt; weil der von St. hochverehrte Dürer sich gleichfalls in Holland einfinden muß, und da zwischen beyden Künstlern solch ein Wechselerguß von Kunstkenntnissen und Herzensgüte Statt hat, daß St. für Schönes und Edles enthusiastischer, als je seine Wanderung fortsetzt. Ein überaus jovialer Italiener, der eben deßhalb auch für den Leser sehr erwünscht zum Vorschein kommt, und mit lustigen Geschichtchen und Liedern manchen Bogen füllen hilft, wird nunmehr Sternbalds Begleiter. Von Antwerpen bis in den Elsaß hinein muß auf ihrer Reise dennoch Einförmigkeit geherrscht haben, weil man nichts Locales zu hören bekommt, und selbst Strasburgs Münsterthurm erst hinterher gelobt wird [S. 217 f.]. Nun aber häufen Abentheuer und Mitspieler sich dermaaßen, daß an Nomenclatur nicht weiter zu denken ist, und Rec. sich mit der Anzeige begnügt: St. ist und bleibt der bald kleinmüthige, bald hochfahrende junge Künstler, wie er sich ankündigte, der eben so oft empfindelt, als genießt, Pinsel und Bleystift zwar nicht ungebraucht läßt; nicht selten aber beyde wegwirft, um über Natur und Kunst, Künstlerwerth und Eigensinn, Geschmack und Publikum so lange zu phantasiren, bis irgend ein neuer Zufall seiner Empfänglich-[331]keit was anders aufzufassen giebt. Wo und wie Dürers Schüler endlich über die Alpen kam, bleibt unerwähnt; genug, zu Florenz findet man ihn mitten im Kreise der vorzüglichsten Maler, die ihm zu Ehren auf gut Deutsch überall zu Werk gehen, und am Ende des zweyten Bandes ist er wirklich in dem herrlichen Rom; wo seiner überdieß das Glück wartet, ihn eben der reizenden Person in die Arme zu führen, die zweymal schon, obgleich im Vorbeyfluge nur, seinem Schicksal so heftigen Anstoß gab.

Da man noch immer nicht erfährt, wer solche gewesen.
wenig als wer er selber ist: so hat man vermuthlich auf
viel Wunderbares sich gefaßt zu halten. Das Wort un
strich Rec. deswegen, weil man in beyden Bänden unzähl
mal auf solches stößt, und mit ihm daher so vertraut w
endlich gar nichts mehr wunderbar zu finden. Schwerlich
der Verf. seine Handschrift zum zweytenmal durch, weil
sonst die Wahrnehmung wohl nicht entgangen wäre, daß
unmäßige Gebrauch dieses so prägnanten Worts ein förm
cher Eingriff in die Rechte des Lesers sey, als dem allein
steht, das, was Jemand ihm erzählt oder darstellt, für w
derbar zu halten, oder nicht.

Es stehe um diese Wunder über Wunder, wie es will,
Verhältnisse des Rahmens, der solche einschließen soll, ko
ten dem Künstler, wie man gesehen, nicht viel Mühe;
eben so wenig kann es für Meisterstreich gelten, gleich
Anfange des Werks ein Paar magische Körner hingewo
zu haben; denn auf Entwickelung und Reife der Fru
harrt man durch die zwey Bände vergeblich. Da indeß
so viel im Hinterhalt lassende Buch noch lange fortgese
werden kann: so ist geduldig abzuwarten, ob die Auflösu
des Knotens witziger gerathen wird, als sein bisheriges Fled
werk. Aber auch hiervon abgesehen, immer bleibt es
kitzliches Wagstück, in dem Geist und Ton eines Zeitrau
schreiben zu wollen, der, seiner dreyhundertjährigen Er
fernung ungeachtet, aus bekannter Ursach ungleich weni
uns fremd ist, als mancher weit neuere. Daß der Autor
Vorbericht hofft, man werde im Punkt der leidigen Chron
logie es nicht so genau mit ihm nehmen, hätte er lieber sti
schweigend voraussetzen, als ausdrücklich äussern sollen! M
dem Geiste der Vorzeit ganz unbekannten Lesern wird
völlig einerley seyn, ob sein Roman aus dem XVIten o
XVIIten Seculo [332] datirt ist; wer aber das Eigenthü
liche derselben durch eigne Nachforschung kennt, verm
schwerlich so viel über sich, alle dadurch gewonnene Res
tate kurzweg auszulöschen, und zwey nicht schwache Bän

hindurch einen Schriftsteller über Feinheiten und Ideale, Grillen mit unter auch und Paradoxa sich expectoriren[11] zu hören, die auf keine Weise schon der Antheil jenes Jahrhunderts waren, oder nur seyn konnten. Dergleichen nicht übel unterrichtete Leser scheint der Verf. auch im ganzen Ernste zu perhorresciren[12]; denn in mehr als einer Stelle seines Buchs wendet er vorzugsweise sich an die liebe Jugend, und wünscht recht sehr, solches von noch zarten Händen fleißig benutzt zu sehen. So willig man ihm dieses gönnen mag, so schwer dürft' es doch halten, in Empfehlung seiner Arbeit mit gutem Gewissen einzustimmen! Von Allem, was die Malerkunst Anziehendes, und Meisterhaftes und Herzerhebendes hat, ist in vorliegendem Werke die Rede; wer begreift nicht, daß gerade deßhalb der jüngere Leser um desto vorsichtiger zu behandeln, und schlechterdings nichts aufzunehmen war, was sein noch unsicheres Gefühl für die Kunst auf irgend eine Weise mißleiten konnte. Eine Behutsamkeit, die um so dringender ward, da wirklich nur noch unbärtige Leser an den Plaudereyen und Seitensprüngen Sternbalds Geschmack finden dürften; denn obgleich hier und da Ton und Farbe des Vortrags für nicht ganz verfehlt gelten können: so bleibt das Ganze doch voll innern Widerspruchs, leerer Ausdehnung, und unfruchtbarer Abentheuerlichkeit; und Rec. zweifelt sehr, daß ein Mann von gebildetem Geschmack die Leserey bis an den Schluß aushalten werde. Was schon oben in Rücksicht auf uns übrig gebliebener Kenntniß von Dürers Zeitalter im Allgemeinen gesagt worden, paßt noch genauer aufs Gebiet der Kunst. Sehr bestimmt z. B. ist der zwischen Albrecht und Lukas, als Zeichnern besonders und Kupferstechern obwaltende Unterschied anzugeben, und wie manche Bemerkung erlaubt Sternbald sich doch hierüber, die keine Rechtfertigung zuläßt! Allein, auf Erörterungen dieser Art muß Rec. aus Mangel an Raum gänzlich Verzicht thun, und sie solchen Beurtheilern über-

11. Expektorieren = seine Meinungen oder Gefühle aussprechen.
12. Perhorreszieren = mit Abscheu zurückweisen.

lassen, die den Roman über seine Kunstäusserungen prü
werden. Schlimm genug, daß unsre neuesten Schriftsteller
Gegenstände so viel in ihre Darstellungen mischen, daß
Beobachter, dem es um Wirkung des Ganzen zu thun
selten mehr den rechten Standpunkt ausfindig machen ka
denn auch in Hinsicht [333] auf die Sittlichkeit dieses
mans herrschet eben so viel Zweydeutigkeit und Incon
quenz darin, wie in seinen übrigen Bestandtheilen. Zeigt
der einen Seite sich Sternbald als frömmelnder, wohl
ins Mystische gleitender Malergesell: so trägt er auf
andern wieder kein Bedenken, ein armes Bauermädchen
Elsaß zu verführen; und dieß unter solchen Verhältnissen,
nichts als Befriedigung thierischen Triebes andeuten. Mag
nobis erit Apollo[13], wenn auch dieser häßliche Auftritt d
noch im Verfolg der Geschichte zum Quell lehrreicher E
northose[14] werden sollte! Auch in äusserst leichtsinniger,
entschieden liederlicher Gesellschaft gefällt sich der Schü
Dürers; und wie aus solch einem Chaos endlich schöne, jed
Widerspiel auflösende Darstellung sich bilden werde, ist v
der Hand wahrlich nicht abzusehen. Was aber hilft das G
spinnst einer Fabel, quae vitae rationem evertit et usum[15]?

Eine der Hauptverzierungen sind hier Verse; wogege
es auch nichts einzuwenden gäbe, wenn zu Beförderung d
Illusion ein Paar kurze Volkslieder nur, oder einige Stoß
seufzer etwa Platz gefunden hätten. In dieser Absicht braud
ten dergleichen Reimereyen um wenig oder nichts besser z
seyn, als die aus jenem Zeitraume wirklich noch vorhandne
Was aber hat man von der Geduld, oder von dem Geschmac
des unsern zu denken, wenn, wie hier, viele Bogen sic
an solche Possen verschwendet finden, und eben dadur
dem Leser zugemuthet wird, der Anmaaßung halber od

13. Er wird mir dann als großer Apollo gelten. Vergil, ec
3, 104

14. Verbesserung, Entwicklung, Erziehung.

15. Die das Gesetz und die praktische Erfahrung des wirkliche
Lebens über den Haufen wirft.

Petulanz[16] eines Dichters, thörichter Weise sich wieder auf die niedrige Stufe von Cultur zu stellen, der wir mühsam und spät genug entklommen sind? Uebrigens ist es mit der Poesie unsers Darstellers nicht viel besser bewandt, wie mit seiner Prose. Alter Rost und modische Schminke lösen darin oben so grell und oft einander ab; und nichts wird origineller, wenn es auch mit verhängtem Zügel auf Originalität losgeht. So fällt ihm z. B. irgendwo sehr onomatopöisch[17] ein, Lieder zu fertigen, deren Gesang und Klang den Schall des Alphorns, der Schalmey, des Wald- und Posthorns [S. 163 ff.] nachahmen sollen. Daß weder Dürer, noch seine Zöglinge, von Postillions und Posthörnern etwas wissen konnten, mag hingehen; was aber gewinnen Kunst und Darstellung durch Strophen, wie folgende aus dem Posthornsliede?

334] Pfeifender Wind
Treibe geschwind,
Schnell und schneller die Rosse ins Dickicht hinein,
Laß, o laß die trüben Stunden,
Eilend verschwunden,
Rastlos nimmer Stillstand seyn! – [S. 164]

Stanzen vom Gehalte der vorstehenden, und für die liebe Jugend von noch viel leichterm, ließen aus dem versificirten Theile des Romans schockweise sich ziehn. Diese jedoch wird, was ihr zusagt, auch ohne fremden Wink zu benutzen verstehn; und der Leser von schon reinerm Geschmack eben so wenig sich wundern, wenn auf so viel mit Versen angefüllten Blättern auch wohl Stellen sich finden, die nicht ohne Herzlichkeit, kräftigen Ausdruck und poetischen Werth sind; gerade deshalb aber den Schwarm solcher um so mehr verdunkeln, die der Dichter stans pede in uno[18] uns ausgeschüttet hat; als wozu jedes Gedicht und Gedichtchen, denn es giebt

16. Mutwille, Ausgelassenheit, Frechheit.
17. Onomatopoetisch = lautnachahmend, lautmalend.
18. Auf einem Bein stehend. Horaz, sat. 1, 4, 10 über Lucilius: einer Stunde diktierte er oft 200 Verse, auf einem Bein stehend.

auch ungebührlich lange darunter, leider! mehr als zu
Belege darbieten.

Was jeder, der unsre neuesten Erzeugnisse der schö
Redekunst auch nur obenhin kennt, und dem dieser St
bald in die Hand läuft, auf den ersten Blick wahrneh
muß, Rec. eben deswegen aber ungern berührt, ob er g
seinen Bericht damit vielleicht hätte anfangen sollen, ist
Umstand, daß Wilhelm Meister ganz vorzüglich,
hier und da Meister Jean Paul die Muster sind, denen
sich anzuschmiegen strebt. Gewiß ein sehr löblicher Mutl
gepriesenen Vorgängern nacheifern zu wollen! unter
kleinen Bedingung jedoch, daß der Mitbewerber nicht ar
auf die Laufbahn sich wage, als mit einem gleichfalls s
stattlichen Vorrath eben der Menschenkenntniß und Dar
lungsgabe, wodurch Jener sich auszeichnet, und ebe
reichhaltiger Einbildungskraft und Belesenheit, durch d
seltnen Einklang Dieser zu einer sehr merkwürdigen
scheinung geworden ist. Fühlt der Nacheiferer über so
sentliche Punkte sich nicht in zu großem Abstand: so m
er immerhin auch an der Manier seiner Vorgänger sich v
suchen; selbst dann, wenn sie zu Excentritäten ihn verlei
sollte, die der gute Geschmack zwar niemals billigt; imn
aber hofft, daß solch ein Uebergewicht des andern Treff
chen und Schönen, den Darsteller über lang oder kurz
seiner Anomalie schon ins [335] rechte Gleis zurückzieh
werde. Wie weit nun Sternbalds Talent mit obigen Zwe
männern die Vergleichung aushalte, mag untersuchen, v
Lust hat! Wen er zuverläßig am wenigsten nachahmen w
len, und in dessen Fußstapfen er doch in der That mehr
einmal geräth, ist eben der Tonkünstler, den ein bekann
Schriftsteller im Roman Hildegard von Hohentha
nach Italien in gleicher Absicht hat reisen lassen. Geht di
Nachahmungssucht noch weiter, und müssen alle Stän
Künstler, Professionisten u.s.w. so gelehrten und genia

19. Roman von Wilhelm Heinse, erschienen 1795/96.

Wanderschaften nach und nach sich unterziehen, wer zweifelt alsdann, daß zeitig genug auch an Bartscheerer und Tanzmeister die Reihe kommen muß? Vielleicht indeß, daß gerade die Odyssee solch eines Zunftgenossen, von witziger Feder ausgeführt, zum Specifico gedeiht, die Herren Nachäffer von ihrem Kitzel zu heilen; und aus dieser Rücksicht ist ein dergleichen Versuch itzt schon Zeitbedürfniß und wünschenswerth.

Uebrigens ist Rec., und das freywillig, der erste, seinen Bericht für länger und umständlicher zu erklären, als das angezeigte Buch zu fordern schien. Was ihn zu dieser Unschicklichkeit verführte? Nichts anders, als der bedenkliche Umstand, daß ein sonst witziger und kenntnißreicher Beobachter unlängst erst und öffentlich auf Ton und Art des Hrn. T., und auf seine Dichtergaben besonders, das Publikum aufmerksamer zu machen, für Pflicht hielt. Voller Vertrauen zu dieser Empfehlung, griff Rec. nach dem neuesten Produkt besagten Schriftstellers; mit welchem Erfolg aber auf sein eignes, noch dazu für den Autor schon bestochenes Gefühl, darüber haben diese Paar Blätter Rechenschaft abgelegt. Rec. bereut seine Offenherzigkeit um so weniger, weil sie vielleicht irgend einen Beobachter von größerm Scharfsinn veranlaßt, Lesern, denen es nicht besser gieng, auf die Spur zu helfen: wie in Sternbalds Wanderungen ein des allgemeinen Beyfalls sehr würdiges Buch zu finden, und als solches zu genießen sey?

21. Henrich Steffens an Caroline Schlegel, am 26. Juli 1799

Ich hätte, so wie Franz Sternbald, ein tiefes Mitleiden mit mir selbst fühlen können, wenn ich so schwach gewesen wäre wie er.

22. Novalis an Tieck, am 23. Februar 1800

[Der „Heinrich von Ofterdingen"] wird mancherlei Ähnli
keiten mit dem Sternbald haben – nur nicht die Leichtigk
Doch wird dieser Mangel vielleicht dem Inhalt nicht
günstig.

23. Bettina Brentano an Friedrich Carl von Savig
am 31. Juli 1802

Ich lese jetz Sternbald; ich kann das Buch kaum anseh
daß es mich nicht auf eine besondere Art rührt, es kom
mir so verloren vor, grade als wenn von einem verlaßr
Kloster, das in einer recht einsamen Gegend liegt, mit vie
alten Bäumen und Wasserfällen umgeben, wenn da auf e
mal die Glocke von selbst läutet oder ein altes Kirchenl
von oben herab klingt, ohne daß jemand gesehen ward. L
Leute, die da vorübergehen, ahnden, daß jemand sterb
soll, andere, die nicht wissen, daß das Kloster unbewoh
ist, erheben ihr Herz zur Andacht und erfreuen sich d
einfachen Kindheit der Melodie. Clemenz [Brentano] ist bö
daß ich so gerührt war darüber, und sagt, ich mache ei
einfältiges Gematsch.

24. Aus „Gespräche über Tiecks Poesie" von Helmin
von Chézy, in „Europa. Eine Zeitschrift", hrsg. vo
Friedrich Schlegel, Bd II, 2. Heft, 1805, S. 106–10

Der Poetische. ... Kennst du den Sternbald?
Das kindliche Gemüth. Ich kenne ihn und liebe ih
innbrünstig, und es ist mir von ihm, als wenn ich ihn a
meisten verstände. Er ist mir das Leben des Lebens m
frommer Treue und wehmüthiger Heiterkeit ausgemal
und reich geschmückt mit allen Blumen der Phantasie. Fi

wahres Gemälde, und doch auch wieder eine Stimme, bei der mein ganzes Wesen mit anklingt und sich hingenommen fühlt.

Der Poetische. Du meinst die Lieder darin.

Das kindliche Gemüth. Alles mein' ich, es ist nur eine Harmonie der Seele, die sich von den Bildern des Lebens hingezogen und begeistert fühlt, sie poetisch zurückzustralen, wie weht und athmet darin die unendliche Sehnsucht nach der Ferne, und die rührende Anhänglichkeit, die den Geist wieder zurückruft von seinem Fliehen zur alten Unschuld und Einfalt der Kindlichkeit. „O, Sebastian! mag die ganze Welt klug und überklug werden, ich will immer ein Kind bleiben" [S. 19].

Der Poetische. Ja dies Werk ist fromm und rein, wie des Dichters Seele, es ist die helle, ruhige Luft des Frühlingsmorgens, durchschallt von süßen Gesängen; der Geist der Schöpfung, der in Blumen zu uns spricht.

Das kindliche Gemüth. Ich kann es gar nicht genug lesen, es ist mir wie ein Freund, den ich schon kenne, der mir aber immer noch etwas neues sagt.

Der Poetische. Interessirt Dich das darin, was über die Kunst geschrieben ist? Liebst Du den edlen Albert Dürer und Lukas von Leyden, so wie Tieck sie uns darstellt?

Das kindliche Gemüth. Ich denke, wenn ich ein Künstler wäre, so würde ich mir diese Ansichten recht zu Herzen nehmen und sie meiner Kunst aneignen, und auch ohne selbst Künstler zu seyn, such ich gern Gemälde in diesem Geist anzuschauen, durch den sie uns viel klarer und lebendiger werden müssen. Den herrlichen deutschen Meister aber sah ich in Tiecks Darstellung recht würdig und kräftig vor mir stehen, so daß er mich in seiner Hoheit und Herzlichkeit fast zu Thränen rührt, besonders beim Abschied von seinem Franz, wo er sich ganz hingiebt, und der liebenden Seele des jungen Freundes sein ganzes Wesen aufschließt.

Der Poetische. Eine solche Stunde der Herzensergie-

ßung, wie der Dichter sie uns da giebt, ist ein Gruß
ewigen Liebe an das Leben.
Das kindliche Gemüth. Der Dichter selbst ist
im Sternbald näher und befreundeter, als in seinen an
Werken.
Der Poetische. Es ist eine liebevolle Offenbarung s
geheimsten, innigsten Lebens.
Das kindliche Gemüth. Meine ganze Sehnsucht
nach ist wieder rege geworden, komm, laß uns ihn lese

25. Zusatz Goethes zu einer Rezension seines Freu Heinrich Meyer in der Jenaer „Allgemeinen L ratur-Zeitung", Juli 1805

Wem ist in diesen Phrasen die neukatholische Sentimenta
nicht bemerklich das klosterbrudrisirende, sternbaldisire
Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Ge
bevorsteht als von allen Wirklichkeit fodernden Caliban

26. E. T. A. Hoffmann an Theodor von Hippel, 26. September 1805

Hast Du schon Sternbalds Wanderungen von Tieck gelese
– In casu quod non – lies so bald als möglich dies wa
Künstlerbuch –.

27. Jean Paul zu Karl August Varnhagen von En am 24. Oktober 1808

[Jean Paul] behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung s
nes Komischen von Bernhardi entlehnt, wie man deut
aus den „Bambocciaden" sehe, einen andern Theil habe
seinen, Jean Paul's, Schriften nachgebildet, wie er ihm sel

einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespeare angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei theils aus alten Volksbüchern, theils – wie die schönsten Anklänge der „Genoveva" – aus dem Mahler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den „Phantasieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Tunelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum [II, 2, S. 340] muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten.

28. Jacob Grimm an Friedrich Carl von Savigny, am 31. August 1809

Auch scheint mir Ihr Urteil über Tieck, in welches Clemens [Brentano] einstimmt, fast zu hart. Obgleich ich manche seiner Bücher, wie die Genoveva, den größten Teil der romantischen Dichtungen [1799], den Octavian jetzt nicht mehr leiden kann, so lebt doch in dem Sternbald . . . wahre Poesie.

29. Aus: Mme de Staël „De l'Allemagne", erschienen 1810[20]

Tieck mérite d'être cité dans plusieurs genres; il est l'auteur d'un roman, Sternbald, dont la lecture est délicieuse; les événemens y sont en petit nombre, et ce qu'il y en a n'est pas même conduit jusqu'au dénouement; mais on ne trouve nulle part, je crois, une si agréable peinture de la vie d'un artiste; l'auteur place son héros dans le beau siècle des arts, et le suppose écolier d'Albert Dürer, contemporain de Ra-

20. Text nach: *De l'Allemagne,* par Mme la baronne de Staël Holstein. Cinquième Édition. Tome Second. Paris 1818, p. 300 ff.

phaël. Il le fait voyager dans diverses contrées de l'Eu
et peint avec un charme tout nouveau le plaisir que do
causer les objets extérieurs quand on n'appartient exclu
ment à aucun pays, ni à aucune situation, et qu'on se
mène librement à travers la nature pour y chercher des
rations et des modèles. Cette existence voyageuse et rê
tout à la fois n'est bien sentie qu'en Allemagne. Dan
romans français nous décrivons toujours les mœurs e
relations sociales; mais il y a un grand secret de bo
dans cette imagination qui plane sur la terre en la pa
rant, et ne se mêle point aux intérêts actifs de ce mond

Ce que le sort refuse presque toujours aux pauvres
tels, c'est une destinée heureuse dont les circonstanc
succèdent et s'enchaînent selon nos souhaits; mais les im
sions isolées sont pour la plupart assez douces, et le pr
quand on peut le considérer à part des souvenirs e
craintes, est encore le meilleur moment de l'homme. I
donc une philosophie poétique très-sage dans ces jouissa
instantanées dont l'existence d'un artiste se compose; les
nouveaux, les accidens de lumière qui les embellissent
pour lui des événemens qui commencent et finissent le m
jour, et n'ont rien à faire avec le passé ni avec l'avenir;
affections du cœur dérobent l'aspect de la nature; et
s'étonne en lisant le roman de Tieck de toutes les merve
qui nous environnent à notre insçu.

L'auteur a mêlé à cet ouvrage des poésies détachées, d
quelques unes sont des chefs-d'œuvres. Lorsqu'on met
vers dans un roman français, presque toujours ils interr
pent l'intérêt, et détruisent l'harmonie de l'ensemble. Il
est pas ainsi dans Sternbald; le roman est si poétique en
même, que la prose y paroît comme un récitatif qui
cède au chant, ou le prépare. On y trouve entre au
quelques stances sur le retour du printemps qui sont enivr
tes comme la nature à cette époque. L'enfance y est pré
tée sous mille formes différentes; l'homme, les plantes
terre, le ciel, tout y est si riche d'espérance, qu'on diroit

le poëte célèbre les premiers beaux jours et les premières fleurs qui parèrent le monde.

[Tieck verdient in mehrerer Hinsicht genannt zu werden. Er ist Verfasser eines Romans „Sternbalds Wanderungen", dessen Lektüre entzückt. Begebenheiten sind darin nur wenige berichtet, und das Vorhandene ist nicht einmal bis zur Lösung fortgeführt, aber nirgends, glaube ich, findet man eine so anmutige Schilderung des Künstlerlebens. Der Autor versetzt seinen Helden in das schöne Jahrhundert der Renaissance und macht ihn zu einem Schüler Albrecht Dürers, des Zeitgenossen Raffaels. Er läßt ihn die verschiedenen Länder Europas durchwandern und schildert mit ungewohntem Zauber das Vergnügen, welches die Außenwelt in uns erregen muß, wenn man nicht ausschließlich einem bestimmten Land und einer bestimmten Lebensstellung angehört, sondern frei die Natur durchstreift, um Eingebungen und Modelle zu suchen. Dies träumerische Wanderleben wird nur in Deutschland recht empfunden und verstanden. Wir in unsern französischen Romanen beschreiben stets die Sitten und die sozialen Verhältnisse, jene Phantasie aber, die beim Reisen über der Erde hinschwebt und sich nicht mit den tatsächlichen Interessen dieser Welt befaßt, birgt ein großes, geheimes Glück.

Fast immer versagt das Schicksal den armen Sterblichen ein Lebenslos, bei dem die Begebenheiten ganz nach Wunsch aufeinander folgen und sich miteinander verketten, aber die Eindrücke sind doch im großen und ganzen ziemlich mild, und wenn man die Gegenwart abgesondert von Erinnerungen und Befürchtungen betrachten kann, so ist sie immer noch der beste Augenblick für den Menschen. In diesen Augenblicksgenüssen, aus denen das Dasein eines Künstlers sich zusammensetzt, liegt daher eine sehr weise, poetische Philosophie: die neuen Landschaften und die einzelnen Nebenlichter, die sie verschönen, sind für ihn Begebenheiten, Ereignisse, die an ein und demselben Abend beginnen und

enden und nichts mit der Vergangenheit noch mit der kunft zu schaffen haben. Die Gemütsbewegungen berau uns des freien Anblicks der Natur, und bei der Lektüre Tieckschen Romans erstaunt man über die Wunder, die umgeben, ohne daß wir sie kennen.

Der Autor hat einzelne Gedichte in den Roman ei streut, die zum Teil Meisterwerke sind. Wenn man in e französischen Roman Verse einschiebt, so unterbrechen beinahe stets die Spannung und zerstören die Harmonie Ganzen. In „Sternbald" ist das nicht der Fall: der Roma an sich so poetisch, daß die Prosa wie ein Rezitativ ersch das dem Gesang folgt oder auf ihn vorbereitet. Unter an findet man in dem Roman einige Strophen auf die Rück des Frühlings, die berauschend sind wie die Natur zu d Zeit. Die Kindheit ist darin in tausend verschiedenen men geschildert, der Mensch, die Pflanzen, die Erde und Himmel, alles erscheint darin so jung, so hoffnungstrun daß man sagen möchte, der Dichter feiere die ersten schö Tage und die ersten Blumen, welche im Anfang die E schmückten.]

30. Dorothea Schlegel an ihren Sohn Johannes Veit, 3. November 1812

[Runge] beschäftigt sich wie Sternbald immer mehr mit nerlichen Gemälden, als daß er sie frisch auch wirklich Stande bringt.

31. Aus: Heinrich Meyer „Neu-deutsche religiös-p triotische Kunst", 1817

Im Jahre 1798 ließ Tieck, welcher die Herzensergießun nach Wackenröders Tode herausgegeben, auch selbst eini Theil daran gehabt hatte, einen, im gleichen Geist gesch

benen Roman, in zwey Bänden, Sternbalds Wanderungen betitelt folgen. ... Das Romantische, sowohl der Charaktere als der Begebenheiten und deren Verknüpfung, mag löblich seyn, wir sind nicht berufen das Werk von dieser Seite zu beurtheilen; dem auf Kunst sich beziehenden Theile jedoch fehlt es, wir dürfen kühnlich sagen am Nothwendigsten, an natürlichem Sinn für Kunst, deren Studium denn auch wohl nie des Verfassers ernstliches Geschäft gewesen.

Tieck ist überdem für seinen Zweck nicht so begeistert wie Wackenröder und daher hat Sternbald, obschon viel gelesen und bis auf diesen Tag nicht gänzlich aus der Mode, niemals einen sehr bedeutenden Einfluß auf Geschmack und Meynungen in der Kunst ausgeübt, allein er war jener bereits mächtig gewordenen und geltenden Neigung für ältere Meister, für mystisch-religiöse Gegenstände und Allegorieen in sofern günstig, als er sich an dieselbe anschloß, und, so wie andere Schriften von ähnlicher Tendenz, beytrug ihr auch außer dem Kreise der Künstler und Kunstfreunde mehr Ausbreitung zu verschaffen.

.... Die schon erwähnte Mengerey von bildender Kunst, Poesie und Religion, obgleich Geneigtheit für Katholicismus ankündigend, machte sich den Katholiken doch verdächtig, und mußte den Protestanten unerfreulich seyn.

.... Selbst mit den künstlichsten Wendungen werden die Jünger des Klosterbruders und der Europa[21] den gesunden Sinn doch niemals überreden, daß ein Gemälde darum erbaulicher, oder vaterländischer sey, wenn es kunstlos angeordnet ist, wenn Licht und Schatten, Haltung und malerische Wirkung unbeachtet gelassen, die Figuren wunderlich costumirt sind; wenn das Colorit des Fleisches eintönig, die Farben der Gewänder nicht auf erforderliche Weise gebrochen sind, und das Ganze eben deßwegen flach und unfreundlich ausfällt.

21. *Europa. Eine Zeitschrift*, hrsg. von Friedrich Schlegel, Bd 1/2, Frankfurt a. M. 1803–05; vgl. S. 522 ff.

32. Aus: Goethe „Über Kunst und Alterthum in Rhein- und Mayn-Gegenden", 1817

Von dem kränklichen Klosterbruder hingegen und se
Genossen, welche die seltsame Grille durchsetzten, „n
würdige Werke ganz neuer Art, Hieroglyphen, wahr
Sinnbilder, aus Naturgefühlen, Naturansichten, Ahndu
willkürlich zusammengesetzt, entfernt von der alten V
der Vorwelt", zu verlangen, rechnen wir kaum zwa
Jahre, und dieses Geschlecht sehen wir schon in dem höd
Unsinn verloren.

33. Samuel Taylor Coleridge an J. H. Green, am 13. zember 1817

I do not very much like the Sternbald of our friend;
too like an imitation of Heinse's „Ardinghello", and it
scene in the Painter's Garden at Rome is less licentious
the correspondent abdomination in the former, it is likev
duller.

34. Jacob Grimm an Friedrich Carl von Savigny, 14. Juli 1822

Tieck ist im Einzelnen nachlässig und incorrect, ja; aber
Ganzes ist offenbar poetisch, sein gestief. Kater, sein Zerb
und vieles im Phantasus ergreifen mehr, als Wielands la
weilige Schriften. Genoveva, Octavian, Sternbald mag
nicht sonderlich.

35. Goethe zu Eckermann, am 30. März 1824

Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann sc
außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen

ch selber; allein, wenn man ihn über ihn selbst erheben und nir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht.

36. Goethe zu Eckermann, am 22. März 1831

[Das Nazarenertum] ist von wenigen einzelnen ausgegangen ... und wirkt nun schon seit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleichzutun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd, und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu sein, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein!

37. Aus: Heinrich Heine „Die Romantische Schule", 1833–36

[Tieck] hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters so viel eingeschluckt, daß er fast wieder ein Kind wurde und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël so sehr viele Mühe hatte zu bewundern. ...

Herr Ludwig Tieck hat durch seinen Roman „Sternbalds Wanderungen" und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewissen Wackenroder geschriebenen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" auch den bildenden Künstlern die naiven, rohen Anfänge der Kunst als Muster dargestellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieser Werke, die sich eben in ihrer technischen Unbeholfenheit kundgibt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Rafael wollte man nichts mehr wissen, kaum einmal von seinem

Lehrer Perugino, den man freilich schon höher schätzte, in welchem man noch Reste jener Vortrefflichkeiten deckte, deren ganze Fülle man in den unsterblichen Mei werken des Fra Giovanno Angelico da Fiesole so anda voll bewunderte. Will man sich hier einen Begriff von Geschmacke der damaligen Kunstenthusiasten macher muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die besten mälde jener Meister hängen, die man damals unbedingt ehrte; und will man sich einen Begriff von dem großen fen der Poeten machen, die damals in allen möglichen arten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, so man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube, jene Bilder im ersten Saale des Lo sind noch immer viel zu graziöse, als daß man sich dac einen Begriff von dem damaligen Kunstgeschmack ma könnte. Man muß sich diese altitalienischen Bilder obendrein ins Altdeutsche übersetzt denken. Denn man achtete die Werke der altdeutschen Maler für noch weit fältiglicher und kindlicher und also nachahmungswürdi als die altitalienischen. Denn die Deutschen vermögen hieß es, mit ihrem Gemüt (ein Wort, wofür die französis Sprache keinen Ausdruck hat) das Christentum tiefer a zufassen als andere Nationen, und Friedrich Schlegel sein Freund Herr Joseph Görres wühlten in den alten St ten am Rhein nach den Resten altdeutscher Gemälde Bildwerke, die man, gleich heiligen Reliquien, blindgläu verehrte.

38. Friedrich Hebbel: Tagebucheintragung aus d Juni 1838

Tiecks Sternbald hat gar zu viel Meisterhaftes. (Wilh. M sterhaftes.)

39. Henry W. Longfellow über den „Sternbald", 1840

... a Claude Lorraine atmosphere about the book which is delightful ...

40. Joseph von Eichendorff, aus „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum", 1851

Im „Sternbald" ist es eigentlich auf eine Apotheose der Kunst abgesehen, welcher die Religion nur als der Goldgrund dienen muß, um ihr Bild bedeutender und würdiger darauf abzuheben. Dasselbe gilt von Wackenroders „Kunstliebendem Klosterbruder", wo die Religion fast ganz in Musik aufgeht. Bei Fouqué endlich erblicken wir den Katholizismus schon als bloße Dekoration und Verschnörkelung eines größtenteils gemachten Rittertums. Dieser Katholizismus der Romantiker war also wesentlich nur eine ästhetische Religion; der Nachdruck ruhte überall auf der Form, die sonach auch naturgemäß sehr bald zur Manier werden mußte, wie sie namentlich bei dem letztgenannten Dichter stehend und widerlich geworden ist.

Tafelanhang

zu den Bildbeschreibungen
des Romans

Abbildungsnachweis: Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München: 1 – Graphische Sammlung Albertina, Wien: 2 – Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Staatliche Museen, Berlin-Dahlem, Kupferstichkabinett: 3, 5; Gemäldegalerie: 13 – Aus: Max J. Friedländer, Lucas van Leyden. Berlin: Walter de Gruyter 1963: 4, 6 – Anderson: 7, 8, 11, 12, 14, 15, 16 – Verlagsarchiv: 9 – Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar: 10

1. Albrecht Dürer: Die Vier Apostel. Vgl. S. 12.

2.. *Albrecht Dürer: Tanzende Bauern. Vgl. S. 61.*

3. Albrecht Dürer: Hieronymus im Gehäus. Vgl. S. 83.

4. Lukas van Leyden: Hl. Familie. Vgl. S. 94.

5. Albrecht Dürer: Hl. Eustachius. Vgl. S. 103.

6. *Lukas van Leyden: Eulenspiegel. Vgl. S. 107.*

7. Raffael: Venus zeigt dem Amor das Volk. Detail von der Decke in der Villa Farnesina, Rom. Vgl. S. 205.

8. Raffael: Der Rat der Götter im Olymp. Mittelstück der Decke in der Villa Farnesina, Rom. Vgl. S. 205.

9. Raffael: Die Verklärung Christi. Vgl. S. 213.

10. Straßburger Münster. Kupferstich von I. Brunn (1615) aus Goethes Besitz. Vgl. S. 218.

11. Francesco Traini: Die Freuden der Welt. Detail aus dem Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa. Vgl. S. 283.

12. Francesco Traini: Die Parabel von den drei Lebenden und den drei Toten. Detail aus dem Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa. Vgl. S. 283.

13. Correggio: Leda mit dem Schwan. Vgl. S. 369.

14. Michelangelo: Das Jüngste Gericht. Sixtinische Kapelle, Rom. Vgl. S. 393.

15. Michelangelo: Der richtende Christus. Detail aus der Sixtinischen Kapelle, Rom. Vgl. S. 393.

16. Michelangelo: Gottvater, Erschaffung des Menschen. Detail aus der Sixtinischen Kapelle, Rom. Vgl. S. 393 und 396.

ZUM TEXT DER VORLIEGENDEN STUDIENAUSGABE

Unser Text folgt genau der Erstausgabe (= A): „Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte herausgegeben von Ludwig Tieck", die in zwei Teilen zur Frühjahrs- und Herbstmesse 1798 in Berlin bei Johann Friedrich Unger erschien. Orthographie und Interpunktion wurden behutsam modernisiert. Bei grundsätzlicher Respektierung des Lautstandes wurde der wechselnde Gebrauch von „wirklich" und „würklich", „verdrießlich" und „verdrüßlich", „wenn" und „wann", „denn" und „dann" usw. ebenso bewahrt wie ältere Deklinationsformen. Auch das Nebeneinander von „Albert" und „Albrecht Dürer" oder „Michel Angelo", „Michael Angelo" und „Agnolo" wurde nicht ausgeglichen. Stillschweigend verbessert dagegen wurden nach sorgfältigem Vergleich mit der von Tieck 1843 herausgegebenen zweiten Ausgabe des Romans reine Druckfehler wie „Wirwarr" zu „Wirrwarr", „sechtes" zu „sechstes", „Zeil" zu „Ziel", „gleichgütig" zu „gleichgültig", „Gaun" zu „Graun" usw., durch Ähnlichkeit in der Frakturtype verwechselte Buchstaben wie u und n, s und f, t und i, sowie irrtümliche Wortwiederholungen wie „ein ein" oder „und und". Bei den Namen wurde die Schreibung „Rudolf" und „Rudolph" zu „Rudolf", „Ludoviko" und „Lodoviko" zu „Ludoviko", „Raffael", „Rafael" und „Raphael" zu „Raffael" vereinheitlicht, da hier am ehesten schlechtes Manuskript oder Setzerflüchtigkeit angenommen werden kann. (Tieck schrieb, wie ihm von seinen Freunden wiederholt vorgeworfen wurde, eine höchst „unchristliche Hand".) Anführungszeichen bei wörtlicher Rede wurden eingefügt. Auf alle sonstigen Eingriffe in den Wortlaut der Originalausgabe wurde in erläuternden Fußnoten hingewiesen.

Variantenverzeichnis der Ausgabe B von 1843

Für die Aufnahme des „Sternbald" in den sechzehnten B
seiner „Schriften" hatte Tieck besonders die ersten drei Bü
des Romans gründlich überarbeitet. Aus den spärlichen
rhapsodischen Hinweisen auf solche Abweichungen der z
ten Auflage von 1843, die zuerst Jakob Minor seiner „Ste
bald"-Ausgabe (J. Kürschners „Deutsche National-Litte
tur", Bd 145) beifügte und die dann von Paul Kluckh
1933 – nur geringfügig erweitert – übernommen wur
(H. Kindermanns „Deutsche Literatur ... in Entwicklu
reihen", Romantik Bd 6), ließ sich der wahre Umfang
Auslassungen, Änderungen und Zusätze von 1843, die n
selten tief in das Strukturgeflecht des Romans eingreifen,
her kaum erahnen. Eine kritische Ausgabe fehlt. So ha
wir uns entschlossen, alle inhaltlichen Abweichun
der Ausgabe B, gleich welchen Umfangs, in den Anhang
serer Studienausgabe aufzunehmen. Grundsätzlich aus
schlossen blieben alle Änderungen von Rechtschreibung u
Zeichensetzung. Ausgeschlossen blieb ferner auch die U
menge rein stilistischer Varianten: bloße Umstellungen v
Satzteilen; Streichungen überflüssiger, weil im Nachsatz w
derholter Hilfsverben; Streichungen oder Vertauschung
belangloser Satzpartikel; Schwankungen zwischen Indikati
und Konjunktivformen; Vertauschungen von Personalpr
nomina und Namen, von „sagen" und „fragen", „antworte
und „erwidern", „hin und her" und „auf und ab", „bal
und „in kurzer Zeit" usw. – Es versteht sich von selbst, d
die Grenzlinie zwischen stilistischen und inhaltlichen Änd
rungen nicht immer eindeutig gezogen werden konnte. W
sind jedoch bei der Aufnahme von Lesarten eher großzüg
als kleinlich verfahren und haben sogar einige rein stilistis
Abweichungen berücksichtigt, als Beispiele für die Stiltende
zen des alten Tieck, die sich ja auch an den größeren (
ganzen weit über fünfzig Seiten umfassenden) Zusätzen v
1843 ablesen lassen. – Rechtschreibung und Zeichensetzu

der Ausgabe B wurden beibehalten; wenn wir in den Text des Originals bessernd eingreifen mußten, wurde es in entsprechenden Fußnoten stets vermerkt.

Dokumente und Zeugnisse

Die Texte der Dokumente und Zeugnisse folgen bis in alle Einzelheiten der Orthographie und Interpunktion den großen Werk-, Brief-, Tagebuch- und Zeitschriftenausgaben, denen sie entnommen wurden.

Marianne Thalmann, *Hundert Jahre Tieckforschung*, In: *natshefte für deutschen Unterricht*, XLV, 1953, S. 1

Richard Alewyn, *Wackenroders Anteil*, In: *The Germ Review*, XIX, 1944, S. 48 ff.

Richard Alewyn, *Ein Fragment der Fortsetzung von T „Sternbald"*, In: *Jahrbuch des Freien Deutschen H stifts*, 1962, S. 58 ff.

Hartmut Apfelstedt, *Selbsterziehung und Selbstbildun der deutschen Frühromantik. Fr. Schlegel, Nov Wackenroder, Tieck*, Diss. München 1958

Klaus Betzen, *Frühromantisches Lebensgefühl in Lu Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen"*, Tübingen 1959

Eva Bosch, *Dichtung über Kunst bei Ludwig Tieck*, München 1962

Werner Brans, *Der Einzelne und die Gesellschaft in Lud Tiecks ersten selbständigen Schriften. Zur Entsteh des frühromantischen Individualismus*, Diss. Frank a. M. 1957

Karl Brömel, *Ludwig Tiecks Kunstanschauungen im „Ste bald"*, Diss. Leipzig 1928

George H. Danton, *The nature sense in the writings of L wig Tieck*, New York 1907

Walter Donat, *Die Landschaft bei Tieck und ihre historis Voraussetzungen*, In: *Deutsche Forschungen*, 1925, Hef

J. O. E. Donner, *Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den man der Romantiker*, Berlin 1893

J. B. C. Grundy, *Tieck and Runge. A study in the relati ship of literature and art in the Romantic period*, St bourg 1930

Friedrich Gundolf, *Ludwig Tieck*, In: *Jahrbuch des Fr Deutschen Hochstifts*, 1929, auch In: *Romantiker. N Folge*, Berlin 1931, S. 5 ff.

Käthe Harnisch, *Deutsche Malererzählungen. Die Art des Sehens bei Heinse, Tieck, Hoffmann, Stifter und Keller*, Berlin 1938

Hans Hartmann, *Kunst und Religion bei Wackenroder, Tieck und Solger*, Solingen 1916

Rudolf Haym, *Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*, Berlin 1870 (Neudruck, Darmstadt 1961)

Walter Jost, *Von Ludwig Tieck zu E. T. A. Hoffmann. Studien zur Entwicklungsgeschichte des romantischen Subjektivismus*, Frankfurt a. M. 1921

A. Kamphausen, *Franz Sternbalds Wanderungen*, In: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft*, III, 1936

Paul Koldewey, *Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck*, Leipzig 1904

Rudolf Köpke, *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen*, II, Leipzig 1855

Louis Marchand, *Deux sources du „Sternbald" de Tieck*, In: *Revue Germanique*, II, 1906, S. 522 ff.

Robert Minder, *Un Poète Romantique Allemand: Ludwig Tieck*, Paris 1936

Hans Nehrkorn, *W. Heinse und sein Einfluß auf die Romantik*, Goslar 1904

Heinrich Prodnigg, *Über Tiecks Sternbald und sein Verhältnis zu Goethes Wilhelm Meister* (Progr. d. Landes-Oberrealschule Graz) 1892

Walther Rehm, *Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung vom Rationalismus bis zum Realismus*, München 1924

Hubert Roetteken, *Die Charaktere in Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen"*, In: *Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte"*, NF VI, 1893, S. 188 ff.

Paula Scheidweiler, *Der Roman der deutschen Romantik*, Leipzig u. Berlin 1916

Werner Steindecker, *Studien zum Motiv des einsamen M*
schen bei Novalis und Tieck, Breslau 1937
Marianne Thalmann, *Ludwig Tieck. Der romantische V*
mann aus Berlin, München 1955
Marianne Thalmann, *Ludwig Tieck. Der Heilige von I*
den. Aus der Frühzeit der deutschen Novelle, Berlin
Edwin H. Zeydel, *Ludwig Tieck, The German Romant*
Princeton 1935

Nachwort

I

Ein moderner Leser, der nach aufmerksamer Lektüre Tiecks *Sternbald* mit begreiflicher Verwirrung aus der Hand legt und sich ratsuchend an die Literaturwissenschaft wendet, um über viele Rätsel und Widersprüche des Gelesenen, vor allem aber über den Wert des Romans und die Bedeutung seines Dichters belehrt zu werden, wird sich bald enttäuscht finden. Das Tieck-Bild der deutschen Literaturgeschichte könnte kaum widersprüchlicher sein. Hermann Gumbel etwa scheut sich nicht, Ludwig Tieck als einen der „sinnbildlichsten Menschen zwischen 1790 und 1840" neben Goethe zu stellen (1929); in beziehungsreicher Übernahme von Hermann August Korffs Begriff vom „Geist der Goethezeit" spricht Franz Schultz von einem „Geist der Tieck-Zeit" (1952); Marianne Thalmann, die ein Lebenswerk dem Berliner Romantiker gewidmet hat, sieht (1964) im *Sternbald* ein auch heute noch aktuelles, ja „provokantes Buch" mit „ausgesprochenem Fragecharakter", einen hochbedeutsamen „Versuch, neue Wege der Enträtselung und der Verrätselung für den schöpferischen Vorgang zu finden", in dem vieles schon anklänge, was später „bei Mallarmé, Gide, Valéry, Benn wieder gesagt wird". – Bei Friedrich Gundolf hingegen finden sich (1929) Formulierungen wie: Tieck „fing an als Unterhaltungsschriftsteller niedrigen Niveaus ... er hörte auf als Literaturgreis und Unterhaltungsschriftsteller hohen Niveaus". Gundolf betont die „Oberflächlichkeit" und „seichte Mittelei" des Berliner Romantikers; im *Sternbald* habe er „Goethesche und Jean-Paulische Elemente vermischt, verdünnt und verbreitert", mit diesem Roman „die bürgerliche Verkitschung deutschen Altertums eingeleitet. ... Die Sehnsucht nach der blauen Blume ... verflachte Tieck zur handlichen Literatur des angenehmen Gruselns oder Ahnens." Und noch in jüngster Zeit lesen wir bei Emil Staiger (1964): „Tieck entwickelte das Kunstwerk nicht redlich aus dem verworrenen Leben, sondern faßte von vornherein die unfehlbare Wirkung ins

Auge. Wenn dies zum Wesen des Kitsches gehört, so wa
Kitsch, was er erzeugte ...“ Wo Marianne Thalmann (19
zu erkennen meint: „Die Kunstandacht ... wird in Ti
Roman tragfähige Spiegelung einer tönenden Welt, weil
ter ihr ein von Natur gläubiger Künstler steht“, spr
Staiger von Altertümelei und Frömmelei und begrün
Tieck hätte nicht nur ebensogut die „verruchtesten Din
erzählen können, er habe es auch getan; seine „Univers
tät“ beruhe in Wahrheit auf einem „Mangel an Substan
innere „Leere“ und „Indifferenz“, verbunden mit einer
gemeinen Sensibilität, seien es gewesen, die den „hochbeg
ten“, doch letztlich „oberflächlichen Literaten“ befähig
alle Masken anzulegen, alle Stimmungen und Töne, „
schlichteste, kindlichste vorzutragen“.

Dies eigentümliche Schwanken des Tieck- und *Sternb*
Bildes ist nun durchaus nicht neu. In den Literaturgesch
ten des neunzehnten Jahrhunderts sieht es kaum anders
Wird bei Hermann Hettner die Tiecksche Mischung von G
tungen, Stilen, Stoffen und Stimmungen als eine Art „poe
scher Urform“ gerühmt, so kann Rudolph Gottschall da
nur ein „Ragout von Lyrik, Epik und Dramatik mit all d
ironischen Gewürzen und der phantastischen Sauce“ erke
nen, das „jeden gesunden Geschmack“ anwidere: „Die Tie
schen romantischen Musterdichtungen bezeichnen den hö
sten Grad formeller Zuchtlosigkeit, den die deutsche Literat
kennt, eine Zuchtlosigkeit, die nicht aus dem Überschwa
stürmischer Genialität hervorging, sondern die künstleris
Frucht höchst verkehrter Theorien und höchst äußerlich
Nachbildungen war.“ Die einen preisen den *Sternbald*
den ersten echt-deutschen Künstlerroman, als glorreiche „Ap
theose der Kunst“ in einer Zeit banausischer Kunstbetrie
samkeit, als notwendige Abkehr des deutschen Geistes v
herrschenden „Kosmopolitismus“ und als Rückbesinnung a
seine eigene erhabene Vergangenheit; sie rühmen den
gründer der dichterischen Romantik, den Entdecker
„mondbeglänzten Zaubernacht“, der „Waldeinsamkeit“

der schwebenden Märchenpoesie. Die anderen sprechen von „frömmelnder Überschwenglichkeit und süßlich-holder Faselei", von „ästhetischer Schwätzerei", „schöngeistigem Dusel", „leerer poetischer Sublimierung", gar von „Afterandacht"; sie bezichtigen Tieck des Verrats an dem „keuschen und frommen Erbe" Wackenroders, bezeichnen den *Sternbald* als einen „verfehlten *Wilhelm Meister*", werfen dem „wurzellosen Großstadtdichter" wahllose „Nachahmerei" und „Aneignerei" vor und weisen ironisch auf Tiecks schauspielerische Anlagen, höhnisch auf sein Talent als Stimmenimitator.

Schon die Zeitgenossen des *Sternbald*-Dichters sehen wir in zwei Lager gespalten. Über demselben Roman, der von Bettina Brentano, Helmina von Chézy, E. T. A. Hoffmann oder Mme de Staël begeistert gepriesen wird, der im Leben zahlreicher junger Romantiker Epoche macht, der Philipp Otto Runge „im Innersten meiner Seele" ergreift, der nachweisbar auf die romantische Malerei eines Runge, Friedrich, Overbeck direkte Wirkungen ausübt und zusammen mit den *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1797) und den *Phantasien über die Kunst* (1799) zum Glaubensmanifest der Nazarener wird und noch die Präraffaeliten beeinflußt – über der Lektüre desselben Romans schläft Caroline Schlegel ein: „Es reißt nicht fort, es hält nicht fest ... Eine Fantasie, die immer mit den Flügeln schlägt und flattert und keinen rechten Schwung nimmt." Wo der Kritiker der *Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek* nur Tadelnswertes findet, kann der Rezensent der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* im gleichen Jahre (1799) kaum etwas anderes als Rühmenswertes, nur einen edlen Wettstreit mit dem *Wilhelm Meister* entdecken. Verhalten sich August Wilhelm Schlegel und Clemens Brentano dem *Sternbald* gegenüber höchst distanziert, prangert Jean Paul Tieck als unoriginellen Nachahmer an, indem er 1808 gegen ihn einen ähnlichen „concursus creditorum" eröffnet, wie seinerzeit die Brüder Schlegel im *Athenäum* gegen Wieland, so kennt andererseits Friedrich Schlegels *Sternbald*-Enthusiasmus keine

Grenzen. Er rühmt „die fantastische Fülle und Leichtigk
den Sinn für Ironie, und besonders die absichtliche Versch
denheit und Einheit des Kolorits. Auch hier ist alles k
und transparent, und der romantische Geist scheint angene
über sich selbst zu fantasieren." Für Friedrich Schlegel
der *Sternbald* ein „romantischer Roman, daher eben absol
Poesie", ja ein „göttliches Buch", das er weit über den W
helm Meister stellt: ein Urteil, dessen volle Bedeutung
erst ermessen, wenn wir uns an Friedrich Schlegels berühr
Meister-Rezension von 1798 erinnern und an die über
gende Bedeutung des Goetheschen Bildungsromans für
Ausbildung der frühromantischen Philosophie, Ästhetik u
Poetik. Gegen die Stimme dieses genialsten Theoretikers u
Kritikers der deutschen Romantik erhebt sich nun wieder
Stimme Goethes, der den *Sternbald* nicht nur unglaublic
innerer Leere und einer „falschen Tendenz" bezichtigt,
den sogar (wie für den Kunsthistoriker und Goethefreu
Heinrich Meyer) lebenslang das „sternbaldisierende U
wesen" zum Inbegriff einer fatalen Antikunst wird. U
schließlich begegnen wir dem Für und Wider nicht selten b
ein und derselben Person. Für Jacob Grimm lebt noch 18
in Tiecks Roman „wahre Poesie"; dreizehn Jahre später g
steht er hingegen, daß er ihn „nicht sonderlich" mag. Hebb
nennt Tieck in einem Nachruf den „König der Romantik
in seinem Tagebuch lesen wir jedoch auch, der *Sternba*
habe „gar zu viel Meisterhaftes (Wilh. Meisterhaftes)".

Es ist nun hier nicht der Ort, der an sich hochinteressant
Geschichte literarischer Geschmacksbildungen im 19. u
20. Jahrhundert nachzugehen und die Gründe aufzuzeige
die dazu führten, daß gewisse Perioden und Persönlichkeit
eine im ganzen mehr negative, andere eine überwiegen
positive Haltung Tieck gegenüber einnahmen, oder die u
terschiedlichen Tendenzen parallellaufender Schulen zu b
schreiben, die zu widersprechenden Urteilen über den *Ster*
bald führen mußten. Wir begnügen uns mit der Feststellun
daß vom ersten Erscheinen des Romans bis auf die Gege

art es immer wieder Leser gegeben hat, die sich vom *Stern-ald* stark angezogen, wie solche, die sich von ihm gelang-eilt oder gar abgestoßen fühlten. In diesem Sinne scheint er *Sternbald* tatsächlich seinen provokanten Charakter bis eute nicht ganz verloren zu haben. Und es liegt nahe, die rsachen dafür im Roman selbst, besser: in seiner interes-nten Entstehungsgeschichte zu suchen.

II

ls der erste Teil von *Franz Sternbalds Wanderungen* Ostern 798 erscheint, feiert Tieck gerade seinen fünfundzwanzig-en Geburtstag. Sein äußerer Lebenslauf bis zu diesem Zeit-nkt läßt sich in kurzen Worten wiedergeben. Am 31. Mai 773 als erster Sohn eines angesehenen und wohlhabenden ilermeisters in Berlin geboren, genießt Ludwig eine strenge d sorgfältige Erziehung, wird 1782 in das vorbildliche iedrich-Werdersche Gymnasium aufgenommen, wo er sich a. mit dem Stiefsohn des Kapellmeisters Reichardt, Fried-h Hensler, mit seinen nur wenige Jahre älteren Lehrern rnhardi und Rambach und, besonders innig, mit dem eichaltrigen Bürgermeistersohn Wilhelm Heinrich Wacken-der befreundet. 1792 verläßt er, nicht gerade mit dem be-en Abschlußzeugnis, das Friedrichgymnasium und geht mit ilhelm von Burgsdorf, einem jungen märkischen Edelmann, m Studium zunächst auf ein Semester nach Halle, dann nach öttingen, während Wackenroder auf Wunsch seines strengen aters noch ein Jahr in Berlin zurückbleiben muß. Ostern 793 kann Tieck dann den geliebten Jugendfreund zum ge-einsamen Studium aus Berlin abholen. Von Erlangen aus, o sie das Sommersemester verbringen, unternehmen sie ederholte Reisen nach Nürnberg und in die fränkische ndschaft. Dann gehen sie zur Fortsetzung ihrer Studien ch Göttingen und kehren im Oktober 1794 wieder nach rlin zurück. Dort bezieht Tieck zusammen mit seiner

Schwester Sophie ein kleines Gartenhaus am Rosentaler T
verkehrt in den literarischen Salons von Rahel Levin, Do
thea Veit (der späteren Freundin und Gattin Friedrich Sc
gels) und Friedrich Nicolai, wird mit dem Schauspieler Fl
dem Musiker Zelter, dem Bildhauer Schadow näher beka
und lebt als freier Schriftsteller und Kritiker in der preu
schen Hauptstadt.

Sucht man nach einem Schlüsselbegriff für das Wesen
jungen Tieck, so wird man ohne Zweifel sein gestörtes V
hältnis zur Wirklichkeit an erster Stelle nennen müssen.
frühester Kindheit litt Ludwig an einer krankhaften R
barkeit seiner Einbildungskraft. Daß er schon als Kind
„Angst- und Grauszuständen" geplagt wurde, hat T
später selbst bekannt. Den Gymnasiasten und Studen
quälen Angstvorstellungen und Todesahnungen, die sich
an die Grenze des Wahnsinns zu steigern vermögen. Auf
anderen Seite befähigt ihn seine stets sprungbereite Phanta
aber auch, sich völlig in die literarische Welt von Rom
und Dramengestalten hineinzuversetzen, die Maske die
oder jenes Helden anzulegen, enthusiastisch dessen Rolle
übernehmen und diese über die Illusionsgrenzen des jewei
gen literarischen Werkes hinaus weiterzuspielen. Hier lie
der Grund für die exzessive Theaterleidenschaft schon d
Knaben Ludwig, für seine ungemeinen schauspielerischen L
stungen auf der Liebhaberbühne im Reichardtschen Hau
für den schließlich kaum zu bändigenden Wunsch, Scha
spieler zu werden, wie auch für die erstaunliche Modu
tionsfähigkeit seiner Stimme, für seine Vortragskunst: Tie
ist bis ins hohe Alter hinein als hinreißender Rezitator
ganz Europa berühmt.

In seinem gestörten Verhältnis zur Wirklichkeit, in d
Reizbarkeit seiner Phantasie wurzeln nicht zuletzt au
Tiecks Lesehunger und seine ersten literarischen Arbeit
Schon den Knaben sehen wir von einer gefährlichen Le
wut besessen. Der Jüngling begeistert sich für den *Ossi*
für die Dramen und Romane der Stürmer und Dränger,

Werther, *Götz* und *Tasso*, für die Jugenddramen Schillers, für Wilhelm Heinses Romane, für Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*, an dem er seine eigene Theaterleidenschaft und qualvolle Selbstbeobachtung wiedererkennen konnte; er studiert den *Don Quijote* in Bertuchs Übersetzung, Shakespeare in der Ausgabe von Wieland-Eschenburg. Daneben aber verschlingt er wahllos die Trivialliteratur seiner Zeit: die Ritter-, Räuber-, Grusel- und märchenhaften Zaubergeschichten der Vulpius, Cramer, Engelmann, Spieß, Albrecht. Und es ist höchst charakteristisch, daß ein Spukroman wie Karl Grosses *Genius* (1791 ff.) einen stärkeren Eindruck auf ihn macht als etwa Schillers *Räuber*. Was der junge Tieck als Leser sucht, sind Stimulantia und Opiate, Szenen, die ihn aufregen und berauschen, die seine reizbare Einbildungskraft entflammen können. Dabei kommt es allein auf die Stärke des Affektes an, nicht auf seine Art, seine Drapierung. Tränenselige Empfindsamkeit in Freundschafts- und Liebesszenen bieten ebenden Dienst wie schreckliche Gewissensqualen eines Verbrechers, rührselige Bekehrungsszenen auf dem Sterbebett, Ausbrüche von Lebensangst und Weltekel, Schauer- und Gruselszenen.

Für Tieck ist es nur ein kleiner Schritt von der Nachempfindung als Leser, Vorleser und Schauspieler bis zur literarischen Nachahmung. Ähnlich wie der junge Novalis übt er sich als frühreifer Knabe zunächst in den gängigen Stilen und Gattungen des achtzehnten Jahrhunderts: Rokoko- und Bardenlyrik, Verserzählung, Fabel, Schäferspiel, Idylle usw. Bald folgen größere dramatische Entwürfe, stets nach literarischen Vorlagen oder semihistorischen Quellen. In seiner *Sommernacht* versucht er, Shakespeareschen Stimmungszauber zu imitieren, und Shakespeares *Sturm* inspiriert ihn zu dem dramatischen Zaubermärchen *Das Reh*. Als Schülerarbeiten entstehen die ersten Erzählungen. Sie wecken das Interesse seiner schriftstellernden Lehrer, die sich bald der gewandten Feder des Gymnasiasten bedienen und mit Tieck eine für die Entwicklung des Dichters gefährliche literari-

sche Gütergemeinschaft begründen. Die literarische K
panei mit dem begabtesten unter ihnen, August Ferdi
Bernhardi, beginnt sich allerdings erst nach 1794 auszu
ken. Vorläufig begnügt sich der witzige und sarkast
Bernhardi mit gutgemeinten Anregungen und Ratschl
auch läßt er seinen Eleven Anteil nehmen am Entstehe
ner eigenen Schriften. Ein anderer Lehrer, G. K. F. Se
zieht den Primaner schon als Mitarbeiter an Übersetzu
aus dem Englischen heran. Schamlos ausgenutzt wird
jedoch von Friedrich Eberhard Rambach (1767–1826),
die lesehungrigen Massen der neunziger Jahre unter w
selnden Pseudonymen mit Schundliteratur beliefert.
nächst beschäftigt Rambach seinen Schüler nur als Abso
ber, dann überläßt er ihm die Vollendung angefang
Räubergeschichten und schließlich die lyrischen Einlagen
den Schluß eines Schauerromans (*Die eiserne Maske, s
schottische Geschichte*, 1792), den der Achtzehnjährige in
grellsten Farben auspinselt.

Bei Rambach lernt Tieck die leichtfertige Handhab
sowohl äußerlicher Kostümierungen als auch der Spra
Er lernt schnell und macht sich bald selbständig. In d
dialogischen Idyll *Almansur* und in dem philosophisc
Schauerroman *Abdallah* kleidet er seinen pubertären H
zur Seelenraserei, zum Furchtbar-Grausigen oder Ber
schend-Prächtigen in phantastische orientalische Gewän
Im Trauerspiel *Karl von Berneck* und in der Erzähl
Adalbert und Emma ist es die ebenso beliebte phantasti
Welt des Mittelalters: dieses ein Ritterstück, in dem
racheheischende Geist eines Ahnherrn sein Opfer forc
(womit Tieck die Reihe der grausigen Schicksalsdramen
öffnet), jene eine Bearbeitung der alten Roßtrappens
Wiederum in einem fremden, im englischen Milieu, das T
nur aus der Literatur kennt, spielt auch der Roman,
dem sich der Dichter dann weit über das Niveau seiner
heren Schriften erheben soll. Stoffe und Motive für die
schichte des Herrn William Lovell (entstanden 1793–

übernimmt Tieck vor allem aus Rétif de la Bretonnes *Le Paysan perverti* und den *Liaisons dangereuses* des Choderlos de Laclos; stärker klingen auch noch hier und da die Romane Samuel Richardsons an. Auf den ersten Blick erscheint *William Lovell* als das Seelengemälde eines Wüstlings, der die Sinnlichkeit zur Religion erhebt und sein ganzes Sinnen und Trachten, sein Genie in den Dienst von Verführung und Genuß stellt. In Wirklichkeit aber spielt die gewissenlose Philosophie des Lebensgenusses nur eine recht oberflächliche und unglückliche Rolle. Lovell weiß, daß das einzige Ziel seines Strebens, der sinnliche Genuß, im Grunde ebenso schal und nichtig ist wie alles andere. So wird ihm, wie so mancher anderen Gestalt dieses Briefromans, das Leben zu einem Schattendasein, die Welt zum schlechten Theater, auf dem geschminkte Larven sinnentleerte Worte lallen. Die Quintessenz des *William Lovell* ist, und darin spiegelt sich zweifellos ein Stück Selbsterkenntnis des jungen Tieck: Einsamkeit und Leere, Langeweile und Nichtigkeit des Lebens. Der Roman hat einen bekenntnishaften Charakter, er trägt, wie Goethes *Werther*, die Züge einer Beichte, freilich einer Mitternachtsbeichte, da der junge Tieck mit spürbarer Wollust nur die dunklen Schatten beschwört, die sein Leben zuzeiten bedrohen. Tieck selbst hat später (1828) die Situation angedeutet, aus der der *Lovell* entstand: „Unbefriedigt ... versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennenzulernen wohl nicht die Aufgabe unseres Lebens ist ... Ein vorwitziger, kecker Zweifel, ein unermüdliches, finsteres Grübeln hatten für mich den Baum des Lebens entblättert." Es gab „Zeiten und Stimmungen, die das Grauen des Todes, die Angst vor der Vernichtung erfassen und mit wilder Erhitzung, im Verzweifeln an Leben, Schönheit, Schicksal und Tugend, den Tod selbst mit der Kraft der Poesie abspiegeln und verkündigen wollen. Liebe, Schönheit, Glaube, Ordnung und Heiterkeit erscheinen dann als die nichtigen, trügerischen Gespenster, die sich vor der Wahrheit, der Wirklichkeit, gleißend und mit nüchterner Heuchelei

hinstellen; und diese sogenannte Wahrheit und Wirklich
verkündet sich als Vernichtung, als ungeheurer, leerer
grund ...“

Erst 1796 kann Tieck seinen *Lovell* vollenden. Als er
Herbst 1794 nach Berlin zurückkehrt, geht es zunä
darum, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Tieck hat
der Jura noch Theologie studiert, noch hat er sein Stud
überhaupt zu einem vorweisbaren Abschluß gebracht.
Anstellung im öffentlichen Dienst kommt also nicht in Fr
Seine ausgedehnten ästhetischen und literarischen Stud
seine schriftstellerischen Pläne und dichterischen Versuche
sen ihm praktisch nur einen Weg offen, den er dann
mit Zuversicht und Selbstvertrauen betritt: er wird fr
Schriftsteller und Kritiker. Freilich kann auch dieser
schluß die unmittelbaren Sorgen nicht umgehend lösen
dem jungen Dichter die ersehnte finanzielle Selbständig
bringen. Vieles ist unvollendet liegengeblieben, und für
wenige Vollendete muß erst ein Verleger gefunden werd
Tieck hat zwar intensive Shakespeare-Studien getrieben u
den Plan zu einem umfassenden Werk über Shakespeare u
die Elisabethanische Zeit gefaßt. Einstweilen kann er
seinem Material jedoch nur 1794 eine längere Rezension u
1796 eine Bearbeitung des *Sturm*, zusammen mit einer Stu
über die Behandlung des Wunderbaren bei Shakespeare v
öffentlichen.

In dieser Situation bietet Friedrich Nicolai, der altern
Literaturpapst der Berliner Aufklärung und immer n
einflußreiche Verlagsbuchhändler, dem Zweiundzwanzigjä
rigen seine Hilfe an. Nicolai sucht für die finanziell auß
ordentlich erfolgreichen *Straußfedern*, eine 1787 von Musä
begonnene, von Johann Gottwert Müller fortgeführte Sam
lung moralisch-satirischer Erzählungen nach französisch
Vorlagen, einen neuen Bearbeiter und versichert sich
Feder Tiecks, indem er dessen *Abdallah* 1795 herausbrin
Die Geschmeidigkeit, mit der der Autor des (noch nicht v

endeten) *Lovell* unter Nicolais Regie nun in die hausbackene Rolle des aufklärerisch-moralischen Erzählers schlüpft, Tugend und gesunden Menschenverstand predigt, ja gegen den verderblichen Einfluß der Ritter-, Räuber- und Gruselliteratur zu Felde zieht, kann nur fassungsloses Staunen erregen. Freilich lassen sich in den Tieckschen *Straußfeder*-Geschichten hier und da auch Stellen finden, mit denen der Aufklärer Nicolai nicht einverstanden sein kann. Im ganzen gesehen darf er jedoch mit dem jungen Autor mehr als zufrieden sein. Vier Jahre lang arbeitet Tieck für die *Straußfedern*. Zuerst holt er sich seine Stoffe aus den Waschkörben voller französischer Unterhaltungsware, die ihm Nicolai zuschickt. Dann schiebt er immer häufiger Erzählungen eigener Erfindung im gleichen Ton und Stil unter (im ganzen dreizehn Stücke). Und schließlich, als er der Sache überdrüssig wird, zieht er seine Schwester Sophie und Freund Bernhardi zur anonymen Mitarbeit heran.

Um nichts anderes als ein Nebenprodukt der Arbeit an den *Straußfedern* handelt es sich auch bei einem kleinen Roman im Aufklärungsstil mit dem bezeichnenden Titel *Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten*, den Tieck 1795/96 (gleichzeitig mit dem *Lovell*!) anonym veröffentlicht. Die Grundzüge der Handlung stammen aus einer französischen Quelle, der Tieck aber nur lose folgt. Einlagen eigener Erfindung, satirische Ausfälle unterbrechen häufig den dünnen Handlungsfaden. Und es ist bemerkenswert, daß Tieck sich hier nicht nur über die Schauerromane der Grosse und Spieß lustig macht, sondern auch den grausigen Schluß seines eigenen Romans *Abdallah* verspottet.

Der Verwerfung jener modischen Romane folgt im *Lebrecht* ein Hinweis auf die Schönheiten der alten deutschen Volksbücher und Märchen. Und der Autor des *Lebrecht* kündigt seinen Lesern das baldige Erscheinen einer Sammlung von Volksmärchen an, die nichts als „wunderbare und abenteuerliche" Geschichten enthalten soll. 1797 erscheinen dann tatsächlich im Verlag des jüngeren Nicolai die *Volksmärchen*

von Peter Leberecht. Die drei Bände umfassende Samm
deren Titel zweifellos ein Zugeständnis an Nicolai dar
läßt sich allerdings kaum auf einen Nenner bringen. N
der teils burlesken, teils tragischen Dramatisierung des *
bleu von Perrault steht die naiv-treuherzige Nacherzä
der Geschichte von den *Heymonskindern;* neben der
empfindsam ausgemalten Erzählung von der *Schönen A*
lone eine Umarbeitung des grausigen *Karl von Berneck*
auf die ältere *Abdallah-* und *Lovell*-Stufe zurückweist;
den lustigen *Schildbürgern* (einer versteckten Satire au
Nicolaianer) und der phantastischen, allen Regeln er
fenen Märchensatire vom *Gestiefelten Kater* (an die
später die satirischen Lustspiele *Die verkehrte Welt* und
Zerbino anschließt) steht die meisterhafte Erzählung
Blonden Eckbert, in der die Märchenphantasie, wie spät
Tannhäuser oder im *Runenberg*, in nacktes Grauen
schlägt.

III

Mit den *Straußfeder*-Geschichten und den *Volksmärchen*
Peter Leberecht befinden wir uns schon mitten in der
stehungszeit des *Sternbald.* Tieck wird zwar mit der
derschrift des Romans kaum vor dem Sommer 1797 beg
nen haben. Die entscheidenden Anregungen, die den Dic
zu diesem Künstlerroman veranlaßten, weisen jedoch auf
Jahre 1795/96 zurück.

Franz Sternbalds Wanderungen begründen in Deutschl
die fruchtbare Gattung des romantischen Romans. An
Wiege aller romantischen Romane aber steht Goethes
helm Meister. Die als höchst individuelle Konfession vo
tragene Bildungsgeschichte eines empfindsamen Jünglings,
scheinbar lockere Form einer zwanglosen, abenteuerrei
Wanderschaft, das geheimnisvolle Geflecht der Gestalten
ihrer Beziehungen zueinander, der ahnungsvolle Zusamm
hang zwischen Natur- und Seelenstimmung, zwischen

einzeltem und Allgemeinem, zwischen Zufall und Schicksal, nicht zuletzt die zentrale Stellung der Kunst als einer lebensbildenden Macht: alles das übt auf die Generation der Romantiker eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Teils im direkten Wetteifer, teils in kritischer Auseinandersetzung mit Goethes Entwicklungsgeschichte schreibt Novalis seinen *Ofterdingen*, Jean Paul seinen *Titan*, Dorothea Schlegel ihren *Florentin*, entwerfen Friedrich Schlegel und Novalis die frühromantische Romantheorie. Und bis hin zu den Romanen Eichendorffs, Mörikes, Immermanns, Stifters oder Kellers bewahren Stil, Motive und Gestalten des *Wilhelm Meister* ihre fortzeugende Kraft.

Tieck ist Goethes Werk schon früh begegnet. Die Welt des *Götz*, für die er sich schon als Knabe begeistert, hat ihren Niederschlag in Tiecks Ritterstücken und Räubergeschichten gefunden; mancher Tiecksche Vers stellt einen sprechenden Beweis für die Wirkung Goethescher Jugendlyrik dar; die Psychologie des Empfindsamen, das alte Werther-Fieber, bestimmt wesentliche Teile des *William Lovell*. Welchen Eindruck muß aber erst der *Wilhelm Meister* auf Tieck machen! Ihn reizen ja nicht allein, wie so viele andere Romantiker nach ihm, die neuen strukturellen Möglichkeiten, die dieser Roman erschloß. Tieck darf sich von den *Lehrjahren* ganz persönlich angesprochen fühlen. Ist es nicht auch seine größte Sehnsucht gewesen, Schauspieler zu werden? Ist nicht die Theaterleidenschaft auch die seine seit frühester Knabenzeit? Hat nicht auch ihn seit seiner Schulzeit die Shakespeare-Begeisterung gepackt? Und hat er nicht selbst Wichtiges über Shakespeare, Neues über Schauspielkunst und Dramaturgie zu sagen? Müssen ihn Wilhelms Reisen nicht an seine eigenen ausgedehnten Wanderungen mit Burgsdorf und Wackenroder erinnern? – Alles das ist jedenfalls Anlaß genug, mit dem großen Vorbilde zu wetteifern. Schon 1795 faßt Tieck den Plan zu seinem Bildungsroman; im Sommer 1796 beginnt er mit der Ausarbeitung. Im Mittelpunkt der Geschichte soll ein junger begabter Handwerker stehen, der

sich auf die Wanderschaft begibt. Seine Reise soll ihr
das Schloß eines adeligen Freundes führen, wo er auf e
Liebhabertheater Neigung und Talent zur Schauspiell
bewähren kann. – Doch plötzlich bricht Tieck die Arbe
Erst vierzig Jahre später wird er den Roman unter
Titel *Der junge Tischlermeister* vollenden. Und noch in
ser späten Fassung ist das Werk als schwächlicher Abkö
ling des *Wilhelm Meister* deutlich zu erkennen.

Die Ursache für die plötzliche Preisgabe dieses ersten
nes ist uns bekannt. Auf einer gemeinsamen Reise im
mer 1796 nach Dresden hat Wackenroder endlich den
gefaßt, Tieck ein Manuskript mitzuteilen, das ander
Dutzend kleiner Abhandlungen und Erzählungen enthäl
der schüchterne Wackenroder, obwohl er sich schon
Zeit mit ihnen beschäftigt, bisher selbst vor seinem vertr
sten Freunde geheimgehalten hat. Die Wirkung dieses M
skripts auf seinen ersten Leser kann gar nicht übersc
werden. Tiecks untrüglicher Spürsinn für das Neue,
sehenerregende, Ungemeine erkennt sofort die sensatio
Bedeutung des Gelesenen. Denn hinter der einfältig-st
melnden Sprache, hinter der naiv-gläubigen Haltung W
kenroders verbirgt sich nichts weniger als ein flamme
Protest gegen die „entartete Gegenwart". Dem „kalten,
leckten, charakterlosen" kosmopolitischen Klassizismus
ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts wird das „wahre
denalter der Kunst", die Einfalt und Größe des Renaissa
zeitalters gegenübergestellt, dem gelehrten „Afterenthu
mus" der gegenwärtigen Kunstbetriebsamkeit die tiefe Ku
frömmigkeit der alten italienischen Meister, dem nüchte
„Einmaleins der Vernunft", das die Künste in ein stre
System spitzfindiger Vorschriften und zierlicher Regel
pressen sucht, sowohl das heilige Evangelium der Kunst
die göttliche Weihe des Künstlers und des Kunstliebha
„Wehe muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die K
so bloß als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne übt, d
doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist."

Stärker noch als die Verkündigung von der wahren Kunst als einer wunderbaren und geheimnisvollen Sprache der Gottheit wirkt auf Tieck die Wiederentdeckung der altdeutschen Welt. Die gleiche Begeisterung, die zwanzig Jahre zuvor den jungen Goethe in Straßburg zum hinreißenden Bewunderer Erwins gemacht hatte, hat Wackenroder beim Anblick des alten Nürnberg gepackt, das er im Juni 1793 zum ersten Mal (und ohne Tieck) besuchte. Man wird „ganz ins Altertum versetzt und erwartet immer, einem Ritter oder einem Mönch oder einem Bürger in alter Tracht zu begegnen ... Nürnberg ist eine Stadt, wie ich noch keine gesehen habe, und hat ein ganz besonderes Interesse für mich. Man kann sie, ihres Äußeren wegen, in der Art romantisch nennen. Mit jedem Schritt heftet sich der Blick auf ein Stück des Altertums", schrieb der junge Wackenroder an seine Eltern. Zahlreiche Wanderungen in die altfränkische katholische Landschaft, besonders nach Bayreuth, Hof, Kulmbach und Bamberg, haben dann dieses erste Erlebnis der altdeutschen Welt beträchtlich erweitert und vertieft. Neben das Studium der alten italienischen Maler ist seit 1793 die eifrige und entdeckungsfreudige Beschäftigung mit der versunkenen Kunst und Dichtung des deutschen sechzehnten Jahrhunderts getreten. „Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen; – auch unter Spitzgewölben, kraus verzierten Gebäuden und gotischen Türmen, wächst wahre Kunst hervor!" bekennt Wackenroder nun begeistert in seinem *Ehrengedächtnis*, das er dem alten Nürnberg und „unserem ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer" errichtet. Schon in diesem *Ehrengedächtnis* geht es jedoch um weit mehr als um die Wiederentdeckung einer Kunstepoche. Es geht um die Wiederentdeckung einer ganzen Kultur. Wackenroders verklärendes Auge sieht im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein wahrhaft Goldenes Zeitalter, in welchem Kunst und Leben, Schönheit und Moral noch eine untrennbare Einheit bilden. Nicht nur die Kunst, das Leben, ja die ganze Welt unserer wackeren,

ehrbaren, einfältig-biederen, frommen und gottesfürchti
Altvordern wird der entarteten Gegenwart als das Ideali
eines wahren Menschentums vorgehalten, was besonders d
lich an der erst 1799, posthum veröffentlichten *Schilderu*
wie die alten deutschen Künstler gelebt haben abzulesen
Vorausgegangene Bestrebungen bei Bodmer, Klopstock, H
der und dem jungen Goethe aufgreifend, wird Wackenro
damit zum eigentlichen Entdecker der gesamten christl
altdeutschen Romantik.

Tieck, der sich bei den früheren literarischen Versuc
seines Freundes wohl zu Recht distanziert verhalten
drängt nun zur raschen Veröffentlichung. Er sorgt nicht
dafür, daß das Kernstück der Sammlung, Dürers *Ehren*
dächtnis, sofort in Reichardts Zeitschrift *Deutschland* ab
druckt wird und die ganze Sammlung noch im Herbst 17
unter dem Titel *Herzensergießungen eines kunstlieben*
Klosterbruders in Berlin bei Unger erscheint. Der gewan
Tieck fügt sogar vier Stücke von eigener Hand hinzu,
denen er meisterlich Stil und Haltung des Freundes nac
ahmt, und schreibt schließlich auch die stimmungsvolle Vo
rede im Namen des frommen Klosterbruders.

Interessant ist nun, daß einer dieser im Herbst 1796 en
standenen Tieckschen Beiträge zu den *Herzensergießung*
schon die Keimzelle für den späteren *Sternbald*-Roman en
hält. In dem *Brief eines jungen deutschen Malers in Rom*
seinen Freund in Nürnberg (vgl. S. 488 ff.) bekennt ein jung
Maler und ehemaliger Schüler des „überaus teuren Lehre
Albrecht Dürer" seinem geliebten Jugendfreunde Sebastia
daß er aus Liebe zu seiner italienischen Braut Marie wie a
eigener unwiderstehlicher Neigung zum Katholizismus übe
getreten sei. Obwohl uns der hier geschilderte Vorgang zei
lich in einen später nicht vollendeten Teil der Sternbaldg
schichte führt, sind die wichtigsten Elemente des Roma
schon deutlich erkennbar: die altdeutsche Welt Nürnber
und Dürers, von der der junge Maler ausgegangen ist un
an die er immer noch mit wehmütiger Liebe zurückdenk

der empfindsame Briefwechsel mit dem treuen Sebastian; die neue Begeisterung des Deutschen für die italienischen Künstler und Kunstwerke; seine Liebe zu Marie; das Erlebnis der katholischen Welt . . .

Der Gedanke, die Entwicklungsgeschichte dieses jungen Künstlers romanhaft auszugestalten, wird Tieck wohl unmittelbar nach der Abfassung dieses *Briefes* gekommen sein. Die Vorzüge gegenüber dem *Jungen Tischlermeister* liegen auf der Hand. Vor allem kann jetzt die drohende Gefahr einer allzu großen stofflichen Abhängigkeit vom *Wilhelm Meister* vermieden werden, ohne daß die thematischen und strukturellen Errungenschaften der Goetheschen Erzählung preisgegeben werden müssen. Aus dem Tischlergesellen und Theaterdilettanten Leonard wird also der Maler und Dürerschüler Franz Sternbald, aus der Theater- eine Malergeschichte. Und die Verlegung der Handlung aus der Gegenwart ins frühe sechzehnte Jahrhundert eröffnet eine Fülle von Möglichkeiten zur stimmungsvollen Schilderung der von Wackenroder entdeckten und leidenschaftlich propagierten altdeutschen Welt. Daß dennoch der *Sternbald* sein erstes Vorbild nicht zu leugnen vermag, daß er gleichsam über dem Grundriß des Goetheschen Bildungsromans entworfen wird, daß Tieck an vielen Stellen seines *Sternbald* an den Gestalten und Motiven des *Wilhelm Meister* weiterdichtete, ist schon von den Zeitgenossen klar erkannt und inzwischen auch von der Forschung bis in alle Einzelheiten untersucht worden. Gerade durch diese zahlreichen Übereinstimmungen, auf die wir hier nicht weiter einzugehen brauchen, werden aber auch die Unterschiede zwischen den beiden Romanen um so sichtbarer. Die kaum drei Jahre auseinander liegenden Werke sind in Wirklichkeit durch eine Welt voneinander getrennt.

Tieck, ohnehin an literarische Zusammenarbeit gewöhnt, will die Ausführung der Sternbaldgeschichte nicht allein übernehmen, woran ihn nicht zuletzt auch seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit hindern. Zu viele Ideen sind schließlich Wackenroders ursprünglichstes Eigentum. Schon der Maler-

Brief in den *Herzensergießungen*, obwohl dem Wortlaut
wahrscheinlich ganz der Feder Tiecks entstammend, mu
haltlich und gehaltlich unbedingt als eine Gemeinschaftsa
angesehen werden (vgl. die Fußnote S. 488 f.). – Nach T
eigenem Zeugnis entwickeln die Freunde bald nach der
endung der *Herzensergießungen* auf langen Spaziergä
im Berliner Tiergarten gemeinsam dann den Plan zum *S*
bald-Roman. Und der zunächst zögernde Wackenroder
schließlich dem Drängen Tiecks nach und verspricht, die
führung bestimmter Teile zu übernehmen. Man einig
ferner, die altdeutsche Geschichte wieder unter dem N
des „kunstliebenden Klosterbruders" erscheinen zu l
wodurch Stil, Haltung und künstlerische Tendenz des
mans zunächst eindeutig festgelegt werden.

Über den wahren Anteil Wackenroders an der end
gen Fassung des *Sternbald* von 1798 hat man sich bis
nicht einigen können. Den Versicherungen Tiecks, dai
letzte, tödliche Krankheit dem Freunde die Feder aus
Hand genommen habe, ehe dieser sich an die Ausarbeit
der von ihm übernommenen Teile machen konnte (Wac
roder stirbt nach langer Krankheit am 13. Februar 17
daß also das Werk „ganz, wie es da ist", von ihm se
geschrieben sei, haben Tiecks Gegner zu allen Zeiten ke
Glauben schenken wollen. Trotz wiederholter Versuche
aber bisher der Nachweis nie erbracht worden, daß einz
Kapitel oder sonstige Teile des Romans tatsächlich von W
kenroder formuliert worden sind. Und da Tieck den An
Wackenroders an der Entstehung und Ausgestaltung
Sternbald-Planes nie verschleiert hat, ja dem Freunde,
sen Namen die Öffentlichkeit noch gar nicht kennt, unmi
bar nach seinem Hinscheiden schon in der „Nachschrift"
ersten Teil des Romans ein Ehrengedächtnis errichtet, se
wir keinen Grund, an Tiecks Angaben über die Verfas
schaft zu zweifeln. Die bewundernswürdige Sicherheit,
der er besonders in den Anfangspartien des *Sternbald*

und Stimmlage des Wackenroderschen Klosterbruders zu treffen weiß, zeugt unseres Erachtens nur davon, wie stark Wackenroder auf ihn gewirkt, wie bewußt sich Tieck der läuternden Kraft hingegeben hat, die von dem innerlich reiferen Freunde auf ihn übergegangen ist.

Fragt man, welche Teile des Romans Wackenroder ursprünglich wohl hatte übernehmen wollen, die dann nach seinem Ausscheiden entweder von Tieck selbst geschrieben wurden oder ganz ausfielen, so sind wir auf wenig mehr als Vermutungen angewiesen. Mit Recht hat man immer schon in der Sebastiangestalt ein verstecktes Porträt Wackenroders erkannt und sich gewundert, daß die am Anfang als Hauptfigur eingeführte Gestalt im Laufe des Romans mehr und mehr zurücktritt und im zweiten Teil sogar fast völlig verschwindet. Andererseits wissen wir jedoch auch, daß Sternbald schließlich nach Nürnberg zu Sebastian zurückkehren sollte (vgl. S. 501). Bei Sebastian kann es sich also kaum um eine Episodenfigur gehandelt haben. War der *Sternbald* ursprünglich vielleicht als eine Art Doppelroman geplant worden? Hatte Tieck dabei die Schilderung der Wanderungen Sternbalds und Sternbalds Briefe an den in Nürnberg zurückgebliebenen Freund übernommen, während Wackenroder die Beantwortung dieser Briefe durch Sebastian und die Schilderung von Sebastians Lebensschicksal zugefallen wären? Das darin enthaltene biographische Element – der ausgedehnte empfindsame Briefwechsel von 1792/93 zwischen dem in Halle und Göttingen studierenden Tieck und dem in Berlin zurückgebliebenen Wackenroder – könnte diese Vermutung nur bestärken, zumal gemeinsame biographische Züge auch sonst im *Sternbald* anzutreffen sind (vgl. z. B. S. 487 f.). Hinzu kommt, daß sich bei Wackenroder schon früh ein merkwürdiges Interesse für die Gestalt des heiligen Sebastian zeigt, das sich im Laufe der Zeit sogar zu einer Art Selbstidentifizierung steigert, und ferner, daß der letzte Brief Sebastians an Sternbald (s. S. 334 f.) unverwechselbare Wackenrodersche Motive enthält, die nicht nur auf die Berg-

lingergeschichte in den *Herzensergießungen* zurückweisen, sondern schon in Wackenroders Briefen an Tieck vom Dezember 1792 zu finden sind. In diesen auffällig Wackenroders Zügen der Sebastiangestalt, die im Roman dann nicht we verfolgt werden, könnte man vielleicht, wie überhaup den wenigen Briefen Sebastians an Sternbald, Rudimente unausgeführten Sebastian-Romans Wackenroders erblic

IV

Zweifellos gehört die Italienfahrt Sternbalds, das He reifen des jungen deutschen Malers unter dem mächtigen lebnis der italienischen Kunst schon zum ersten gemeinsa Romanplan. Der Held soll in jene südliche Welt der itali schen Renaissance geführt werden, auf die Wackenroder Tieck selber (vgl. dessen Beiträge *Sehnsucht nach Italien Ein Brief des jungen florentinischen Malers Antonio an nen Freund Jacobo in Rom*) schon in den *Herzensergießu gen* hingewiesen haben. Dort in Italien soll Sternbald jedo noch nicht das letzte Ziel seiner Entwicklung erreichen: sei Reise soll ihn vielmehr wieder zum Ausgangspunkt zurüc bringen. Erst im altdeutschen Nürnberg, erst am Gra Dürers, in den Armen Sebastians soll seine Lebensgeschich enden. Von Anfang an handelt es sich beim *Sternbald* al nicht um einen jener aufklärerischen Bildungsromane, in den der Held in linear-aufsteigender Entwicklung von eine bestimmten Ausgangspunkt weg-, einem entfernten hoh Ziele zugeführt wird. Sternbalds Wanderung in die We gestaltet sich in mehr als einer Hinsicht zu einer Reise z rück in die alte Heimat, in die eigene Vergangenheit. Anfa und Ende seiner Geschichte schließen sich zu jener charakt ristischen Kreisform zusammen, die der Struktur aller r mantischen Romane zugrunde liegt. Vielleicht müßte m sogar genauer von einer Spiralform sprechen. Denn die en gültige Heimkehr nach Nürnberg würde für den an äußere

Erfahrungen und inneren Erlebnissen gereiften Sternbald ja nicht eine bloße Rückkehr ins Altvertraute bedeuten, sondern eine harmonische Vereinigung von ursprünglich Getrenntem, von Elementen, die Franz auf seiner Wanderschaft zunächst als Widerspruch und Gegensatz erfahren muß. Ganz im Sinne des Toleranzgedankens von Wackenroder, der schon im *Ehrengedächtnis* den göttlichen Raffael in brüderliche Eintracht neben Albrecht Dürer gestellt hat, soll in Franz Sternbald schließlich der Norden sich dem Süden vermählen, die herbere deutsche Kunst der schmelzenderen, farbenprächtigen italienischen die Hand zum Bunde reichen – ein Ziel, auf das in den ausgeführten Teilen des Romans Dürer oder Roderigo noch deutlich genug hinweisen.

Und nicht allein auf den Ausgleich zwischen italienischer und deutscher Malerei drängt der *Sternbald* seiner ursprünglichen Anlage nach hin. Zahlreiche weitere Gegensätze rein künstlerischer oder allgemein menschlicher Natur, die im Laufe des ausgeführten Romans gegeneinander ausgespielt werden und den Helden in immer neue Verwirrung stürzen, scheinen ebenfalls ausgleichenden Synthesen oder doch wenigstens eindeutigen Entscheidungen zuzustreben, welche darzustellen dann die Aufgabe des dritten und letzten Romanteils gewesen wäre. Dieser dritte Teil ist jedoch nie erschienen, was um so mehr befremdet, als nach Tiecks eigenem Zeugnis der äußere Umriß der abschließenden Romanhandlung schon 1797/98 festlag (vgl. S. 501 und 502). Auch hat es nicht an wichtigen Stimmen gefehlt, die dem Dichter wieder und wieder die Vollendung des *Sternbald* dringend ans Herz legten. Längere Zeit scheint Tieck einem möglichen Abschluß seines Werkes auch durchaus optimistisch gegenübergestanden zu haben. Wiederholt setzt er jedenfalls in den Jahren nach 1798 zur Fortsetzung an. Im Spätsommer 1806 verkündet er sogar: „Den *Sternbald* mache ich zu Ostern fertig"; ein Jahr später und noch einmal 1824 hören wir wieder von Tiecks festem Entschluß zur Vollendung. Doch alle diese Versuche scheitern. 1843 erscheinen im sechzehnten Band der

Schriften die ersten beiden Teile von *Sternbalds Wande-*
gen zwar in sorgfältig überarbeiteter und sogar stark er-
terter Form. Der dritte Teil aber fehlt immer noch. Un-
einer „Nachrede" muß der siebzigjährige Dichter resig
rend bekennen: „Oft hatte ich, in dieser langen Reihe
Jahren, die Feder wieder angesezt, um das Buch fortzus
und zu beendigen, ich konnte aber immer jene Stimm
die nothwendig war, nicht wieder finden." 1846, im „Sch
wort" zum zwanzigsten Band der *Schriften*, heißt es
noch einmal: „Von Reisen, Krankheit, andere[n] Arbe
abgehalten, habe ich diese Dichtung nicht zu Ende fü
können, welche im Frühling 1797 entworfen wurde."

Die Forschung hat sich mit diesen trockenen Erklärur
Tiecks natürlich nicht abfinden wollen und nach tief
Gründen gesucht, die den Dichter an der Vollendung se
Werkes hinderten. Am häufigsten wird dabei auf Wack
roders Krankheit und Tod verwiesen. Durch das zu fr
Ausscheiden des reiferen Freundes aus dem gemeinsa
Werk sei, so argumentiert man, der ohnehin indifferente u
leicht verführbare junge Tieck wieder fremden Einflüssen
legen, die den Roman von der ursprünglich konzipiert
Richtung immer stärker abgedrängt hätten. Im krassen G
gensatz zu den Intentionen Wackenroders, der, wie es
Herzensergießungen bewiesen, bei der italienischen Male
nur an die erhabene religiöse Kunst gedacht habe, habe Tie
unter dem Einfluß von Wilhelm Heinses *Ardinghello* d
frommen altdeutschen Dürerschüler in die sinnenfreudi
üppig-schwelgende venezianische Malerei der Hochrena
sance geführt und ihn zu einem begeisterten Anhäng
eines Tizian, eines Correggio gemacht, denen die Darstellu
der Reize des unverhüllten Körpers den höchsten Trium
der Kunst bedeutete. Und nicht nur das. Tieck habe d
empfindsamen und tugendhaften Jüngling sogar in sinnlic
Abenteuer verwickelt, die bei der mit Wielandscher Lüste
heit ausgestatteten Emma-Episode begännen und auf jen
bacchantischen Künstlerfest in Florenz, dessen glühende F

ben Tieck wiederum der Heinseschen Palette entlieh, ihren Höhepunkt erreichten. Ein Ausgleich zwischen dieser sinnlichen Welt italienischer Hochrenaissance und der frommen, einfältigen und biederen altdeutschen Welt habe sich dann als unmöglich erwiesen. Die Nichtvollendung des Romans stelle somit gleichsam den Preis dar, mit dem Tieck den Verrat an dem keuschen Erbe Wackenroders bezahlen mußte.

Hält man sich dabei zu einseitig an die sinnlichen Ausschweifungen Sternbalds und wirft man Tieck den Übergang von Wackenroder zu Heinse als persönliche Geschmacksverirrung vor, so läßt sich diese Begründung für die Nichtvollendung des Romans allerdings sehr leicht widerlegen. Denn zweifellos will Tieck die Begeisterung seines Helden für die sinnliche Malerei ebenso wie seine frivolen Abenteuer nur als bloße Durchgangsstufen aufgefaßt wissen, als vorübergehende (wenn vielleicht auch notwendige) Verirrungen, aus denen sich Sternbald schließlich wieder zu befreien vermag. Kein Geringerer als Albrecht Dürer weist in seinem langen Gespräch mit Lukas van Leyden darauf ja schon mit prophetischen Worten hin: „Wenn Franz auch eine Zeitlang in Verwirrung lebt ... und ich glaube wohl, daß sein sanftes Gemüt dem ausgesetzt ist; so wird er doch gewiß dergleichen überleben, und nachher aus diesem Zeitpunkte einen desto größeren Nutzen ziehn." Sternbalds künstlerische wie menschliche Entwicklung soll also, ähnlich der Wilhelm Meisters, durch Gefahr und Verirrung hindurchführen. Und in den beiden letzten Kapiteln des Romans werden wir dann auch Zeugen von Sternbalds Umkehr und Rettung. Der Held trennt sich von dem oberflächlichen Schwarm der römischen Künstler und schließt sich dem seherischen alten Camillo an; er bereut „den bisherigen Leichtsinn seiner Lebensweise", bricht mit der schönen Lenore, macht sich bittere Vorwürfe darüber, daß er seinen geliebten Sebastian und den verehrten Meister Dürer vergessen konnte, steht in der Sixtinischen Kapelle tief erschüttert vor dem „Jüngsten Gericht" und bittet „dem Geiste Michael Angelos seine Verirrung ab".

Und erst nach dieser Wandlung darf Sternbald seiner wa
Geliebten wiederbegegnen. Begreift man also mit dem I
ter die sinnlichen Abenteuer des Helden als bloße Veri
gen, so läßt sich nicht einsehen, wieso durch diese die Ei
des Werkes so stark gefährdet werden konnte, daß
Vollendung des Romans sich schließlich als unmöglic
wies.

Anders verhält es sich jedoch, wenn wir Sternbalds e
sche Abenteuer und seine Begeisterung für die venezian
Malerei nicht isoliert betrachten, sondern sie als organ
Teile einer ganzen Welt erkennen, jener Welt nämlich
den zweiten Teil des Romans vollkommen beherrscht
begegnet Sternbald aber schon im ersten Teil des Ro
und zwar an entscheidender Stelle: nach dem zweiten
gültigen Abschied von Meister Dürer, bei seinem Auft
aus Leyden, als Franz' Wanderung sich zum ersten Mal
Süden wendet und er in Rudolf Florestan den Gefäl
findet, der ihn von nun an begleiten wird. Unter Flore
Einfluß wandelt sich nach und nach Sternbalds Studienr
die doch ursprünglich einem recht nüchternen Ziele, näm
der beruflichen Vervollkommnung dienen soll, in eine
mantische Wanderschaft ins Unbestimmte und Geheim
volle. Da mahnt das Posthorn zum Aufbruch in die We
da locken Berge über blitzenden Strömen in blaue Ferr
da tauchen herrliche Schlösser aus dunklem Waldesgrün
das Tal erschallt vom Hörnerklang der Jagdgesellschaf
die von wunderschönen Gräfinnen angeführt werden; r
verliert sich in zauberischen Gärten, wo Rosen und dunk
rote Malven glühen, Springbrunnen aus der Ferne plätsch
und kühle Felsengrotten zur Rast einladen; da kreist
Wald- und Gartenfesten der volle Becher, da wird geta
da ertönen ausgelassene Wettgesänge, mutwillige Reise-
sehnsuchtsvolle Liebeslieder; seltsame Geschichten wer
erzählt, phantastische Abenteuer erlebt, rätselhafte Beg
nungen finden statt; unter merkwürdigen Verkleidungen
kennt man im Gewühl fremder Städte alte Gefährten

ler; schwellende Lippen und blendende Busen verheißen lem Mutigen Liebesglück; man berauscht sich im Dunkeln ım Anblick funkensprühender Eisenhütten, verbringt unruıige Nächte bei einsamen Köhlern im Walde, hilft verliebte unge Nonnen entführen ... und begegnet endlich unvermuet der längst verloren geglaubten Jugendgeliebten: Sternbald „sank mit dem Kopfe in ihren Schoß, ihr holdes Gesicht war auf ihn herabgebeugt, das Waldhorn phantasierte mit herzdurchdringenden Tönen ... beide verloren sich im stauıenden Entzücken".

Wir kennen diese Welt; aus den Erzählungen Brentanos, aus den herrlichen Romanen Eichendorffs ist sie uns unendlich vertraut geworden. Tieck aber, und das ist sein bleibendes Verdienst, hat sie als erster erahnt, hat sie als erster gefunden und zu beschreiben versucht. Denn das Land, das Sternbald an Florestans Seite betritt, ist nicht Italien – weder das wirkliche Italien, das Goethe ein Jahrzehnt zuvor mit forschenden Augen für seine Gegenwart und seine Geschichte, seine Menschen und seine Kunst durchreiste, noch das heidnisch-antike Italien der Hochrenaissance, in dem Wilhelm Heinses ungezügelter Drang nach Nacktheit, nach Unmittelbarkeit und sinnlichem Lebensgefühl fast zwei Dekaden zuvor Erfüllungen fand. Es ist vielmehr das Land der romantischen Sehnsucht, irgendwo hinter den Bergen im wärmeren Süden, ohne bestimmte räumliche oder zeitliche Begrenzungen: ein Traum- und Märchenreich, wo zwar die Sonne auf- und untergeht, die Wälder rauschen, die Ströme blinken und die Vögel singen, wo aber im Grunde genommen geographische Angaben wie Mißtöne klingen, die den wahren Zauber dieser Märchenwelt bedrohen.

Diese romantische Welt bildet nun in allem den genauen Gegensatz zu jener Welt, die uns der erste Teil des Romans schildert. Nicht nur wird das bestimmte historische Kostüm des frühen sechzehnten Jahrhunderts fallengelassen, nicht allein verflüchtigen sich die festen Umrisse, mit denen die altdeutsche Welt Meister Dürers in Nürnberg oder Meister

Lukas' in Leyden gezeichnet ist. Zwischen den Menschen einen und der anderen Welt, zwischen ihren Idealen ihrer Moral, ihrer Lebensführung und ihrem Lebensg gibt es keine Verbindung. Dort handwerkliche Tüchtig treuer Werkfleiß, Erzeugung des Möglichen durch harte lange Lehrzeit und langsame Vervollkommnung – hier I tantismus, genialische Improvisation und Inspiration, sch merische Gedankenmalerei, ewige Sehnsucht nach dem möglichen, über der das Erreichbare versäumt wird; das Leben als opferbereiter Dienst an der Kunst – hie Kunst zu leben, das Leben selbst als romantisches K werk; dort fromme Askese, Biederkeit, Häuslichkeit, haftigkeit, Arbeit und Erwerb, Zweck und Ziel – hier liche Sinnenfreudigkeit und Genuß, Berufslosigkeit, schwerter Leichtsinn, wandernde Abenteuerlust, vagabu rende Rast- und Ziellosigkeit.

Die altdeutsche Welt wird durchaus nicht undifferen gesehen; immerhin hat sie Raum für solche Unterschiede Gegensätze, wie sie sich etwa zwischen Dürer und Zeu Dürer und Lukas, Sebastian und Vansen oder Messys Sternbalds Pflegeeltern ergeben. Ohne Zweifel dürfen jedoch in Albrecht Dürer den bedeutsamen Mittelpunkt ser ganzen Welt erblicken. Auch die romantische Welt uns in vielen Gestalten entgegen. Ihr eigentlicher Held, höchster Repräsentant aber ist weder der titanische Ludov noch der empfindsamere Roderigo, sondern Rudolf Flo stan, in dem sich die romantische Lebensform am reins verkörpert. Florestan hat das Fernweh ergriffen; er reisen, wenn er nicht krank werden will, sagt er einmal sich selber. Und so durchstreift er mit leichtem Ranzen noch leichterem Herzen die bunte Welt, die er gerade wie sie ist, herrlich findet – stets auf der Suche nach ne Abenteuern, immer auf reizvolle Eroberungen aus, die ihm überall am Wege nur zu willig selbst darbieten. D fesseln läßt er sich nicht. Mit der aufgehenden Sonne z er davon, wieder in die blaue Ferne hinaus:

„Jenseit, jenseit ist der Himmel heiter,
Treibt mich rege Sehnsucht weiter."

Zwar überkommt selbst Florestan einmal das Heimweh, zwar sehnt er sich einmal nach einer Bianka zurück, die er irgendwann und irgendwo in Italien zurückgelassen hat, zwar macht ihn die innere und äußere Ziellosigkeit seines Herumtreibens gelegentlich schwermütig, doch solche Anwandlungen überwindet rasch ein munterer Gesang, wie Florestan überhaupt zu jeder Stimmung und Gelegenheit ein Lied bereit hat.

Die wichtigste Funktion dieser Gestalt im Roman ist es nun, den frommen, ernsten und einfältigen Dürerschüler zu bekehren, ihn in seine romantische Welt hinüberzuziehen. Rudolf Florestan wird zum Lehrmeister Sternbalds, und er findet in diesem einen anfangs zwar widerstrebenden und häufig rückfälligen, doch schließlich sehr gelehrigen Schüler, dem nur zu bald das „leichte poetische Leben", das Wandern ins Blaue hinein, das Sich-treiben-Lassen so sehr gefällt, daß er darüber Ziel und Zweck seiner Reise völlig vergessen kann. Unter Florestans Einfluß erwacht in dem schüchtern-empfindsamen und schwermütigen Sternbald Lebensfreude und ein ungekannter Lebensmut. Schon aus Straßburg schreibt er an seinen Freund in Nürnberg: „Rudolf lacht täglich über meine unschlüssige Ängstlichkeit, die sich auch nach und nach verliert. . . . O mein Sebastian! wie wohl ist mir, und wie lieblich fühl ich in mir die Regung der Lebenskraft und die heitere Jugend!" Und später ruft er aus: „Ja, ich bin glücklich, . . . ich fühle es jetzt, wie glücklich ich bin! Mein Leben spinnt sich wie ein goldener Faden auseinander; . . . O Sebastian, wärst du zugegen, daß ich dir die Hälfte meines Mutes geben könnte!" Florestan öffnet Sternbalds Augen für die sinnliche Schönheit der Welt und lehrt ihn, diese Schönheiten auch zu genießen und, nicht zuletzt, zu besingen. Denn Sternbalds menschlicher Entwicklung geht seine Entwicklung als Dichter und Sänger parallel, nachdem ihm Florestan die Zunge zum freien, improvisierten Gesang gelöst hat.

Und Sternbald fühlt sich schließlich vollkommen heimisch
dieser südlichen Welt, wo, wie er bekennen muß, „die W
lust die Vögel zum Singen antreibt, wo jeder kühle Bau
schatten Liebe duftet, wo es dem Bache in den Mund gel
ist, von Wonne zu rieseln und zu scherzen. In der Frem
im Norden ist die Freude selbst eine Klage, man wagt c
nicht, den vorüberschwebenden Engel bei seinen großen
denen Flügeln herunterzuziehn."

Sternbalds Entfernung von Nürnberg und Dürer kön
kaum genauer ausgedrückt werden. Die alte Heimat ist i
zur „Fremde" geworden! Soweit man im *Sternbald* üb
haupt von einer Wandlung, einer inneren wie äußeren E
wicklung des Helden sprechen kann, ist es diese: sein A
treten aus der altdeutschen Welt und sein Eingehen in
romantische. Und diese Entwicklung des altdeutschen Dü
schülers zum romantischen Helden umfaßt weit mehr
Sternbalds Begeisterung für Tizian und Correggio, v
mehr als ein paar frivole Liebesabenteuer mit runden B
ernmädchen und florentinischen Kurtisanen, in denen si
zwar auch Sternbalds Wandlung spiegelt, die aber als Au
wüchse des romantischen Lebens nicht stets allein beto
werden sollten. Der alte Tieck, weit davon entfernt,
Sternbalds Erziehung die Erfahrung sinnlichen Liebesglüc
auszusparen, hat dann ja auch in der zweiten Ausgabe d
Romans von 1843 nur wenige, allzu eindeutige Stellen g
strichen. Zwischen dem jungen deutschen Maler, der si
kaum von Nürnberg, kaum von Sebastian und Dürer
trennen vermag, der beim Abschied in Tränen ausbric
und erklärt: „... mag die ganze Welt klug und überkl
werden, ich will immer ein Kind bleiben", der seinen Freu
ermahnt, ja fest „an die Göttlichkeit der Bibel zu glaube
und selber „mit warmer brünstiger Seele" die Bibel liest u
fleißig seine Tisch- und Abendgebete verrichtet, der beken
daß in der Demut, in der kindlich-frommen Einfalt des H
zens „einzig und allein die wahre Kunst" bestehe – zwisch
diesem jungen Maler und jenem Jüngling, dem wir d

chließlich in Florenz begegnen, gibt es kaum noch Ähnlich-
eiten: „Franz war jetzt in der blühendsten Periode seines
ebens, sein Ansehn war munter, sein Auge feurig, seine
Vangen rot, sein Schritt und Gang edel, beinahe stolz. Er
atte die Demut und Schüchternheit fast ganz abgelegt, die
n bis dahin immer noch als einen Fremden kennbar machte."
Angesichts dieser Entwicklung des Helden, die ja (sehen
ir einmal von den sinnlichen Ausschweifungen ab) vom
)ichter selbst als eine durchaus positive beschrieben wird,
ngesichts dieser vollkommenen inneren und äußeren Wand-
ung, wirkt nun tatsächlich die plötzliche Umkehr und „Ret-
ung" Sternbalds völlig unglaubwürdig. Sternbalds mensch-
che wie künstlerische Entwicklung, ein Prozeß, der immerhin
ast zwei Drittel des gesamten Romans umfaßt, kann nicht
n wenigen Zeilen rückgängig gemacht werden! Der bunte
chmetterling, der sich aus der Puppe befreit, die Wärme
er Sonne gefühlt und den süßen Honig der Blumen gekostet
at, kann nicht mehr in den alten Puppenzustand zurück.
Und der offene Bruch zwischen dem vorletzten und dem
etzten Kapitel des Romans zeigt deutlich, daß auch der
)ichter diese Schwierigkeit gespürt haben muß. Ist aber eine
laubwürdige innere Begründung für Sternbalds plötzliche
Rückverwandlung undenkbar, und ist andererseits eine über-
eugende Synthese zwischen der altdeutschen Welt Dürers
nd der romantischen Welt Florestans nicht möglich, dann
st damit auch das innere und äußere Ziel des Romans, auf
as in den ersten zwei Büchern so häufig und unübersehbar
ingewiesen wird, nicht mehr erreichbar: die Rückkehr
ternbalds in die altdeutsche Welt.

V

s gibt aber noch einen zweiten und, so will es uns scheinen,
feren Grund für das Scheitern aller Versuche, den Roman
u vollenden. Wir haben bisher so getan, als gehöre der Held

des ersten Romanteils völlig zur Dürerwelt. Das ist jede
nicht der Fall. Franz Sternbald unterscheidet sich von A
fang an wesentlich von allen Künstlern, Bürgern, Har
werkern und Bauern der altdeutschen Sphäre. Er selbst fü
sich als ein Fremdling in dieser festgefügten Welt und w
von vielen auch als solcher erkannt. Wir meinen dabei ni
allein Sternbalds künstlerische Verzagtheit, seine tiefen Zw
fel an seinem eigenen Künstlertum, die ihn immer wie
quälen. Von Anfang an regt sich in unserem Helden e
romantische Seele, die zu seinem altdeutschen Habit
schlecht passen will. Hier liegt auch der Grund dafür, c
sich Sternbald gleich bei der ersten Begegnung zu Rud
Florestan hingezogen fühlt, obwohl sich sein melancholisc
Romantikertum von dem leichtsinnigen und leichtherzi
des Wandergefährten deutlich unterscheidet. Schon lange
dieser Begegnung ist Sternbald von einer seltsamen Unr
ergriffen, die er sich selbst nicht zu erklären vermag.
leidet unter der Enge seiner Welt und sehnt sich hinaus
die Ferne, in die Freiheit: „... o glücklich ist der, der bal
die enge Heimat verläßt, um wie ein Vogel seinen Fittich
prüfen und sich auf unbekannten, noch schönern Zweigen
schaukeln." Schon in Sternbalds erstem Brief an Sebastia
heißt es: „Warum ängstigen wir uns in unsern Verhältniss
so ab ... Warum treten wir denn nicht manchmal aus u
heraus und schütteln alles das ab, was uns quält und drück
und holen darüber frischen Atem und fühlen die himmlisc
Freiheit, die uns eigentlich angeboren ist?" Und als sei
Mutter ihn mit bewegten Worten bittet, seiner Wanderscha
zu entsagen, bei ihr zu bleiben und den Hof des Vaters
übernehmen, da beruft sich Franz kaum auf seinen En
schluß, Maler zu werden, kaum darauf, zur Vervollkomm
nung in dieser Kunst nach Italien reisen zu müssen. Da hei
es plötzlich ganz deutlich: „... wenn ich durch ungekann
Gegenden mit frischem Herzen streifen kann, so mag i
keines ruhigen Lebens genießen. Tausend Stimmen rufen m
herzstärkend aus der Ferne zu, die ziehenden Vögel,

ber meinem Haupte wegfliegen, scheinen mir Boten aus der erne, alle Wolken erinnern mich an meine Reise, jeder edanke, jeder Pulsschlag treibt mich vorwärts, wie könnt' n da wohl... ruhig hier sitzen und den Wachstum des etreides abwarten, die Einzäunung des Gartens besorgen nd Rüben pflanzen!" – Wir erkennen: auch Sternbald m u ß isen, völlig unabhängig von Florestan hat auch ihn schon as romantische Fernweh gepackt.

Im Unterschied zu Ludoviko, Roderigo und Florestan beeht Sternbalds Fernweh jedoch nicht aus reiner Abenteuerst, zieht ihn seine Sehnsucht nicht einfach „ins Blaue" hinn. Franz ahnt schon früh, daß die Italienfahrt sein Leben, ine ganze Existenz von Grund auf ändern wird. Und solne Ahnungen quellen aus halbbewußten schattenhaften Erinnerungen empor. Das bedeutet, daß zwischen seiner Reise die Zukunft und seiner Vergangenheit ein geheimnisvoller usammenhang besteht, der ihm selbst zunächst rätselhaft t. So fühlt er sich verloren in einem Labyrinth dunkler rinnerungen, die auf verborgene Weise in eine ferne Zuunft zu weisen scheinen, und seltsamer Hoffnungen und rwartungen, die wiederum alte Erinnerungen in ihm wekcn. „Wer bin ich?" fragt Sternbald, als er das Dorf seiner indheit betritt. Und dann erfahren wir, daß diese ahnungsolle Frage weniger psychologisch gemeint ist, daß sie vielehr auch hätte lauten können: Wie heiße ich? Wo komme ch her? Denn der alte Vater, ein frommer Bauersmann, erffnet ihm, daß er nicht sein Vater ist, und stirbt, ehe er ihm uskunft über seine wahren Eltern zu geben vermag. So uht über der Herkunft Sternbalds ein Geheimnis, das aber, ie wir aus Tiecks Nachrede von 1843 wissen, im dritten eil des Romans gelüftet werden sollte: In den florentinichen Bergen sollte Sternbald auf seinen wirklichen Vater reffen, ebenso sollte er seinen Bruder (Ludoviko) in Italien iederfinden, dem er, allerdings ohne ihn zu erkennen, schon .. zweiten Teil des Romans begegnet. Auf diese Weise erlten die Wanderungen Franz Sternbalds von Anfang an

einen tieferen Sinn. Der Held befindet sich, ohne es zu w
sen, auf der Reise in die eigene Vergangenheit. Ohne es
wissen, jedoch nicht ohne es zu ahnen, wie es sich am de
lichsten wohl an Sternbalds sonst unerklärbarem brennend
Interesse für die Lebensgeschichte jenes alten Mannes zei
die zu erzählen Roderigo zweimal ansetzt, beide Male al
kurz nach dem Anfang unterbrochen wird. Und daß es s
bei dieser Reise in die eigene Vergangenheit um weit me
handelt als um die bloße Feststellung seiner Identität, al
mit Sternbald auch der aufmerksamere Leser. Wer ist Ste
balds Vater? Ist er ein Deutscher (wie Sternbald) oder
Italiener (wie Ludoviko)? Ist er Protestant oder Kathol
Hatten die Brüder die gleiche Mutter? Wer war sie? W
geschah mit ihr? Warum wurde Sternbald von seinen Elt
getrennt und von einfachen Bauern in Deutschland erzoge
Wer ist der schöne Jüngling, der auf dem Landgute
Vaters Harfe spielte? Gibt es vielleicht noch andere V
wandte, und ist Sternbald diesen vielleicht schon begegn
In welcher Beziehung stand Roderigo zu Sternbalds Vate
Und welche Verbindung besteht zwischen dem schurkische
Bolz und Sternbalds Familie? Ist es ein bloßer Zufall, da
dieser Bildhauer zuerst Ludovikos Geliebte zu entführe
versucht und später (im unausgeführten dritten Romante
Sternbalds Geliebte wirklich entführt? Und ist es weiterh
nur ein Zufall, daß beide Mädchen Marie heißen? Waru
hat der Vater Ludoviko verschwiegen, daß er einen Brud
hat? Warum weicht Ludoviko allen Fragen nach seiner He
kunft aus? Ist vielleicht auch Ludoviko, ähnlich wie Ster
bald, von seinen Eltern früh getrennt worden? Warum wi
die Lebensgeschichte des Vaters gerade für Sternbald so b
sonders lehrreich sein? War etwa auch der Vater ein Küns
ler (wie man aus manchen Andeutungen entnehmen könnt
und sollte sich im Sohne das Schicksal des Vaters auf g
heimnisvolle Weise wiederholen oder variieren? . . . – D
relativ einfache Frage nach Sternbalds Herkunft, die Re
des Helden in die eigene Vergangenheit führt, wir wir sel

ein vielschichtiges rätselhaftes Geflecht von Personen und hicksalen, die, und das ist das Entscheidende, alle auf ver- orgene Weise mit Sternbalds eigenem vergangenen, gegen- ärtigen und zukünftigen Schicksal verknüpft sind.

Neben der Auflösung der Rätsel seiner Herkunft haben ernbalds Wanderungen aber noch ein zweites, ebenfalls on Geheimnissen umwittertes Ziel: das Finden der verlore- en Jugendgeliebten, die Wiedervereinigung mit Marie. Und eser zweite tiefere Sinn seiner Reise enthüllt sich Sternbald gar zuerst. Noch bevor er sein Heimatdorf erreicht, über- ommen den nun Zwanzigjährigen auf einer Waldlichtung te Erinnerungen, steigt die Vergangenheit mächtig in ihm if. Und plötzlich steht ein wunderbares Kindheitserlebnis aller Klarheit wieder vor ihm. Hier, auf dieser Lichtung, atte er als Sechsjähriger Blumen gesammelt, als neben ihm n Reisewagen anhielt, dem eine Frau und ein liebliches ondes Mädchen entstiegen waren. Diesem Mädchen hatte ranz alle seine Lieblingsblumen geschenkt; ein alter Be- enter hatte dazu auf einem Waldhorn wundervolle Melo- en geblasen, und dann waren die Fremden weitergefahren. päter hat sich Franz an diese Begegnung zwar kaum noch innert. Nun aber spürt er, daß dieses Erlebnis in Wirk- chkeit immer in der Tiefe seiner Seele geschlummert hat; e hat ihn die Sehnsucht nach diesem holden Kinde verlas- n, stets haben die Waldhorntöne seine Träume durchklun- en. Und Franz ahnt jetzt, daß er der Geliebten wieder- egegnen wird. Bald danach kommt es dann tatsächlich zu ner zweiten, ebenso wunderbaren Begegnung. An dem age, an dem sein Altarbild enthüllt wird, bricht vor der irche ein Reisewagen zusammen; ein älterer Mann und ein nges Fräulein stürzen heraus, Franz eilt dem Mädchen zu ilfe, beide sind von einer rätselhaften Erregung ergriffen; ch schon ist der Wagen wieder reisefertig, schon sind die remden abgefahren. Da findet Franz im Gras die Brief- che des Mädchens, die zwar keinen Namen enthält, wohl er einen Strauß vertrockneter Waldblumen, an denen er

die Geliebte wiedererkennt. Und von nun an weiß Frai
daß seine irrende Wanderschaft in Wahrheit die Suche n
der zweimal verlorenen Geliebten bedeutet. In dem Gar
eines Landhauses außerhalb von Rom findet er Marie da
schließlich wieder; beseligt gestehen sie sich ihre Liebe. U
genau wie bei der ersten Begegnung begleitet das Waldh
des alten Dieners aus der Ferne diese Szene „mit herzdur
dringenden Tönen".

Wie bei der Suche nach den Eltern, so sind auch bei
Suche nach Marie Erinnerung und Ahnung, Vergangenl
und Zukunft auf wundersame Weise ineinander versch
gen; wieder bedeutet jeder Schritt auf das Ziel hin zugl
einen Schritt zurück in Vergangenes. In dem auf uns gek
menen Fortsetzungsfragment des Romans (vgl. S. 495 ff.)
dann ja auch die Wiedervereinigung von den beiden Lieb
den als eine Verschmelzung von Vergangenheit und Zuku
von Sehnsucht und Kindheitserinnerung gefeiert. – Und
der handelt es sich auch bei dieser Reise in die Vergangen
nicht um das bloße Finden der Geliebten. Wie sich schon
den ausgeführten Teilen des Romans erkennen läßt, wie
sich dann besonders deutlich aus dem Fortsetzungsfragme
und aus der umgearbeiteten Romanfassung von 1843 ergi
ist Maries Herkunft nicht weniger geheimnisvoll wie die
Helden, führt auch die Frage nach ihrer Geschichte, n
ihrer Familie in ein vielschichtiges rätselhaftes Geflecht
Personen und Schicksalen. Und wieder scheint die Aufd
kung aller dieser Zusammenhänge von größter Bedeutu
für das vergangene und künftige Schicksal der Liebenden
sein, zumal sich zwischen der einen und der anderen Fa
liengeschichte merkwürdige Parallelen, rätselhafte Ähnli
keiten und so seltsame Verknüpfungen ergeben, daß m
ahnt, daß schon hinter der ersten Begegnung zwischen Ste
bald und Marie weit mehr steht als ein bloßer Zufall.

Aus anderen romantischen Werken, etwa Brentanos *Ro*
zen vom Rosenkranz oder Hoffmanns *Elixiere des Teu*
wissen wir, wie wichtig und bedeutungsvoll die Entwir

chst verwickelter Familiengeschichten und rätselhafter Ge-
lechterverknüpfungen für das Schicksal des romantischen
elden werden kann. Noch wichtiger als das Problem der
erkunft der Hauptpersonen in Tiecks Fragment scheint je-
ch die Frage nach der Bedeutung Maries für Sternbald zu
in, die Frage nach Maries Funktion innerhalb des Romans.
icht Italien, nicht der Vater, ja nicht einmal die Kunst,
ndern die ferne Geliebte ist der eigentliche Fixpunkt aller
hnsüchte des Helden. Maries holdes Angesicht erscheint auf
ternbalds Gemälden, Marie ist die Seele seiner sehnsuchts-
llen Gesänge, die Lichtgestalt seiner Träume. Verheißungs-
ll spiegelt sich seine Liebe zu ihr in den märchenhaften
eschichten, die erzählt, in den Liedern, die gesungen wer-
en; jedes Begebnis und jede Begegnung wecken in ihm
nungsvolle Erwartungen, jeder Gegenstand wird ihm zu
nem vorbedeutenden Zeichen. Der Gedanke an die Ge-
ebte bewahrt Sternbald vor dem Versinken in nacktem
nnengenuß, hindert ihn daran, seine Wanderschaft früh-
itig abzubrechen oder vorzeitige Bindungen einzugehen.
nd selbst die bestimmte Nachricht von ihrem Tode vermag
f die Dauer Sternbalds sehnendes Hoffen nicht zu zerstö-
n. So bildet Marie nicht nur das äußere Ziel seiner Reise,
e ist nicht nur sein „Schutzengel", sein „Genius": sie ist das
gentliche innere Triebwerk von Sternbalds Wanderschaft,
ie Verkörperung seiner romantischen Sehnsucht.

Wie in den eingelegten Erzählungen von *Ferdinand und Leonore* oder (1843) von *Gottfried Rudell* tritt diese romantische Sehnsucht aber durchaus nicht nur als glückhafte Verheißung auf, sondern auch als Qual, Gefahr, Krankheit, ja als Wahnsinn, von dem Sternbald geheilt werden möchte. „Müssen mich diese [Waldhorn-]Töne durch mein ganzes Leben verfolgen?" so stöhnt Franz; „wenn ich einmal zu Frieden und mit mir zur Ruhe bin, dann dringen sie wie eine feindliche Schar in mein innerstes Gemüt und wecken alle kranken Kinder, Erinnerung und unbekannte Sehnsucht, wieder auf." Und Sternbald führt bewegliche Klage dar-

über, daß er nicht „wie die übrigen Menschen einen ganz
fachen Lebenslauf fortsetzen" kann. Schon ganz früh
ihn zum ersten Mal die Erinnerung an Marie überkor
ruft er aus: „Bin ich wahnsinnig . . .? Welche unsicht
Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über
Saiten in meinem Innern hinweg und scheucht alle Trä
und Wundergestalten, Seufzer und Tränen und verklun
Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor?" Und S
bald spürt, daß ihm die Sehnsucht nach der Unbekan
die Kraft raubt, „die den übrigen Menschen verliehe
und die uns zum Leben notwendig bleibt, ich matte mic
in mir selber, . . . mein Mut verzehrt sich, ich wünsche,
ich selbst nicht kenne. Wie Jakob sehe ich im Traume
Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht s
hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu scha
. . . und was ich sehe und höre, ahnde und hoffe und li
möchte, ist nur Traumgestalt in mir."

Hier zeigt sich deutlich, warum die Sehnsucht nach M
dem Helden selbst zeitweilig als Gefahr und Wahnsinn
scheint. Sternbald ahnt, daß all sein Hoffen trügerisch,
sein Erwarten vergeblich ist, daß es sich bei seiner Sehnsu
im Grunde um eine ewige Sehnsucht handelt, die im ir
schen Bereich keine Erfüllung finden kann. „O mein Ge
ich fühle es in mir, strebt nach etwas Überirdischem,
keinem Menschen vergönnt ist. Mit magnetischer Gew
zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bew
alle Ahndungen durcheinander, die längst ausgeweinten Fre
den, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die kei
Erfüllung zugeben." Die Sehnsucht nach Marie führt Ste
bald über die Welt der Wirklichkeit hinaus. Jenseits die
Erde, hoch über den Wolken, weit hinter dem Mond: „. . . a
dort! dort! . . . ist die Heimat aller unsrer Wünsche, dort
die Liebe zu Hause, dort wohnt das Glück, von da her
scheint es auf uns nieder und sieht uns wehmütig an, d
wir noch hier sind." Hermann August Korff hat diese roma
tische Sehnsucht einmal als „säkularisierte Himmelssehnsuc

zeichnet: die „ursprünglich christliche Sehnsucht nach dem nseits alles Irdischen wird im Romantiker zur Sehnht nach dem Jenseits alles Gegenwärtigen. Die Sehnht nach dem Ewigen verwandelt sich in ewige Sehnsucht, d sie schweift nunmehr im irdischen Raum umher, ohne ch in irgendeinem Irdischen je ihr Ziel zu finden."

Nicht also um das Ziel, nicht um das Finden geht es, sonrn um den Schwebezustand der ewigen Sehnsucht, um die dlose Suche, die nicht endende Wanderschaft, in denen sich e romantische Sehnsucht ja nur objektiviert. Das wird auch serem Helden bald klar. Hat Sternbald in seinem ersten ief an Sebastian manchen Menschen noch einen Vorwurf raus gemacht, daß ihnen das Suchen wichtiger sei als das reichen des Zieles und daß sie über dem Suchen sogar „das fundene nicht achten", so lesen wir schon im zweiten ief: „Viele suchen schon gar nicht mehr, und diese sind e Unglücklichsten, denn sie haben die Kunst zu leben verrnt, da das Leben nur darin besteht, immer zu hoffen, zu chen, der Augenblick, wo wir dies aufgeben, sollte der ugenblick unsers Todes sein. ... Ich will daher immer chen und erwarten, ... weil dieser schöne Wahnsinn das önste Leben ist." Und nachdem Sternbald in Straßburg ne „Heilige Familie" vollendet hat, wobei er der Madonna aries Züge gab, erkennt er ganz deutlich, daß er dieses ld nur hat malen können, weil er von der Geliebten trennt, weil Marie für ihn nur ein fernes unerreichbares eal ist: „... ich sage sogar, ... daß diese Unbekanntschaft, es Fernsein von ihr, dies Streben meines Geistes, sie gegenirtig zu machen und zu besitzen, meine Begeisterung war, ich das Bild malte." Und er schließt die bange Frage an: Wenn ich sie einst finden sollte, würde dann vielleicht mein nstlertalent seine Endschaft erreicht haben?" Ganz absehen davon, daß dieser Zweifel besonders bei Sternbald rchaus berechtigt ist, da sein Künstlertum ja nicht in protiver Potenz, sondern aus romantischer Kunstsehnsucht besteht – die Frage, ob der Zustand unerfüllter

Sehnsucht nicht die wahre und einzige Seligkeit bede
wird im Roman auch sonst häufig aufgeworfen und p
beantwortet. Wir erinnern hier nur an Roderigo, de
jeden Wanderer neidisch ist und ihm traurig nachruft: „..
wohl ist dir, ... daß du dein ungewisses Glück noch si
ich habe es gefunden!" Diese ahnungsvolle Angst vor
Finden mag dann schließlich auch das auffällige Zö
Sternbalds erklären, seine anders kaum zu begreifende
entschlossenheit bei der Suche nach seinen Eltern und
allem nach der Geliebten.

Ist nun das endlose Suchen der eigentliche Wesen
von Sternbalds romantischer Existenz, ist Marie für ih
Verkörperung der ewigen Sehnsucht, die im irdischer
reich keine Erfüllung finden kann und darf, so erhält
hier aus auch der Fragmentcharakter des *Sternbald*, w
vieler anderer romantischer Romane, einen tieferen
Florestan betont einmal, daß Anfang und Ende eines L
weniger wichtig seien als der Vorgang des Singens. Un
einer anderen Stelle fragt er: „... warum muß denn
eben einen Schluß haben? ... und nun gar in der entzück
den Poesie! Fangt ihr nur an zu spielen, um aufzuhör
Denkt ihr euch bei jedem Spaziergange gleich das Zur
gehn? Es ist ja schöner, wenn ein Ton leise nach und
verhallt, wenn ein Wasserfall immer fortbraust, wenn
Nachtigall nicht verstummt." – Müssen, ja können *Fr*
Sternbalds Wanderungen überhaupt ein Ende haben?, so w
len auch wir fragen. Würde ein offener Schluß der inne
Tendenz des Romans und dem Charakter seines Hel
nicht weit eher entsprechen?

Eines ist jedenfalls deutlich. Das Finden Maries würde
Ende von Sternbalds Sehnsucht, die Vereinigung mit ihr
Ende seiner romantischen Existenz bedeuten. Alle Se
süchte hätten ihre Erfüllung gefunden, alle Rätsel sich gel
das unruhvolle Schwanken zwischen Ahnung und Erin
rung, zwischen Zukunft und Vergangenheit wäre einer
glückten märchenhaften Gegenwart gewichen: der Überg

von Sternbalds Lebensroman zum Märchen hätte sich vollzogen. Angesichts dieser Bedeutung der Wiedervereinigung der Liebenden wirkt nun das unvermutete und völlig unvorbereitete wirkliche Finden Maries, wie es uns im letzten Kapitel des zweiten Romanteils beschrieben wird, kaum überzeugend. Wie ist es möglich, daß Sternbald schon nach wenigen Minuten von der endlich Gefundenen wieder Abschied nimmt und seinen Besuch für den „folgenden Tag" ankündigt? Wie ist es denkbar, daß danach wieder die alte Unruhe über ihn kommt? Wie kann in seinem abschließenden Gesang von der Hoffnung „auf den Morgen" die Rede sein oder davon, daß er „das Lied nicht finden" kann, „das Leid, das Glück, das mich bewegt"? – Noch weniger befriedigt das Fortsetzungsfragment. Zwar wird hier von den Liebenden ihre Vereinigung in Worten höchster Entzückung gefeiert. Doch wieder verläßt Sternbald Marie und streift unruhvoll in der Landschaft umher; und nicht anders als vor der Wiederbegegnung mit Marie führt er seine Kunstgespräche mit dem alten Camillo fort. Und was hätte nun noch kommen können? Sollte im dritten Romanteil nur noch das Problem der Herkunft von Sternbald und Marie gelöst werden?

Tieck selber hat dann wohl auch eingesehen, daß er durch die verfrühte Vereinigung der Liebenden den Helden seiner romantischen Seele, nämlich der Sehnsucht nach Marie, beraubt hatte. Durch eine Trennung von der Geliebten sollte sie ihm wieder zurückgegeben werden: der Bildhauer Bolz sollte Marie entführen. Nur so konnte das Ziel von Sternbalds Sehnsucht bis zuletzt in unbestimmter Ferne verharren, Marie weiterhin das innere Triebwerk seiner Wanderschaft bleiben. Ob sich jedoch durch diese gewaltsame Trennung der alte Sehnsuchtszustand nach der immerhin einige Monate andauernden Vereinigung der Liebenden wieder hätte herstellen lassen, darf bezweifelt werden.

INHALT

Franz Sternbalds Wanderungen
nach der Erstausgabe von 1798
Erster Teil 7
Vorrede 9
Erstes Buch 11
Zweites Buch 85
Nachschrift an den Leser 191
Zweiter Teil 193
Erstes Buch 195
Zweites Buch 303

Variantenverzeichnis der Ausgabe B von 1843 . . 403
Dokumente und zeitgenössische Urteile 485
Tafelanhang zu den Bildbeschreibungen des Romans 535
Zum Text der vorliegenden Studienausgabe . . . 537
Literaturhinweise 540
Nachwort 543

Universal-Bibliothek